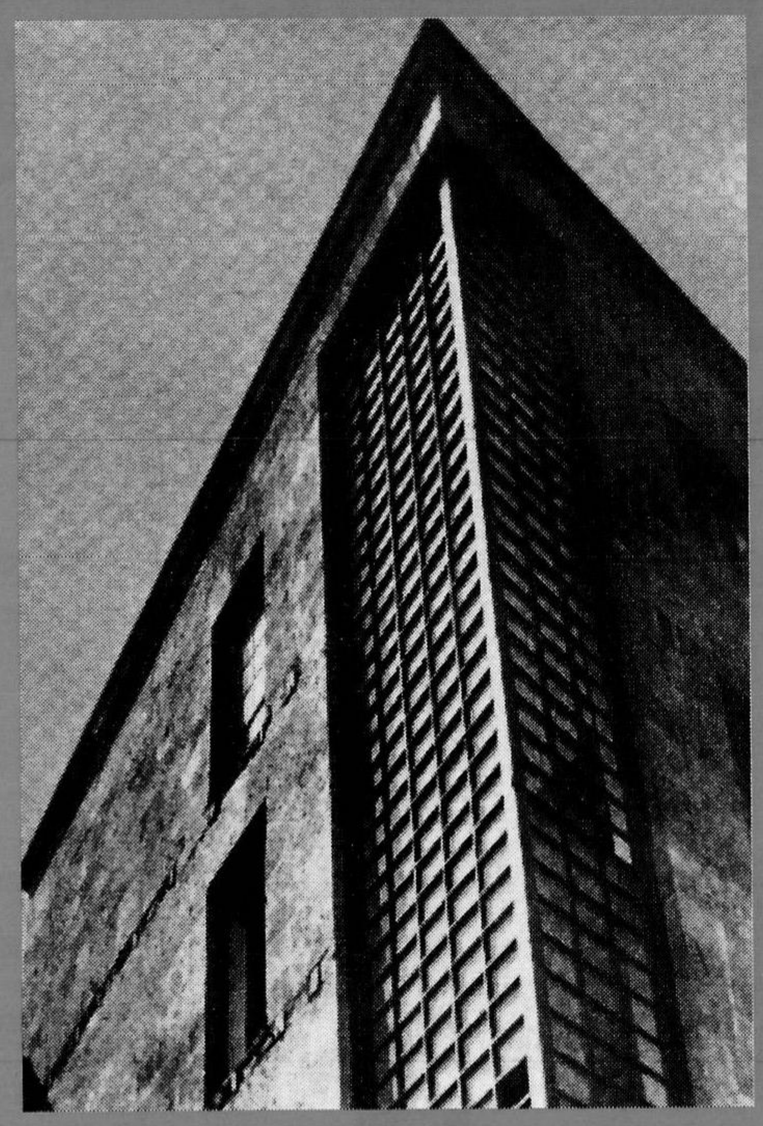
# Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift



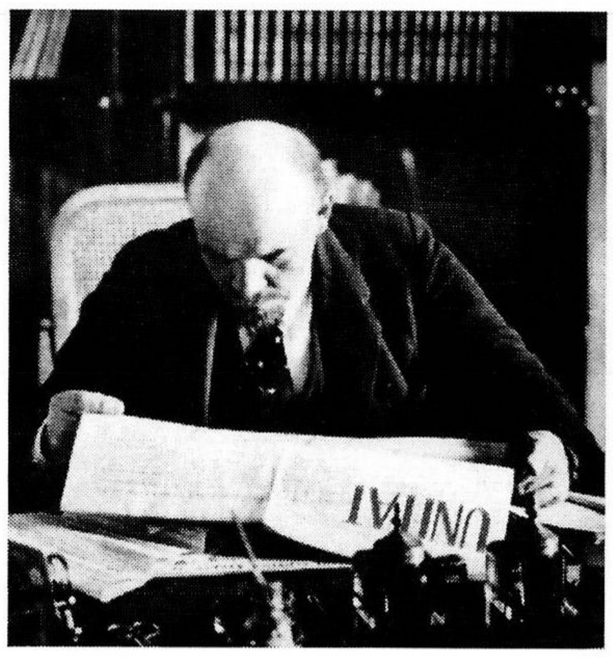
## Mega – Stadt – Raum

Nr. 3 • 1995 53. Jahrgang 40 Schilling

Austauschinserate

# UNITAT

**rote studentinnenzeitung**



**Schwerpunkte des letzten Jahres:**

★ Innere Sicherheit
★ Kommers in Innsbruck
★ Das Geschäft mit dem Osten
★ Linke und Pop
★ Österreichische Hochschülerschaftswahlen
★ Stadt – Leben

Ich möchte
❒ eine **UNITAT**-Probenummer
❒ ein **UNITAT**-Gratisabonnement (5 x im Jahr)
Name:

Adresse:

Einschicken an: **UNITAT** Gußhausstr. 14/3, A - 1040 Wien.
Tel.: 0222/ 504 65 30

# demontage

**Zeitschrift für Politik und mehr**

**Nr. 9**

**Die Sommernummer**

✗ **Faschismus/Nationalsozialismus/ 2. Republik.** Kontinuitäten und Brüche.

✗ **Wien 1945**. Antifaschistischer Widerstandskämpfer berichtet.

✗ Österreicher in der **Wehrmacht**

✗ **Lesbenbewegung** während und nach der NS-Zeit.

✗ Verfolgt und nie entschädigt. Über den **Umgang mit NS-Opfern**.

✗ **Asylgesetzgebung** in Österreich. Ein Überblick.

✗ Friedensprozeß in **Nordirland**.

✗ und mehr...

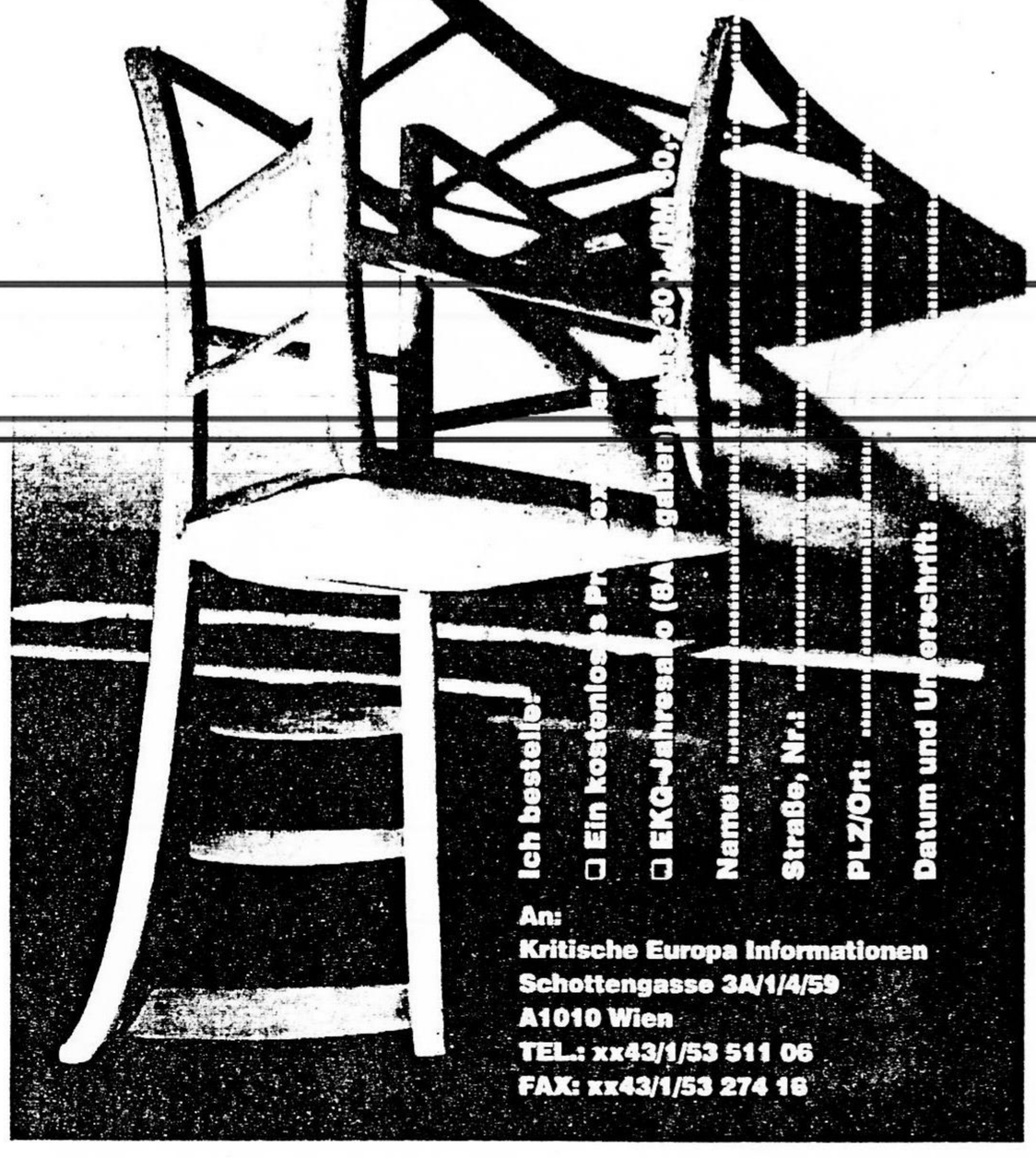
erscheint Mitte **Juni 1995**

**demontage** gibt´s auch im Abo:
öS 80,-/DM 15,-/sFr 15,- für 4 Ausgaben
Bestellen bei: c/o Gruwi Fakultätsvertretung
Rooseveltplatz 5a, PF 101, 1096 Wien

# EKG

**EUROPA KARDIOGRAMM**

**8x jährlich Berichte, Analysen und Kommentare zu europäischer Politik, Wirtschaft und Kultur**



**Ich bestelle:**
❒ Ein kostenloses Probeexemplar
❒ EKG-Jahresabo (8 Ausgaben) öS 300,-
**Name:** .....
**Straße, Nr.:** .....
**PLZ/Ort:** .....
**Datum und Unterschrift:** .....

**An:**
**Kritische Europa Informationen**
**Schottengasse 3A/1/4/59**
**A1010 Wien**
**TEL.: xx43/1/53 511 06**
**FAX: xx43/1/53 274 16**

**an.schläge** *Rezeptfrei im Abo und in der Buchhandlung Frauenzimmer*

*Feministisches Magazin für Politik, Arbeit und Kultur.*

❒ **Schnupper!-Abo** 3 Hefte/ÖS 100,–
❒ **Jahresabo** 10 Hefte/ÖS 380,–
❒ **Jahresabo für Erwerbslose** 10 Hefte/öS 300,–

Name _____
Straße _____
PLZ _____ Ort _____
Datum _____ Unterschrift _____

**1030 Wien**
**Hetzgasse 42/1**

# Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

**Herausgeber:**
Kommunistische Partei Österreichs

**Redaktionskomitee:**
Dr. Winfried Garscha
Dr. Günter Klodner
Mag. Julius Mende
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. Maria Wölflingseder

**Abonnement, Vertrieb und Redaktionsadresse:**
Karin Springer, KPÖ, Trattnerhof 2/14, 1010 Wien,
Tel.: 0222/533 60 23

**Erscheinungsweise:**
fünfmal jährlich

**Abonnement-Preise:**
5 Hefte 200,– S; 35,– DEM

**Layout:**
Matthäus Zinner

**Druck:**
Druckerei Gerstmayer Ges.m.b.H., Schönnbrunner Straße 215, 1120 Wien.


**Die nächste Nummer**

erscheint
Anfang
**Oktober 1995**

Themenschwerpunkt:
**Literatur**

# Inhalt

Nr. 3, Juli 1995, 53. Jahrgang


ÖSTERREICH

KPÖ-Diskussion: Überlegungen zu 50 Jahre Befreiung, 40 Jahre Staatsvertrag und Neutralität . . . . . .2

POLITIK

Adam SCHAFF: Was muß die Linke wissen? . . . . . .6
Franz SCHANDL: Staatliche Reibereien . . . . . .8
Linke Dialogkonferenz . . . . . .10
Franz SCHANDL: Haider = Vranitzky? . . . . . .11

THEMA: MEGA – STADT – RAUM

Claude SCHNAIDT: Kritik und Perspektive der Stadt . . . . . .15
Klaus BRAKE: Neue Räume in der Stadt . . . . . .20
Wolfgang PRIGLINGER: Perspektiven der gegenwärtigen Architekturentwicklung . . . . . .25
Irmi VOGLMAYR: Die Stadt und die Frauen . . . . . .30
Peter JIRAK:Das Verhältnis von Stadt und Land im Parergon der Architektur . . . . . .36

EUROPÄISCHE UNION

Anthony COUGHLAN: Die wirtschaftliche, monetäre und politische Union – Was bedeutet sie für Irland? . . . . . .44
Günther KLODNER: Die Zerschlagung des Zementgiganten Aget-Iraklis . . . . . .48

GENTECHNOLOGIE

Peter MOESCHL: Gentechnologie – Pro und Kontra . . . . . .52
ZUM TOD VON WOLFGANG HARICH . . . . . .54
ZUM TOD VON ERNST BORNEMAN . . . . . .57

LESERBRIEFE . . . . . .58 und 64

BÜCHER

Werner Pirker: Die Rache der Sowjets – Politisches System im postkommunistischen Rußland
Helmuth Lethen: Verhaltenslehren der Kälte – Lebensversuche zwischen den Kriegen
John Erpenbeck: Wollen und Werden / Herbert Hörz: Selbstorganisation sozialer Systeme . . . . . .60


Titelbild: G. Kotschar, Studentenwohnheim des Zooveterinärinstituts in Jerewan, 1931

# Überlegungen zu 50 Jahre Befreiung, 40 Jahre Staatsvertrag und Neutralität

**Vom Bundesvorstand der KPÖ gebilligte Diskussionsgrundlage**

*Zum fünfzigsten Male jähren sich 1995 die Befreiung Österreichs vom Faschismus und die im von der Sowjetarmee befreiten Wien erfolgte Gründung der Zweiten Republik. Nur drei Monate nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht warfen die USA ihre eben entwickelten Atombomben über Japan ab und leiteten damit ein neues Zeitalter der internationalen Politik ein.*

Das Ende der Anti-Hitler-Koalition und der Beginn des Kalten Krieges schufen neue Rahmenbedingungen des Wiederaufbaues in Österreich und verschlechterten die Chance, die Einheit und Unabhängigkeit des Landes wiederherzustellen. Zurecht feiert Österreich 1995 daher auch den 40. Jahrestag von Staatsvertrag und Neutralität, durch die dies endlich gelang.

Die offiziellen Feierlichkeiten erhalten ihr Gepräge dadurch, daß diese Fundamente der Zweiten Republik von den heute Regierenden zerstört werden. Es entspricht der Logik der Rechtsentwicklung, daß die Kommunistische Partei Österreichs aus diesen Feierlichkeiten und den Diskussionen über die Perspektiven des Landes ausgegrenzt wird. Umso mehr fühlen wir uns herausgefordert, in den aus historischem und aktuellem Anlaß zur Debatte stehenden Fragen Stellung zu nehmen.

Die KPÖ war und ist Teil der österreichischen Nation; sie hatte an ihrer Formierung theoretischen und praktischen Anteil. Durch ihre gesamte Geschichte hat sie sich bemüht, die Interessen der Arbeiterklasse und des österreichischen Volkes zum Inhalt ihrer Politik zu machen. So ist aber auch – gerade aus Anlaß der heutigen Jubiläen – zu fragen, weshalb der Einsatz von so vielen KommunistInnen und das große Ansehen, das sie im antifaschistischen Widerstandskampf errangen, nicht den seit Jahrzehnten anhaltenden Einflußrückgang der KPÖ verhindern konnten.

## 1.

Gewiß ist die offizielle Einschätzung, Österreich sei ausschließlich „Opfer" des Nationalsozialismus einseitig und übergeht die schuldhafte Verstrickung vieler Tausender Österreicher und Österreicherinnen in antisemitische Pogrome und die historisch einzigartigen Verbrechen der Nazi-Diktatur. Dies und die versuchte Vereinnahmung des Antifaschismus durch die etablierten Kräfte auf Grundlage dieser unaufrichtigen Sichtweise stoßen zu Recht auf Ablehnung.

Ebenfalls einseitig wäre es allerdings, die Existenz eines österreichischen antifaschistischen und nationalen Widerstandes zu übersehen. Fast 50 Prozent der von den Nazis erfaßten Widerstandsaktionen wurden von Kommunisten und Kommunistinnen getragen. Kommunisten und Kommunistinnen kämpften gemeinsam mit anderen als InterbrigadistInnen in Spanien, nahmen in den Reihen der Widerstandsbewegungen in Frankreich, Jugoslawien, Belgien, in den Konzentrationslagern sowie in den Alliierten Armeen und im Exil am Kampf gegen den Faschismus teil. Sie leisteten im Land zivilen und militärischen Widerstand, waren maßgeblich an der Gründung der österreichischen Freiheitsbataillone und an der Organisierung der antifaschistischen Kräfte in der Emigration beteiligt. Ihnen wird vom offiziellen Österreich noch immer weitgehend die Anerkennung versagt. Die KPÖ kann und muß sich daher viel offensiver zum antifaschistischen Widerstand als einem wesentlichen Teil ihrer Identität bekennen.

Der Widerstandskampf der Kommunisten und Kommunistinnen gegen die NS-Diktatur war auf den Sturz der nationalsozialistischen Herrschaft, die Beendigung des Krieges und die Wiederherstellung der österreichischen Unabhängigkeit gerichtet. Keines dieser drei politischen Ziele kann ausgeklammert werden, wenn man dem Antifaschismus der KPÖ gerecht werden und sich in seine Kontinuität stellen will.

Um den Leistungen dieses Widerstandes Gehör zu verschaffen, darf er nicht verklärt, sondern muß durch seine inneren Widersprüche und Konflikte nachvollziehbar gemacht werden. Historische Wahrheit ist auch, daß der Widerstandskampf der KommunistInnen vor allem durch Aktionen kleiner Widerstandsgruppen und einzelner isolierter GenossInnen charakterisiert war und zentrale Leitungsstrukturen der Situation entsprechend eine geringere Rolle spielten, als das in den parteioffiziellen Darstellungen der 40er und 50er Jahre geschildert wurde, die das zentralistische Parteimodell dieser Zeit ideologisch legitimierten.

## 2.

Aufgrund des kommunistischen Beitrages im Widerstandskampf wurde die KPÖ Gründungspartei der Zweiten Republik. Diese auf revolutionäre Weise ausgerufene Republik eröffnete nicht nur die Chance auf einen echten Neubeginn, sondern auch auf einen radikalen Bruch mit den Strukturen des Monopolkapitalismus, der die Basis des Faschismus in Deutschland und Österreich bildete.

In den ersten Monaten nach der Befreiung wurden Grundprobleme der Versorgung gelöst, Voraussetzungen für eine staatliche Verwaltung und ein demokratisches Leben geschaffen. Sozialistische, kommunistische und christliche GewerkschafterInnen gründeten gemeinsam einen neuen einheitlichen Gewerkschaftsbund. Dabei und bei der Verfolgung von Nazi-Verbrechern, worüber zunächst zwischen den Parteien Konsens bestand, spielten Kommunisten und Kommunistinnen in allen Teilen des Landes eine herausragende Rolle. Mit dem Ergebnis der Novemberwahlen 1945 wurde klar, daß der Zug in Richtung kapitalistische Restauration fahren würde. Schrittweise

löste sich der ursprüngliche antifaschistische Konsens zwischen den Parteien auf. Die KPÖ und die Linke in der SPÖ wurden an den Rand des Geschehens gedrängt.

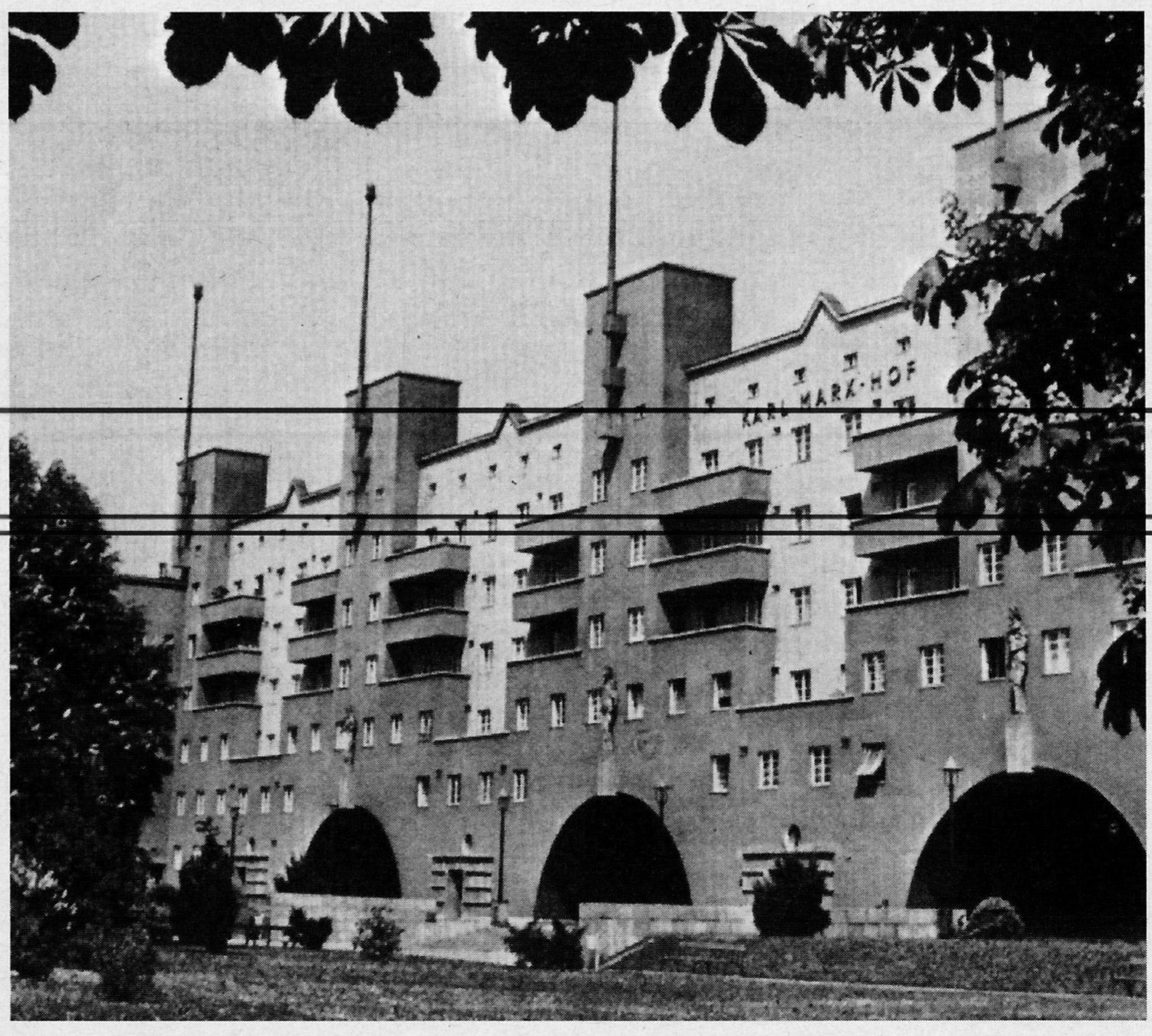
Trotz des Antikommunismus der beiden anderen Parteien wurde die KPÖ von einer großen Zahl von Arbeiterinnen und Arbeitern als die entscheidende Oppositionskraft gegen die kapitalistische Restauration und als eigentliche Interessensvertretung anerkannt. Obwohl sich schon frühzeitig abzeichnete, daß eine sozialistische Entwicklung in Österreich sehr unwahrscheinlich war, wollte sich die Führung der KPÖ mit dem Status einer vergleichsweise kleinen konsequenten Oppositionspartei im Interesse der Arbeiterklasse nicht abfinden, sondern erhob einen unter den gegebenen politischen Kräfteverhältnissen irrealen Anspruch auf eine Führungsrolle im Staat.

Die Überschätzung der eigenen politischen Möglichkeiten war andererseits mit einer zögerlichen und widersprüchlichen Haltung des hierarchisch strukturierten Parteiapparates gegenüber spontanen Bewegungen von unten verbunden. Das gilt insbesondere auch für den großen spontan entstandenen Streikkampf gegen den 4. Lohn- und Preispakt im September und Oktober 1950, den die Regierenden als „kommunistischen Putschversuch" diffamierten. Das Zeugnis Beteiligter und auch die zeitgeschichtliche Forschung ergeben übereinstimmend, daß zu diesem Zeitpunkt eine Machtübernahme seitens der KPÖ nicht nur nicht möglich war, sondern auch nicht in Erwägung gezogen wurde.

Alles das führt aber zu einer Frage, die wir vertieft studieren und diskutieren müssen, um zu einer Wertung der KPÖ-Politik dieser Periode zu gelangen. Setzte sich die Parteiführung durch widersprüchliche Signale nicht selbst auch dem im Kalten Krieg ausgestreuten Verdacht aus, die Staatsmacht gegebenenfalls gegen eine Mehrheit der Bevölkerung erobern zu wollen? Zu fragen ist auch, ob nicht die freiwillige Einordnung der KPÖ-Politik in die vom Kalten Krieg definierten Frontstellungen so weitgehend war, daß sie die nationale Orientierung der KPÖ untergrub und die Isolierung der Partei erleichterte.

### 3.

Die Ausgrenzung der KPÖ nach der totalen Niederlage des Hitler-Faschismus und seiner österreichischen Anhänger begann bereits im Sommer 1945. Der ideologische Sieg des neuen Österreich über den Nationalsozialismus wurde nie errungen, weil der Kampf gegen ihn von ÖVP und SPÖ rasch wieder abgebrochen wurde. An die Stelle des Antinazismus trat der Antikommunismus, an die Stelle des antideutschen Sentiments das antirussische. Mit der vollen Entfaltung des Kalten Krieges 1947/48 war dieser Prozeß abgeschlossen. Diese Ausgrenzung der KPÖ aus dem öffentlichen Leben ging Hand in Hand mit einer Selbstausgrenzung. Es war nicht nur die freiwillige kritiklose Übernahme wechselnder außenpolitischer Positionen der Sowjetunion durch die KPÖ-Führung und die Tatsache, daß sie undemokratische Maßnahmen, ja sogar staatlichen Terror in den Volksdemokratien verteidigte, sondern auch die autoritäre Strukturierung der eigenen Partei, ihr „Monolithismus", der das Parteileben deformierte und die KPÖ viel von ihrem Ansehen unter den demokratischen und antifaschistischen Kräften kostete. Der Verlust an Glaubwürdigkeit war durch die vielfach erfolgreiche Interessenspolitik vieler Genossen und Genossinnen an der Basis nicht wettzumachen und ist bis heute eine der Ursachen für Unterschiede in der regionalen Präsenz der KPÖ und das Auseinanderklaffen von lokalem und gesamtösterreichischem Einfluß. Auch wenn es schwerfällt, es auszusprechen: Die Hoffnungen und Träume vieler Tausender Mitglieder scheiterten nicht nur an dem die kapitalistische Restauration begleitenden Antikommunismus, sondern auch an Fehleinschätzungen, Fehlorientierungen und Fehlverhalten der KPÖ.




*Karl-Marx-Hof, 1927–1930. Wien*

### 4.

Nicht zuletzt aufgrund seiner exponierten Lage gegenüber den Volksdemokratien bzw. realsozialistischen Staaten war das Kapital an einer stabilen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung interessiert. Österreich erhielt pro Kopf gerechnet die größten Zuwendungen aus dem Marshall-Plan, was mithalf die längste Konjunkturperiode seiner Geschichte einzuleiten. Mit der Einrichtung der „Paritätischen Kommission" wurde die „Sozialpartnerschaft" institutionalisiert, ÖVP und SPÖ ver-

banden sich auf der Grundlage ihres Konsenses über den kapitalistischen Wiederaufbau zu einer jahrzehntelangen Dauerkoalition. Viele der sozialen Errungenschaften dieser Zeit, die auch halfen, die Arbeiterschaft in den kapitalistischen Wiederaufbau einzubinden, wurden nicht freiwillig von oben gegeben, sondern durch Druck in den Betrieben, an dem kommunistische Betriebsräte und GewerkschafterInnen einen maßgeblichen Anteil hatten, erkämpft.

Für die KPÖ veränderte der Abschluß des Staatsvertrages, der – mit einer kurzen Abweichung 1954 – ihrer jahrelang vertretenen Grundlinie entsprach, allerdings ohne ihr Mitwirken zustande kam, grundlegend die Lage. Zehntausende Mitglieder kehrten der Partei unter den neuen Verhältnissen den Rücken. Der 20. Parteitag der KPdSU mit seinen Enthüllungen über die Verbrechen Stalins bedeutete einen weiteren Schock, ebenso die Ereignisse in Ungarn 1956.

Trotz des 20. Parteitages der KPdSU behauptete sich in der KPÖ eine dogmatische Linie, die die Entwicklungsmöglichkeiten des zeitgenössischen Kapitalismus unterschätzte und die „moskautreue" Politik unter neuen Vorzeichen fortsetzte. Der Verlust von wichtigen politischen Positionen, einschließlich der parlamentarischen Vertretung 1959 ist daher einerseits wohl die Folge des unterschätzten kapitalistischen Aufschwungs, der die Zweite von der Ersten Republik unterschied, sowie des offiziellen Antikommunismus; er hat aber andererseits seine subjektiven politischen Ursachen im Scheitern einer innenpolitischen Neuorientierung und Erneuerung der Kommunistischen Partei. Trotzdem leistete die KPÖ in dieser Zeit viel zur Verteidigung der Verstaatlichten Industrie bzw. als sozialpolitische Schrittmacherin: Wichtige Reformen wie Arbeitszeitverkürzungen, der 13. und 14. Monatsgehalt oder die Abschaffung der „Ledigensteuer" wurden zunächst und über lange Zeit ausschließlich von ihr und den mit ihr verbundenen GewerkschafterInnen vertreten, ehe sie von der SPÖ bzw. der Regierung aufgegriffen wurden.

Die dogmatische Richtung der KPÖ sah sich aufgrund der politischen Rückschläge zunehmend mit – einer in sich widersprüchlichen – Opposition konfrontiert. Auseinandersetzungen und phasenweise extreme Schwankungen waren die Folge. So diskreditierte das in jeder Hinsicht gescheiterte wahlpolitische Experiment von 1966 (die KPÖ kandidierte nur in einem einzigen Wahlkreis und rief bundesweit zur Unterstützung der SPÖ auf, die ÖVP gewann die absolute Mehrheit) jegliche Erneuerung, weil es von der kapitalen Fehleinschätzung ausging, die SPÖ könne so nach links gedrängt werden. Es leitete die latente Parteikrise in ein akutes Stadium über. Die in der Partei bestehenden Konflikte wurden allerdings nicht vorrangig um die anstehenden innenpolitischen Probleme ausgetragen. Die 1968 von der Parteiführung ausgesprochene Verurteilung des gewaltsamen Endes des „Prager Frühlings" wurde zwei Jahre später nach einem heftigen parteiinternen Kampf wieder zurückgenommen. Das entwertete nicht nur die inzwischen erarbeitete Orientierung auf eigene österreichische Wege zum Sozialismus, sondern blockierte auch deren sachliche kritische Weiterentwicklung und damit eine tiefgreifende Erneuerung der KPÖ. Tausende Mitglieder verließen in der Folge die KPÖ, andere wurden an den Rand der Partei und in die Resignation gedrängt. Dieses Ergebnis der Auseinandersetzungen in der KPÖ hatte tiefgreifende negative Konsequenzen für die Partei selbst und die gesamte Linke.

## 5.

Die ökonomische und politische Situation der siebziger Jahre erlaubte es der SPÖ, sich als Garantin einer längst fälligen gesellschaftlichen Erneuerung zu profilieren. Die wichtigsten Modernisierungen lagen durchaus im Interesse des Großkapitals, wie auch die „sozialpartnerschaftlich" paktierten sozialen Fortschritte, die mithalfen, die Gewerkschaften und große Teile der arbeitenden Bevölkerung an das kapitalistische System zu binden.

Das Ergebnis der SPÖ-Alleinregierung war daher widerspruchlich. Einerseits wurden längst fällige Reformen im Justizwesen, in der gesellschaftlichen Stellung der Frau, im Bildungsbereich etc. durchgeführt, andererseits rückte die SPÖ-Programmatik insgesamt nach rechts, indem jeder Anspruch auf eine sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft aufgegeben wurde.

Trotz der sozialpolitischen Fortschritte, die, da Kreisky jeden Eingriff in die Verteilungsverhältnisse ablehnte, durch eine anwachsende Staatsverschuldung finanziert wurden, war eine steigende Einkommensumverteilung zugunsten der Besitzenden und Zinseinkommen die Folge. Die SPÖ profitierte 1975 politisch von der kapitalistischen Wirtschaftskrise, weil sie erfolgreiche Anstrengungen zur Vermeidung von Massenarbeitslosigkeit unternahm und sich dabei neben der Budgetpolitik auch der Verstaatlichten Industrie bediente („Österreichischer Weg").

Deshalb hebt sich die Periode der siebziger Jahre angesichts heutiger Entwicklungen des österreichischen Kapitalismus (Sozialabbau, wachsende Arbeitslosigkeit, Liquidierung der Verstaatlichten und EU-Beitritt) positiv ab. Das gilt insbesondere auch für die selbständige Außenpolitik, die die Möglichkeiten der Neutralität aktiv nutzte.

Fortschrittliche Gesellschaftspolitik wird auch heute an den Errungenschaften der Ära Kreisky/Dallinger anknüpfen. Sie wird sich aber im Unterschied dazu nicht auf einen „sozialpartnerschaftlichen" Ausgleich der Interessen, sondern auf eine kämpferische gewerkschaftliche Interessensvertretung und eine Umverteilung von Einkommen und Vermögen stützen müssen.

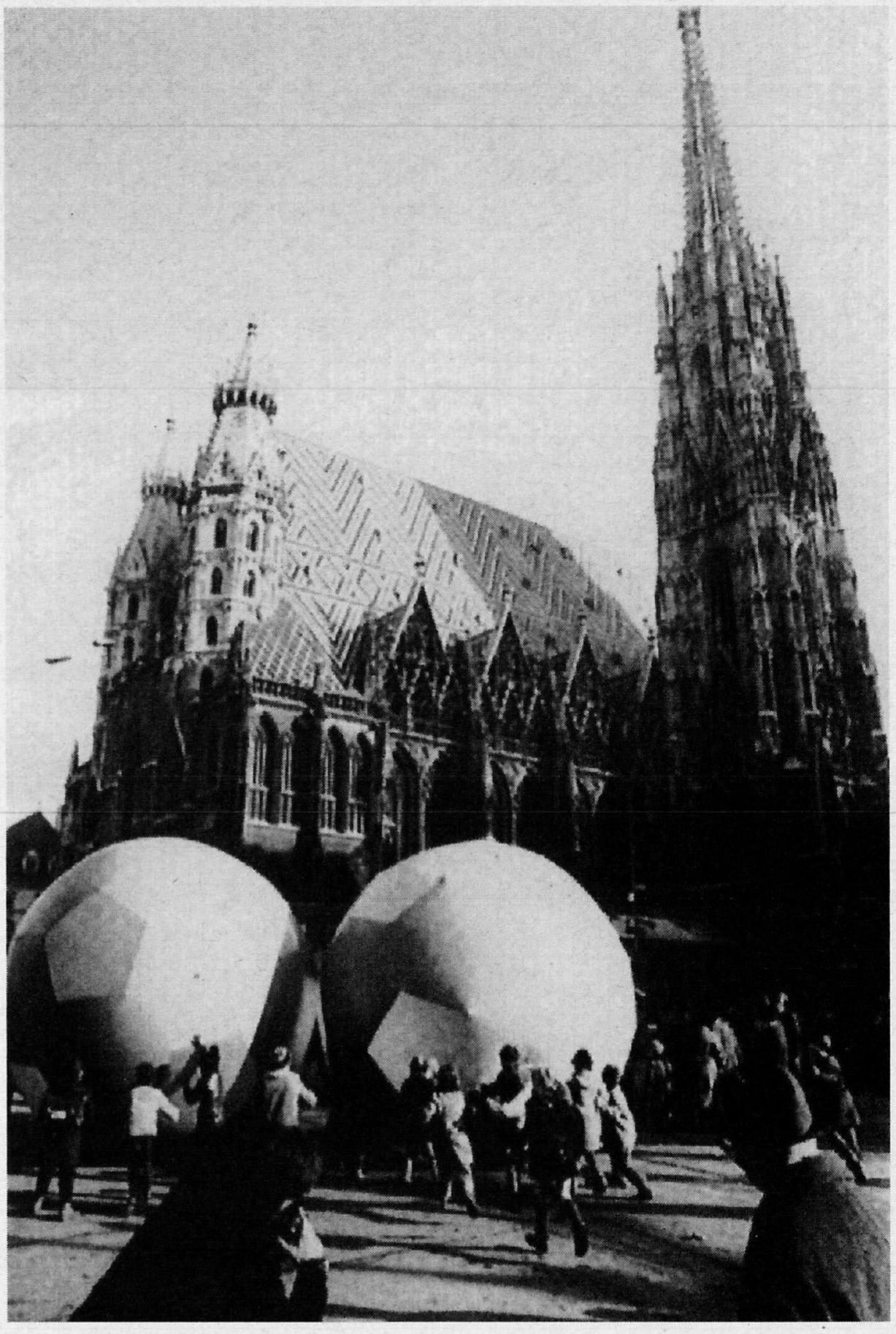
Die relativ großen gesellschaftlichen und politischen Bewegungen der siebziger und Anfang der achtziger Jahre, wie die Studentenbewegung, die Friedensbewegung, die Frauenbewegung, die Antiimperialistische Solidaritätsbewegung, die Umwelt- und Antiatombewegung, die Bewegung für die Minderheitenrechte der Volksgruppen und für das Verbot der Neonazigruppen, fanden von der Kreisky-Regierung nur geringe Beachtung. Letztlich wurde auch unter Kreisky, wie er selbst sagte, „rechts regiert".

In dem neuen gesellschaftlichen Klima konnte die KPÖ in verschiedenen Bereichen Fortschritte und bis zum Einbruch der kapitalistischen Krise 1975 auch wahlpolitische Erfolge erzielen. Eine neue Generation von Mitgliedern stieß zur Partei. Trotzdem wurde die Chance zu einem nachhaltigen Ausbruch aus der Isolation und zu einer tiefgreifenden Erneuerung der KPÖ nicht genützt. Die Partei zeigte sich so wie die meisten kommunistischen Parteien und die Arbeiterbewegung insgesamt außerstande, die gesellschaftskritischen Impulse der Jugend-, Studenten- und Frauenbewegung der Nach-68er-Periode aufzugreifen und neu gewonnene Positionen in Betrieben und Gewerkschaften zu stabilisieren. Der sich formierenden

Ökologie-Bewegung stand die KPÖ verständnislos gegenüber.

Was die westeuropäische kommunistische Bewegung betrifft, muß man feststellen: Weder das Festschreiben einer immer mehr zum Dogma erstarrenden Marxismus-Variante mit der strikten Orientierung an der außenpolitischen Strategie der UdSSR noch sozialdemokratisch inspirierte Wandlungen vermochten den Millionen in Bewegung geratenen Jugendlichen eine glaubwürdige Alternative zu bieten.

Die von KPÖ-Mitgliedern wesentlich mitgetragenen Friedens- und antifaschistischen Bewegungen haben das politische Klima im Lande bis heute positiv beeinflußt. Bei Anerkennung aller dieser Beiträge muß aber auch kritisch eingeschätzt werden, daß aufgrund des beschriebenen Unverständnisses und einem oft erhobenen Avantgarde-Anspruch die KPÖ-Politik zu ihren Niederlagen und Rückschlägen beitrug.



*Coop Himmelblau, „Stadtfußball", Wien-Graben, 1971*

Auf diesem Hintergrund wirkte sich die Erschütterung, die der Zusammenbruch des „Realsozialismus" in Osteuropa auslöste, besonders nachhaltig aus und führte die KPÖ an den Rand des Zerfalls.

Der heute in der KPÖ unternommene Versuch einer Erneuerung knüpft einerseits an den vielen Erfahrungen kommunistischer Interessenspolitik und der Teilnahme an oppositionellen Bewegungen an; er erfordert gleichzeitig nicht nur eine kritische Aneignung der verschiedenen Traditionsstränge des Marxismus und anderer fortschrittlicher Theorien, sondern auch eine selbstkritische Beschäftigung mit der eigenen – auch jüngeren – Geschichte.

## 6.

Österreich steht heute neuerlich an einem Wendepunkt. Nach einem halben Jahrhundert Zweite Republik zerstören die Herrschenden, dem internationalen Trend folgend, nicht nur die bisherigen wirtschaftlichen Strukturen und sozialen Standards, sondern stellen auch die Neutralität und nationale Unabhängigkeit zur Disposition. Die jahrzehntelang das politische Leben prägenden Großparteien befinden sich in einer Krise, rechtsextreme und rassistische Politik wird wieder massenfähig. Wenn man unter „Dritter Republik" eine qualitative Veränderung der ökonomischen, sozialen und außenpolitischen Existenzbedingungen Österreichs versteht, so haben ÖVP und SPÖ gemeinsam schon einen bedeutenden Weg dorthin zurückgelegt und damit einer Machtergreifung Haiders den Weg geebnet.

Diese Entwicklung liegt nicht im Interesse der Mehrheit der in Österreich lebenden Menschen. Widerstand gegen den Ausverkauf an die EU, gegen die Aufgabe der Neutralität, gegen Sozialabbau und Rechtsentwicklung ist heute notwendiger denn je.
Mehr denn je bedürfen heute die ArbeiterInnen, Angestellten, PensionistInnen, Frauen, Arbeitslosen, Jugendlichen, ArbeitsimmigrantInnen, bzw. Flüchtlinge einer autonomen politischen Interessensvertretung. Mehr denn je bedarf es einer antifaschistischen, antirassistischen, auf die nationale Unabhängigkeit gerichteten demokratischen Politik. Mehr denn je braucht Österreich eine radikale sozialistische Perspektive. Weder von der Sozialdemokratie noch von den Grünen ist eine solche Politik zu erwarten.

Angesichts der Krise der kommunistischen Bewegung hat sich die KPÖ Anfang der neunziger Jahre zu einer radikalen Erneuerung entschlossen. Ohne einen politischen Monopolanspruch zu stellen, will sie sich als eine selbständige Partei weiterentwickeln, ihre Beiträge zur Entfaltung von Widerstand gegen die Kapitaloffensive und zur Herstellung einer politischen Aktionseinheit der Linken leisten. „Die Vereinigung mit anderen linken Kräften, die sich auf eine Überwindung des kapitalistischen Systems orientieren, soll als längerfristige Möglichkeit offengehalten werden", heißt es in der vom 29. Parteitag beschlossenen Grundsatzerklärung.

Eine solche Perspektive wird weder durch praktische noch ideelle Selbstaufgabe geöffnet. Sie erfordert im Gegenteil die Entwicklung eines neuen kommunistischen Selbstverständnisses.

Die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte, die bei allen Fehlern und Irrtümern die eines ehrlichen, ja phasenweise heroischen Kampfes für die Rechte der Arbeiterklasse und des österreichischen Volkes, für Freiheit, Demokratie, Frieden, Menschenrechte und Sozialismus war, ist dabei eine wichtige Quelle dieses Selbstverständnisses. ■

# Was muß die Linke wissen?

## Hat der Sozialismus Bankrott gemacht?

*Adam SCHAFF*

*Wenn wir – wie ich es in den vorangegangenen Artikeln betont habe – vor der Perspektive eines neuen Sozialismus stehen, dann muß sich die „Neue Linke", die ihn meines Erachtens realisieren wird, über das, was vor sich gegangen ist und das, was kommen soll, Rechenschaft ablegen.*

Das öffentliche Bewußtsein hierzulande und in der ganzen Welt geht davon aus, daß der Sozialismus Bankrott gemacht hat. Wie und wozu soll man ihn dann aber neu aufbauen? Auf diese Frage müssen wir zunächst eine Antwort parat haben. Das ist notwendig für all jene, die uns dabei helfen sollen, wie für uns selbst. Wir sollen doch die Baumeister dieses neuen Werkes sein, und deswegen müssen wir davon überzeugt sein, daß es sich hierbei nicht um etwas handelt, das im vorhinein zum Untergang verurteilt ist.

Auch auf die zweite, damit verbundene Frage muß man eine Antwort finden: Was für einen Sozialismus wollen wir aufbauen, wo doch der erste Versuch eines solchen Aufbaus mißlungen ist? Versuchen wir also, auf diese Fragen eine Antwort zu finden. Sie gehört jedenfalls zum obligatorischen Wissen der „Neuen Linken".

### Bankrott des Sozialismus?

Hat also der Sozialismus wirklich jenen Bankrott erlitten, den die öffentliche Meinung nahelegt? Ich behaupte, daß das nicht wahr ist, obwohl es paradox klingt: Ist denn nicht das, was wir aus der Geschichte des Realen Sozialismus in den letzten Jahren lernen konnten, ein überzeugender Beweis für die Richtigkeit der besagten These? Ich behaupte: Nein! Meines Erachtens handelt es sich hier zum Teil um ein Mißverständnis, dem die betreffenden Verfechter derartiger Behauptungen aufsitzen, zum anderen Teil aber um bewußte Lügen. Das möchte ich zunächst beweisen und daher vorerst zum Gegenstand meiner weiteren Erörterungen machen.

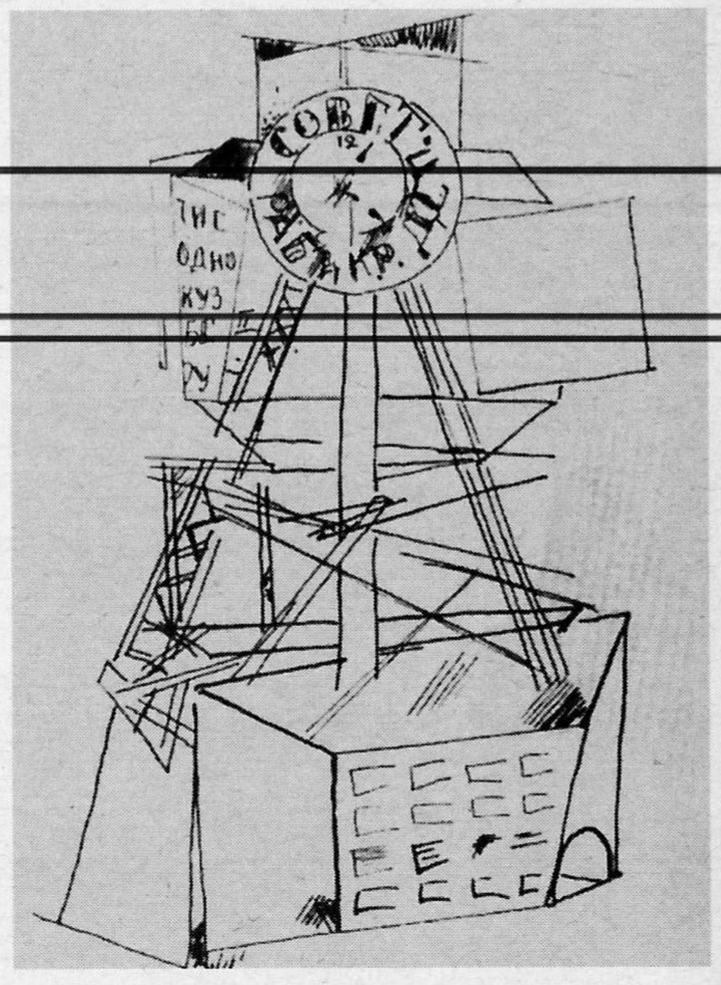
Haben denn die Länder des Realen Sozialismus keinen Bankrott erlitten, wird der verwunderte Leser fragen? Freilich, ja! Den Bankrott haben eben die *Länder des Realen Sozialismus* erlitten, aber doch nicht der *Sozialismus* als solcher. – Ist das nicht ein und dasselbe? – Ganz klar: Nein! Und das ist der Grund des Mißverständnisses auf der einen Seite, der bewußten Manipulation auf der anderen.

### Entstellung des klassischen Marxismus

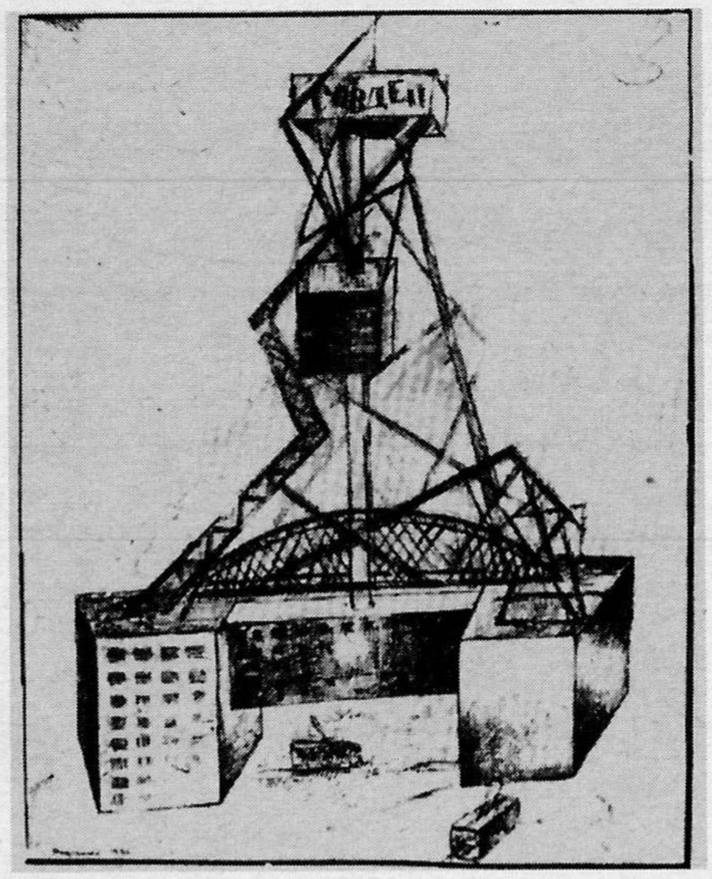
Wir müssen uns jetzt leider auf einen kleinen Spaziergang ins Gebiet der Theorie begeben, den uns der Leser verzeihen wird. Das Problem liegt nämlich darin, daß sich der sogenannte Reale Sozialismus auf eine spezifische Interpretation des Marxismus stützt, die sich im Widerspruch zu etlichen fundamentalen Thesen des klassischen Marxismus befindet. Diese Behauptung ist kein Manöver und auch keine Manipulation, sondern eine grundlegende Wahrheit, die sich die „Neue Linke" gut aneignen muß, wenn sie die Zukunft fehlerfrei aufbauen möchte. Auch wenn es vielen, speziell älteren Genossen das Herz brechen wird, muß man zugeben, daß der Marxismus-Leninismus, wie wir ihn aus der jüngeren Vergangenheit kennen, in etlichen seiner Grundthesen eine *Entstellung* des klassischen Marxismus bedeutet – speziell dann, wenn es sich um die Verbindung von Sozialismus und Demokratie handelt. Dabei verstehe ich das Widerstreben vieler Marxisten gegen solch eine Bewertung, die den Marxismus-Leninismus als eine Art authentische Auslegung – wie es im juristischen Sprachgebrauch heißt – des Marxismus auffassen. Aber auch sie müssen zugeben, daß die Verteidigung des Marxismus – wo er doch dessen theoretische und ideologische Grundlage bildet – für die Sache des Sozialismus wichtiger ist, als jene ohnedies von der gesellschaftlichen Wirklichkeit falsifizierte Interpretation. Das ist freilich eine harte Nuß, ich weiß es aus meiner eigenen Erfahrung, aber sie muß bewältigt werden, wenn man die Praxis meistern will.

### Die Fehler des Voluntarismus

Worin besteht aber jetzt diese Entstellung, von der hier die Rede ist? Sie besteht – es ist nur eine „Kleinigkeit" – in erster Linie in der Leninschen Revolutionstheorie und der Interpretation der Marxschen Theorie der Diktatur des Proletariats. Ich behaupte nämlich, daß diese beiden Leninschen Konzeptionen, die als theoretische Basis für die Oktoberrevolution dienten, im Widerspruch zum Marxismus stehen, und daß diese „Erbsünde" sie vom Moment ihrer Geburt an zum Untergang verurteilt hat. Lenin selbst hat das am Ende seiner Tage zugestanden, obwohl diese Tatsache bis jetzt fleißig verborgen gehalten wird. (Die diesbezüglichen Einschätzungen Lenins werden unter anderem im Buch Boris Bazhanovs, „Memoiren eines ehemaligen Sekretärs Stalins", aus wohlverständlichen Gründen erst 1980 in russischer Sprache erschienen, wiedergegeben). Worum geht es hier konkret? Es geht um den Fehler des Voluntarismus, das heißt um das Ersetzen der objektiven Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung



*A. Rodschenko, Haus der Sowjets, Experimentelle Entwurfsvariante*



*A. Rodschenko, Haus der Sowjets, Experimentelle Entwurfsvariante*

durch den bloßen Akt des menschlichen Willens. Nicht ich bin der Urheber dieser These. Seit der Geburt der Russischen Revolution haben sie die Größten am marxistischen Firmament wiederholt: Karl Kautsky, Georgyi Plechanov, Rosa Luxemburg (obwohl sie selbst sich entschieden hat, dieses „Risiko" zu unternehmen), und später in verhüllter Form Gramsci. Die Faszination der ersten großen antikapitalistischen Revolution hatte zur Folge, daß diese Stimmen der Warnung in den Kreisen der damaligen Linken überhört wurden, was übrigens Lenin erlaubte, den „König" der damaligen Marxisten – Kautsky – als Renegaten zu titulieren. Das war er nicht. Aus der heutigen Sicht der Dinge ist das klar, und Lenin selbst hat das, wie ich schon oben sagte, im Gespräch mit seiner Sekretärin einige Tage vor seinem Tode eingestanden.

## Die notwendigen Bedingungen

A posteriori ist die Sache ziemlich banal. Es ist doch selbst auf der Basis des Gesunden Menschenverstandes klar, daß man etwas nur dann realisieren kann, wenn die dafür notwendigen Bedingungen gegeben sind. Diese allgemeine Gesetzmäßigkeit erfaßt auch die so komplizierte Domäne der gesellschaftlichen Beziehungen; speziell wenn es sich um ein so inhaltsreiches Geschehnis wie eine soziale Revolution handelt, die doch die ganze Struktur des gesellschaftlichen Lebens (in der marxistischen Terminologie: die gesellschaftliche Formation) ändert. Auf diesem Gebiet genügt der Wille der Revolutionäre nicht, mag er auch von noch so noblen Motiven geleitet sein. Hier muß man nicht nur im subjektiven Sinn des Wortes wollen, sondern man muß auch über die Bedingungen verfügen, um das Wollen in ein Können umzusetzen. Das wiederum heißt, daß die objektiven gesellschaftlichen Voraussetzungen der sozialen Revolution erfüllt sein müssen.

Marx verstand das sehr gut, und er war hinsichtlich der Bedingungen einer erfolgreich durchzuführenden sozialistischen Revolution sehr restriktiv. Hat er das irgendwo klar gesagt? Jawohl, in seinem gemeinsam mit Engels verfaßten Werk „Die Deutsche Ideologie" hat er diese objektiven und subjektiven Bedingungen ausführlich besprochen. Dazu gehören etwa ein hohes Niveau der ökonomischen Entwicklung derjenigen Gesellschaft, die zum Objekt einer Systemtransformation werden soll, ein entsprechendes Entwicklungsniveau der Arbeiterklasse des gegebenen Landes, das Zustandekommen der Revolution in den „entscheidenden" Ländern zu selber Zeit, etc. Würde das nicht geschehen, dann – Marx bedient sich hier wie öfters in seinen Kritiken einer derben Sprache – würde „die alte Scheiße" wieder zurückkommen. So ist es auch wirklich geschehen.

## Lenin und die Narodniki

Bevor man also den Marxismus und seine Theorie der sozialistischen Revolution wegen des Bankrottes des Realen Sozialismus der Unzulänglichkeit zeiht, muß man ganz dezidiert feststellen, daß *keine einzige der Bedingungen, die von Marx als ein „Muß" jeder siegreichen sozialistischen Revolution postuliert wurden*, im zaristischen Rußland des Jahres 1917 erfüllt war. Als Lenin und die Bolschewiki sich zu ihrer Durchführung entschlossen hatten, war das also eine voluntaristische, den Grundsätzen des Marxismus widersprechende Entscheidung. Sie stand jedoch im Einklang mit den Anschauungen der „Narodnaja Wolja", insbesondere mit den Ideen von P. N. Tkatchows, der die Revolution predigte, ohne irgendwelche Schranken in Form objektiver Bedingungen zu berücksichtigen. Lenin, der die „Narodniki" kritisierte, war so doch von ihren Ideen durchdrungen, was aus verschiedensten Gründen als normal erscheinen muß – unter anderem war sein älterer Bruder, der ein Attentat auf den Zaren durchgeführt hatte und von den zaristischen Behörden erschossen wurde, ein Mitglied der „Narodnaja Wolja". Zur Entschuldigung Lenins und seiner Genossen muß hinzugefügt werden, daß ihnen das in dieser Hinsicht entscheidendste Werk von Marx unbekannt war: die „Deutsche Ideologie" wurde erst 1932 veröffentlicht. Das ist zwar eine schwache Entschuldigung, denn gegen den Voluntarismus sprachen sich ja alle bekannten Vertreter der marxistischen Lehre aus, und die hellsten Köpfe auf dem damaligen marxistischen Olymp haben das verstanden, auch ohne dieses Werk gelesen zu haben. Trotzdem sollte man diesen Hinweis nicht unterlassen.

## Keine Entschuldigung

Wenn wir hingegen von der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sprechen, gibt es keine solche Entschuldigung mehr. Damals kannte man bereits das gesamte Marxsche Werk, man kannte auch die Probleme der Sowjetunion, und doch hat man den Nachkriegsbeutezug dazu benützt, den Sozialismus in die der Sowjetunion „zugeteilten" Länder zu „exportieren", obwohl sie nicht nur die marxistischen Bedingungen nicht erfüllten, sondern überdies aus historischen Gegebenheiten gegen jeden solchen „Import" aus Rußland in heftigster Weise protestierten. Es ist also nicht weiter verwunderlich, daß der Todesengel diese nicht gewollte Revolution bereits zum Zeitpunkt ihrer Geburt auf den Kopf küßte.

Man könnte über dieses Thema ganze Bände schreiben, soviel ist klar. Hier geht es aber um etwas viel Bescheideneres, wenngleich doch sehr Wichtiges: um die Befreiung des Marxschen Sozialismus vom jenem Odium, das ihm die Gegner des Sozialismus wegen des Bankrotts des Realen Sozialismus in der Theorie wie der Praxis auferlegen möchten. Dessen muß sich die heutige Linke klar sein, daß der Bankrott des Realen Sozialismus in keinem Fall den Bankrott des Sozialismus als solchem darstellt, sondern nur jenen seiner entstellten Form. Der Zusammenbruch des Marxismus-Leninismus ist nicht mit jenem des Marxismus als solchem gleichzusetzen, sondern bedeutet nur das Ende seiner in gewissen Thesen entstellten Gestalt. Das gilt es zu verstehen, um aus diesen Gegebenheiten die notwendigen Konsequenzen zu ziehen und die Ideen und die Praxis des Sozialismus fortzuführen. ■

Dr. Adam SCHAFF ist Philosoph; Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften.

# Staatliche Reibereien

## Überlegungen zur Finanzkrise des Staates und zur Konkurrenz zwischen staatlichen und quasistaatlichen Institutionen. Ein Problemaufriß

*Franz SCHANDL*

*Nach dem abstrakten Wurf gegen die Politik in der letzten Nummer ist es nun auch notwendig, weitere Überlegungen hinsichtlich ausgewählter Probleme näher zu erläutern. Das soll in der Folge geschehen.*

Der Staat (inklusive vorgelagerter Verwaltungsstrukturen) ist kein homogenes Gebilde, sondern eine heterogene Komposition, die die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit zusammenhält. Er ist die gesellschaftliche Allgemeinheit in ihrer besonderen, ja abgesonderten Form. Seine Grenzen sind dann erreicht, wenn er die genannte Aufgabe nicht mehr ausreichend erfüllen kann.

Genau auf diesen Punkt scheinen wir hinzutreiben, beobachten wir das sich abzeichnende Desaster der Staatsfinanzen, und zwar nicht nur in Österreich. Sparpakete sind da nur hilflose Krücken, das Ganze wieder in Schwung zu bringen. Was mittelfristig ansteht, ist ein wirklich regressiver Abbau der sozialen Komponenten des Staates, möglicherweise ein Ende des Sozialstaats überhaupt. Der Staat als die große Interessenszentrifuge ist ausgelaugt. Er hat nichts mehr zum Schleudern. Er kann nicht mehr, was er verspricht.

Die zentrale Frage, die sich heute stellt, ist die: Will er nicht können oder: Kann er nicht können? Beantwortet man diese Frage traditionalistisch, dann ist zweifelsfrei eine andere Politik gefordert, eine, die einlöst, was möglich wäre. Stellt man freilich die Fähigkeit zur Fähigkeit in Frage, ist anderes vonnöten.

Die Linke ist jedenfalls aufgefordert, die sich abzeichnende Finanzkrise des Staates ernster zu nehmen, sie nicht als konjunkturelles Phänomen zu betrachten, das durch Umverteilung (Motto: „Die Reichen sollen zahlen!") behebbar wäre. Die Linke muß sich weiters fragen, ob ihre Alternative zur Rechten, die ja nichts anderes will als den Sozialstaat zu zerschlagen, jene ist, diesen bloß zu verteidigen, was ja die Möglichkeit seiner Aufrechterhaltung voraussetzt. Was aber, wenn dessen Krise wirklich substantiell ist? Dann würde verteidigt, was nicht zu verteidigen ist.

Es ist daher ernsthaft zu diskutieren, ob sich nicht Auskommen und Einkommen materiell entkoppeln, ob die notwendige soziale Sicherung nicht anderweitig, also unabhängig von einer Lohnarbeit bewerkstelligt werden muß. Hier gibt es freilich keine entwickelten Antworten, wir glauben aber doch, daß man sich an diesen Fragestellungen nicht vorbeischwindeln darf.

### Staat gegen Staat

Die Distribution von Gütern und Leistungen muß in der kapitalistischen Gesellschaft durch die Zirkulation geschickt werden. Distribution ohne Zirkulation ist nicht. Sowohl der Markt als auch der Staat sind dahingehend als selektive, sich ergänzende Zirkulationsinstrumente zu verstehen.

Alle politischen Fragen der bürgerlichen Gesellschaft orientieren sich letztendlich am Geld. Es ist nicht nur das Medium des Marktes, sondern auch des Staates. Nicht bloß die Frage, wer erhält welches Geld und wieviel ist von Interesse, sondern auch: wer es verteilt. Staatliche und quasistaatliche Institutionen sind die Verteilungsmaschinen diverser Geldflüsse. Sie nehmen ein und geben aus, und sie erhalten (in doppeltem Wortsinn) sich dadurch auch selbst. Ihre Legitimation wie ihre Legitimität leitet sich daraus ab.

Im staatlichen Sektor findet heute auch immer ein interner Verteilungskampf statt, zum Beispiel zwischen den Gebietskörperschaften (Bund, Länder, Gemeinden) im Zuge des Finanzausgleichs, aber auch zwischen einzelnen Ministerien, Bürokratien etc. Dessen Dynamik ist nicht zu unterschätzen, eben weil er immer größere Ressourcen menschlicher Arbeitskraft für diese unproduktiven Tätigkeiten absorbiert. Der Gesellschaft erstehen somit eine Menge Unkosten.

Der Staat wird so gerade durch seine internen Konkurrenzen, seine notwendigen Aufblähungen und Vervielfachungen kontraproduktiv. Daher reden die Konservativen und Liberalen auch so erfolgreich vom schlanken Staat, von der Abspeckung seiner Ausgaben und Verpflichtungen, von der Durchforstung der Sozialgesetzgebung. Was in sich logisch ist, ist aus sich völlig falsch. Und das nicht nur wegen der sozialen Opfer, die sie einfordern.

Möglicherweise sind beide Projektionen, Abbau wie Aufrechterhaltung (von Sozialausbau spricht heute ja sowieso niemand mehr) zum Scheitern verurteilt. Die gegenwärtige Finanzpolitik erscheint nicht zufällig als ein aufgeregtes Hin und Her, ein eigenartiges Vorschlagen, Aufschreien und Zurücknehmen beherrscht die Szene. Und gelingt etwas, bedeutet es meist nur: Aufgerissene Löcher werden gestopft, indem man andere aufreißt.

### Interesse und Vertretung

Der Konflikt verschiedenster Institutionen verdeutlicht, daß diese Zirkulationsmaschinen von Geld (bzw. auch Waren) Interessen haben, die sich von jenen der Interessenten (Leistungsempfänger und -bezahler) abheben. Was sonst könnte ihre Konkurrenz bewegen? Ihre Abgehobenheit hat aber schon überhaupt nichts mit Willkür und Böswilligkeit zu tun, sondern sie ist ihnen immanent.

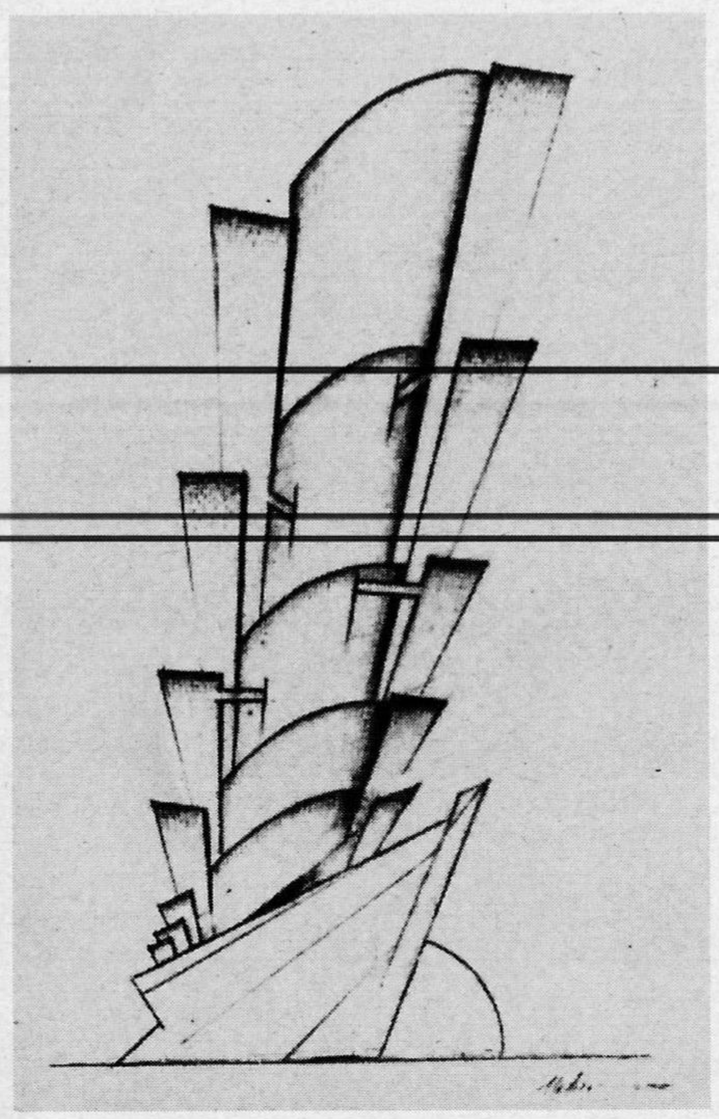
Die Interessen von Vertretern und Vertretenen waren nie ganz identisch (Kelsen nannte das die Fiktion der Repräsentation),[1] wenngleich sie einander in Gründungsphasen annähernd entsprachen. Inzwischen hat da ein starker Entfremdungsprozeß stattgefunden, der nicht mehr rückgängig zu machen ist.

Das hauptsächliche Interesse jeder Interessensvertretung ist nicht das Interesse an der Vertretung der Interessenten (Staatsbürger, Steuerzahler, Versicherten), sondern das Interesse an der Vertretung der Interessensvertretung. Sie will ganz einfach bleiben. Die Höhe der Verfügung über Geld ent-

scheidet über die gesellschaftliche Relevanz der handelnden Institution. Jene ist das primäre Maß ihrer Handlungskompetenz. Selbst wenn das nur die Realisierungsebene von Macht betrifft, ist der Kampf um Geld doch auch einer in Richtung relativer Autonomie diverser Körperschaften. Der Begriff „Spielraum" verdeutlicht sehr schön, was gemeint ist, eben weil er die wirkliche Unterworfenheit der freien Handlung beinhaltet, andererseits aber auch reale Beweglichkeit attestiert.

Interessensvertretung meint ja nur, daß sich die unmittelbaren Anliegen in der kapitalistischen Warengesellschaft als mittelbare Interessen ausdrücken, sich nicht von selbst verwirklichen, sondern eben unzähliger Mittler zur Realisierung brauchen. Erst in der bürgerlichen Gesellschaft haben diese sich verallgemeinert sowie spezifiziert, durch permanente Tätigkeiten konsolidiert und institutionalisiert. Die entscheidenden Kriterien eines politischen Interesses sind ihre indirekte Vermittlung sowie ihre Gegengerichtetheit. Interesse ist also nicht bloß, „wodurch Vernunft praktisch, d. i. eine den Willen bestimmende Ursache wird",[2] sondern es setzt die bürgerliche Formbestimmtheit dieser aufklärerischen Vernunft voraus. Ihre Zelle ist die Ware, deren Nucleus der Wert und deren Formation der Kapitalismus.

Interesse kann als Dazwischen-Sein übersetzt werden. Das bedeutet, daß sich die gesellschaftlichen Kollektive, die einzelnen Gruppen, in ihren diversen Anliegen gegeneinander ausdrücken, nicht füreinander. Das Interesse ist die Kehrseite der Zwangsidentität. Es stellt den Teil immer übers Ganze, wenngleich es ohne dieses nicht sein könnte. Die Kategorie des politischen Interesses setzt also voraus, daß heute Verwirklichungen nur zuungunsten anderer stattfinden können. Seine bisher höchste Realisierungsebene ist der Klassenkampf der bürgerlichen Gesellschaft.



*I. Lamzow, Abstrakte Aufgabe zur Demonstration der Masse und des Gewichts, 1921*

## Bürokratien

Je differenzierter eine Gesellschaft desto ausgeprägter die Bürokratie. In den Bürokratien entstehen spezifische Sonderinteressen (Interessen zweiter Ordnung), deren Nenner die Konsolidierung und Ausweitung ihrer selbst ist. Nicht die Überwindung von Problemen kann die Institution und ihre Agenten, die Bürokraten interessieren, sondern deren Latenz. Aus dieser Latenz speist sich ihre Potenz.

Bürokratien sind meist die Folge der Notwendigkeit, abstrakte Arbeit (=labour), zum Beispiel Produktionsabläufe, Waren, Dienstleistungen oder Geld zu verwalten. „Die Buchführung als Kontrolle und ideelle Zusammenfassung des Prozesses wird umso notwendiger, je mehrzweiter Ordnung), deren Nenner die Konsolidierung und Ausweitung ihrer selbst ist. Nicht die Überwindung von Problemen kann die Institution und ihre Agenten, die Bürokraten interessieren, sondern deren Latenz. Aus dieser Latenz speist sich ihre Potenz.

Bürokratien sind meist die Folge der Notwendigkeit abstrakte Arbeit (=labour), zum Beispiel Produktionsabläufe, Waren, Dienstleistungen oder Geld zu verwalten. „Die Buchführung als Kontrolle und ideelle Zusammenfassung des Prozesses wird umso notwendiger, je mehr der Prozeß auf gesellschaftlicher Stufenleiter vorgeht und den rein individuellen Charakter verliert",[3] schreibt Karl Marx. Nur kann dieser Prozeß nicht unendlich voranschreiten, sondern kennt objektive Schranken an der produktiven Arbeit. Auch diese Grenzen sind erreicht, es macht daher wenig Sinn sich bloß defensiv gegen die restriktiven Maßnahmen der Bürokratiegegner zu stellen.

Bürokratien erleben eine doppelte Förderung: einmal durch sich selbst, andererseits gerade durch die Ausdifferenzierung der Demokratie und des Rechts auf Grundlage oben angeführter Basisprozesse. Der Bürokratismus ist die Kehrseite der Demokratie, ihre permanente Metastasenbildung, er ist ihr nicht entgegengesetzt – wie gemeinhin angenommen wird – sondern ihr fortlaufender, sie überwuchernder Ausdruck, ihre immanente Hinzusetzung. Betrachtet man das Problem freilich so, dann sind Demokratie und Bürokratie nicht gegeneinander ausspielbar, sondern vielmehr einander verpflichtet.

## Aufgerieben

Soziale und andere Differenzen fördern differenzierte Ansprüche und dadurch eine differenzierte Gesetzlichkeit, die versucht, den diversen Wünschen nachzukommen. Differenzierten Ansprüchen folgen auch differenzierte Institutionalisierungen. Durch den Beitritt zur EU erhält die Verwaltungsapparatur noch eine zusätzliche übernationale Dimensionierung. Das ist einerseits notwendig, agiert doch die Ökonomie schon längst transnational, verkompliziert aber andererseits alle Abläufe bis zur Unkenntlichkeit. Weder der Bürokratisierungs- noch Entbürokratisierungsschübe werden daran in der Europäischen Union und ihren Nationalstaaten mehr etwas ändern.

Sphärenmultiplikationen und Sphärendifferenzierungen prägen die bürgerliche Vergesellschaftung. Bisher dominierten dabei durchaus die progressiven Momente. Mehr Recht bedeutete wirklich mehr Rechte, mehr Sozialstaat bedeutete wirklich mehr Wohlstand, mehr Spitäler wirklich mehr Gesundheit. Damit ist es nun vorbei, aber nicht nur, weil das alles aktuell nicht mehr leistbar und administrierbar ist, sondern weil die Instrumentarien sich generell erschöpfen. Inzwischen ist hier eine gesellschaftliche, das heißt eine strukturell bedingte institutionelle Krise eingetreten. Es geht nichts mehr so wie vorher, die gängigen Muster greifen nicht mehr. Die Rechte versucht daher, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Die aktuellen Abläufe scheinen ihrer konservativen bis reaktionären Kritik rechtzugeben.

Die gesellschaftliche Entwicklung paßt immer weniger zu den vorgefundenen Institutionen und ihren Gesetzlichkeiten. Dieser Prozeß der Desynchronisierung schreitet hurtig voran. Ob Recht, ob Geld, ob Politik, ob Staat, nichts funktioniert mehr in der vorgegebenen Weise. Stellt sich also wiederum die Frage, ob diese Formprinzipi-

en grundlegend reformiert und mit anderen Inhalten gefüllt werden können, oder ob die menschliche Kommunikation nicht über sie hinwegschreiten muß. Genau hier würden wir den aktuellen Widerspruch zwischen Reform und Revolution ansetzen.

Was wir auf allen gesellschaftlichen Ebenen unterstellen, ist das Aneinanderprallen von gesellschaftlicher Entwicklung und historischem Rahmen. Form und Inhalt kollidieren. „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandnen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen dieselben Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein“,[4] schreibt Karl Marx.

Die Folgen dieser institutionellen Konkurrenzen, wie sie sich in der kapitalistischen Entwicklung ausdifferenziert haben, sind immense Reibungsverluste an Zeit und Arbeit. Sie fördern weiters Intransparenz und Langsamkeit. Es staut sich, an allen Ecken und Enden. Die Anstrengungen für einen gesellschaftlichen Nutzen vervielfachen sich. Vom Ziel her betrachtet sind die Aufwendungen als überproportional anzusehen. Deren Sinn kann also nicht vom Gebrauchswert her bestimmt werden.

Die permanente Effektivierung staatlicher, rechtlicher wie monetärer Formen der Kommunikation zeitigt ihr Gegenteil. Konstruktivität auf kapitalistischer Basis ist in ökologische und soziale Destruktivität umgeschlagen. Das ist der Punkt, an dem wir stehen. Aber nicht stehen bleiben können. ■

Dr. Franz SCHANDL ist Historiker und Publizist.

## Anmerkungen

1 Hans Kelsen, Vom Wesen und Wert der Demokratie, Tübingen 1929, S. 30

2 Immanuel Kant, Grundlegung der Metaphysik der Sitten (1785), Werkausgabe, Band VII, Frankfurt am Main 1991, S. 97

3 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Zweiter Band: Der Zirkulationsprozeß des Kapitals (1885), MEW, Bd. 24, S. 137

4 Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie (1859), MEW, Bd. 13, S. 9

# Linke Dialog-Konferenz Symposium: „Die Geschichte ist noch nicht zu Ende“

Von 8. bis 10. Dezember 1995 wird in Wien ein Symposium mit dem Titel „Die Geschichte ist noch nicht zu Ende“ abgehalten. Dieses Symposium ist als linke Dialog-Konferenz geplant und will – wie der Titel schon ausdrückt – positive und optimistische Signale an linke und gesellschaftkritische Kräfte in Österreich aussenden.

Ausgangspunkt für dieses Symposium ist, daß der derzeit zu beobachtende weltweite Sieg des Kapitalismus nicht nur für unser Land, sondern darüber hinaus für die gesamte Menschheit äußerst bedrohlich ist, und daß möglichst viele linke, antikapitalistische, emanzipatorische und gesellschaftskritische Kräfte unseres Landes einen Weg aus dieser bedrohlichen Situation finden müssen. Es bleibt dabei kein Platz für jegliche Art von Dogmatismus und Besserwisserei, es bleibt nur Platz für einen umfangreichen und gleichberechtigten Dialog. Wichtige Voraussetzungen für das Zustandekommen dieses Dialogs sind daher auch, daß alle TeilnehmerInnen dieses gleichberechtigten Dialogs tatsächlich wollen, daß mit Hilfe des Symposiums dynamische, systemüberwindende Antworten gesucht werden und auch in Richtung praktischer Lösungsansätze diskutiert wird. Insoweit ist es Aufgabe des Plenums als oberstes Gremium, zu diskutieren, ob die vorgeschlagenen Thesen, Papiere, Arbeitskreise etc. in dieser Intention arbeiten, denn in der gegenwärtigen historischen Situation nützt es wenig, einen rein abstrakten, abgehobenen akademischen Gedankenaustausch zu organisieren. Als positives Ergebnis würde es das Dialog-Komitee ansehen, wenn das Symposium für die Linke und andere progressive Kräfte einen Pool von Fragestellungen, Meinungen und Antworten schaffen würde, aus dem entweder individuell oder organisatorisch Folgerungen für die eigene politische Weiterarbeit gezogen werden könnten.

Um Mißverständnissen vorzubeugen wurde bisher folgendes Selbstverständnis diskutiert und konsentiert:

- Es geht um keinen Vereinigungsparteitag der Linken.
- Es geht um keine neue Ausrichtungs- bzw. Sammlungsbewegung der Linken.
- Es geht auch nicht um die Frage, warum der Kapitalismus gesiegt hat.
- Es geht auf keinen Fall darum, wer recht gehabt hat, oder wer recht hat.

Die Vorbereitung zum Symposium bzw. dieses selbst ist als Prozeß zu verstehen, der mit der Abhaltung der Konferenz nicht beendet sein kann, wird und soll. Es gab bereits drei Vorbereitungsplena, an denen jeweils etwa 30 Personen teilnahmen. Es wird ein Programm erarbeitet, dessen Schwerpunkt sieben Arbeitskreise umfaßt, die in den kommenden Monaten inhaltlich und organisatorisch vorbereitet werden sollen.

Alle sind herzlich eingeladen
daran mitzuarbeiten:

1. Der Kapitalismus hat gesiegt?
- Neuformulierung einer politischen Ökonomie der modernen Wirtschaftsgesellschaft
- Arbeitsbegriff und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung
- Uberwindungsstrategien

Koordination:
Walter Baier, Tel. 21742-555

2. Ökologie und Marktwirtschaft
- Ökologie und Ökonomie
- Der ökologische Diskurs in Österreich
- Wo steht die Ökologiebewegung heute?
- Ursachen der ökologischen Gefährdungen

Koordination:
Klaudia Paiha, Tel. 505 19 52

3. Über die Vertretungsdemokratie hinaus
- Demokratie und Arbeit
- Durchsetzung von Geschlechterdemokratie
- Wege zur Mitwirkungsdemokratie
- Durchsetzung der politischen und sozialen Menschenrechte
- Gewaltmonompol des Staates und Demokratie

Koordination:
Josef Iraschko, Tel. 46 33 69

4. Medien + Demokratie
- Fragen zu linker Politik und Öffentlichkeit

Koordination:
Christian Neugebauer,
Tel. 319 04 57

5. Soziale Gerechtigkeit/ Klassenkampf und/oder Recht auf Existenzsicherung
- Krise der sozialen Sicherheit?
- Zurück zur Vollbeschäftigung!
- Arbeitsrecht und Lohnpolitik

Koordination:
Günter Schneider, Tel. 216 16 94

6. Friedens- und/oder Sicherheitspolitik
- Immerwährende Neutralität heute
- Konzepte der Blockfreiheit
- Stellenwert von Armeen/Streitkräften
- Waffenhandel und Rüstungsindustrie
- WEU / NATO

Koordination:
Andreas Pecha, Tel. 815 32 46

7. Linke Kultur, Linke Kulturpolitik, Linke KünstlerInnen
Koordination:
Andreas Bolhàr-Nordenkampf,
Tel. 368 10 52

Frauenspezifische Fragen werden themenübergreifend in jedem Arbeitskreis diskutiert!

Gesamtkoordination, Information und schriftliche Anmeldung:

Josef Iraschko,
1020 Wien, Nestroyplatz 1/20A,
Tel. 46 33 69 oder 480 88 33

# Haider = Vranitzky?

*Franz SCHANDL*

*So titelt sich ganz ohne Fragezeichen die neueste Ausgabe der Zeitschrift »FŒHN«.* Wir wollen uns diese Provokation näher anschauen, gibt es uns doch auch Gelegenheit, eigene Vorstellungen zu präzisieren.*

Markus Wilhelm hat wieder einmal zugeschlagen. Da ist einer des Kombinierens und des Schreibens fähig, daß es eine Freude ist. Vor uns liegt eine ausgezeichnete Recherche, eine penible Aufarbeitung der heute vorherrschenden politischen Terminologie unter Miteinbeziehung von Bildern, Plakaten, Zeitungscovers, zusätzlich noch angereichert mit der Veröffentlichung interner Dokumente aus der FPÖ bzw. der Industriellenvereinigung. Man glaubt es kaum, aber es ist nachlesbar.

Zweifellos, es ist an der Zeit, ernsthaft über Haider zu diskutieren. Der »FŒHN« hat eine der ersten wirklich brauchbaren Analysen vorgelegt, vor allem weil die dort dargelegten Inhalte sich nicht darin erschöpfen, Haider&Co in fader Manier brauner Zitate zu überführen. Wilhelm versucht Haider zu entdämonisieren und ihn gesellschaftlich zu positionieren. Das verdient Anerkennung. Die Auseinandersetzung über die dargelegten Einschätzungen ist notwendig und sie lohnt, wenngleich sie hier nur kursorisch und verkürzt geführt werden kann.

## Haiders Trommler

Besonders gelungen ist die Analyse der Medien und ihrer (un)gewollten und doch dezidierten Zuarbeit für Jörg Haider: „Die FPÖ verliert keinen einzigen Wähler durch diese Berichterstattung. Im Gegenteil. Wie Haider die ‚gegnerischen' Medien durch seine Sprüche erfolgreich anlockt, so ist gerade deren aufgeplusterte Entrüstung der beste Köder für stets neue Anhänger. Seitenweise Haider-Prügel: scharenweise Haider-Wähler." (S. 71)

Und weiter: „Was sind die wahrscheinlich vierhundertachtunddreißig Zehentmayr-Karikaturen über Haider im »Kurier« und die vielleicht dreihundertsieben Deix-Cartoons zu Haider und die schätzungsweise auch schon zweihundertsechsundachtzig Haderer-Bildln von Haider im »Profil« anderes als ständig frische, marktgerechte Ware?" (S. 67) Denn „Geschäft ist Geschäft. Und Haider ist eines. Von Zeitschriften wie dem »Wiener« ist anzunehmen, daß sie ohne zu zögern ihren eigenen Henker aufs Titelblatt setzen würden, wenn es ihnen eine höhere Verkaufszahl brächte." (S. 75)

Für keinen anderen werden so viele Gratisinserate geschaltet wie für den F-Führer. Die Geschäfte der Magazine gehen gut, wenn Haiders Politik gut geht. Seine Entsprechung ist ihre. Die Synergieeffekte sind jedenfalls beobachtbar, und es ist ziemlich wurscht, ob sie in Wort, Ton und Bild über Haider freudig, boshaft oder grauenhaft berichten. Sie sind Verstärker und Vervielfältiger. Vor allem die Zeitgeistzeitschriften werden daher völlig richtig als Prospektmaterial dechiffriert. (S. 72) Haider und die Medien sind absolut kompatibel, sie bedingen einander, selbst wenn sie ihn verfolgen, folgen sie ihm: „Was wären wir ohne »Basta« – was wäre »Basta« ohne uns?", sagt Haider. (S. 74)

Der »FŒHN« benennt auch die Tücken des Personalismus: „Der Personenkult der Lifestyle-Magazine ist, abgesehen von der Person, um die er sich hier im speziellen entwickelt, zutiefst antidemokratisch. Die Einengung auf Stars, egal ob echte oder falsche, egal ob aus Sport, Schauspiel oder Politik, leistet prinzipiell faschistischer Entwicklung Vorschub. Kapitalistische Massenmedien, die auf diese Weise um Reichweiten Krieg führen müssen, treiben automatisch Führerkult." (S. 77)

Dieser Vorwurf trifft freilich postwendend auch die offizielle Anti-Haider-Bewegung. Über die Aufmärsche von SOS schreibt Wilhelm: „Hier wie dort, bei Haider wie bei Heller, werden Menschen darauf ausgerichtet, jemandem nachzulaufen." (S. 53) Uneingeschränkte Zustimmung verdient diese Bemerkung ebenso wie die folgende: „Diese Anti-Haider-Szene ist in Wahr-

---

* *Markus Wilhelm, Haider = Vranitzky, »FŒHN« 21, 1/1995, 12. Jahr, Peter Mayr-Straße 3, 6020 Innsbruck*

heit jenes Orchester, das mit großem Tusch alle Blicke auf die Schaustücke Haiders in der politischen Manege bündelt. In Wahrheit dämonisieren sie ihn, verstärken ihn, blasen ihn auf zum unüberwindlichen Popanz." (S. 53-54) Und es stimmt auch die Pointe: „Was möchten sie eigentlich vor Haider schützen? Die Zustände, die ihn hervorbringen oder was?" (S. 58) Wohl, wohl.

## Identifikation und Identifizierung

Die Kernaussage „Haider = Vranitzky" hat schon ihre Wahrheit, aber es ist bloß eine, – die heute vielfach verdeckte. Es ist Wilhelm zu danken, daß er diese Identitäten aufgezeigt und beschrieben hat. Aber jene ist nicht die ganze Wahrheit, und wird sie in einer Verkürzung gebracht, die alle Differenzen als Pseudodifferenzen entlarvt, dann ist sie auch wenig hilfreich.

Vranitzky verkörpert eine demokratisch-zivilisierte Form der Kapitalherrschaft mit einem austarierten Verhältnis zwischen Markt und Staat, er will das bestehende Kräftespiel konsolidieren. Daß dies immer unmöglicher wird, ist das Dilemma der konventionellen Politik. Jenes ist von Vranitzky weder gemacht, noch gewollt. Er und seine Sozialdemokraten werden daher immer mehr zu Getriebenen. Man mag nun von Vranitzky halten, was man will, aber er ist ein Ausläufer der Demokratie. In vollster Bedeutung des vorgebrachten Satzes.

Haider hingegen ist der Überläufer der Demokratie, der Vorläufer der sekundären Barbarei im politischen Sektor. Instinktiv haben die Freiheitlichen das begriffen, nun wollen sie darangehen, die Krisenerscheinungen in autoritärer Manier zu lösen. Sie benennen ganz locker und demagogisch Schuldige und bieten sich als Exekutive einer mafiotischen Herrschaftsform an. Auch sie sind Bestandteil, nicht jedoch Auslöser der gesellschaftlichen Destabilisierung. Und diese Differenz darf bei aller notwendigen Betonung der Identität nicht unter den Tisch fallen. Sie ist von strategischer Bedeutung, bedarf stets der taktischen Berücksichtigung.

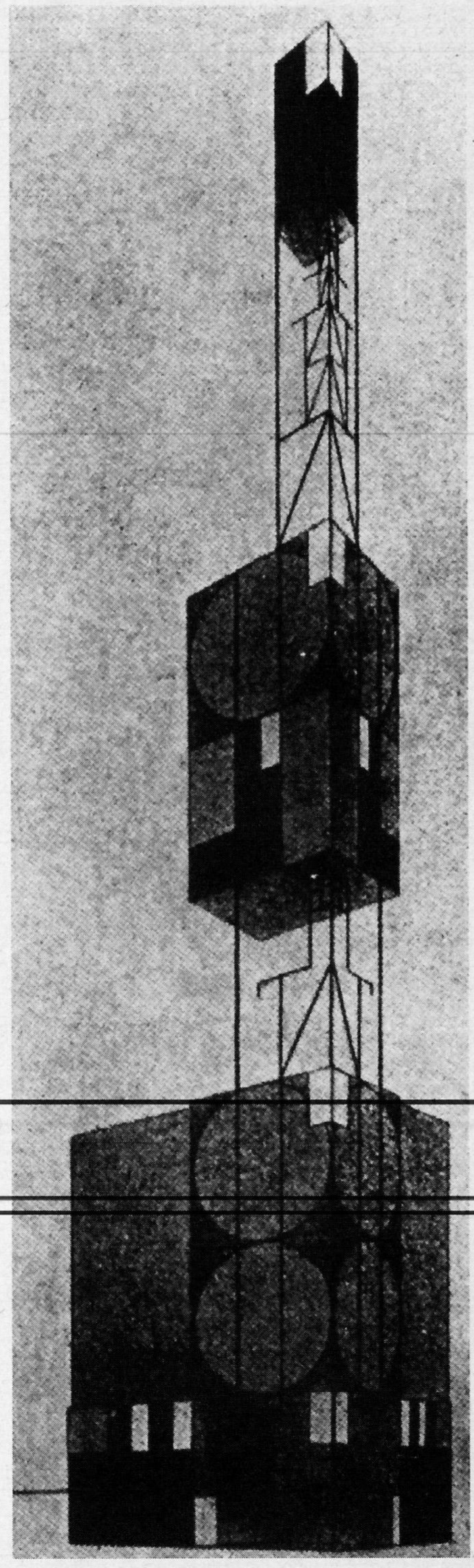
Vranitzky und Haider sind gleich und wiederum auch nicht. Auch wenn sie aus dem gleichen Fleisch geschnitten sind, sind sie nicht gleichen Fleisches. Analytisch wäre es notwendig, sowohl die Identität als auch die Differenz in ihren spezifischen Konfigurationen herauszuarbeiten, ohne vorschnelle Schlüsse zu ziehen, die einseitig Momente überbetonen. Vranitzky mag in vielem wie Haider sein, aber Vranitzky ist nicht Haider, und schon gar nicht schlimmer als Haider. Wer solches behauptet, setzt nur dem etablierten Unsinn von der Gemeinschaft der anständigen Demokraten gegen Haiders Freiheitliche den linksradikalistischen Unsinn gegenüber, daß alle Politiker und Funktionäre gleich, ja überhaupt Faschisten sind.

Als isoliertes Faktum gleicht Wilhelms Erkenntnis der fatalen Sozialfaschismustheorie der KOMINTERN zu Beginn der Dreißigerjahre, auf die er sich auch beruft. (S. 13) Aus der gerechtfertigten Einschätzung, daß Faschisten und Sozialdemokraten Essentielles teilen (vor allem das Bekenntnis zum bürgerlichen Staat, zur Herrschaft des Kapitals und der Kapitalverwertung) wurde damals geschlossen, daß diese Identifikation eine gleichsetzende Identifizierung erlaubt.

## Rechte Verräter

Absolut daneben ist jedenfalls die Behauptung, daß der „Kapitalismus seiner Natur nach unausweichlich rechte Politik ist". (S. 5) Politik ist immer kapitalkonform, gehört sie doch als Formprinzip der bürgerlichen Epoche an, ihre Ausgestaltungen kennen viele linke und progressive Varianten. Wilhelm war wieder einmal auf der richtigen Spur, hat sich dann aber trotzdem vergangen. Falsch ist es daher auch, daß Vranitzky „(lupenreine) rechte Politik" (S. 7) macht, oder zu sagen: „Die SPÖ vollständig zu einer Karikatur auf eine Sozialdemokratie hat freilich erst Vranitzky gemacht. Die Politik der Vranitzky-Fischer-Cap-Bande (sic!, F. S.) ist ein einziger Spott auf die Geschichte der SPÖ, ihre früheren Errungenschaften und Vorstellungen." (S. 9) Richtig ist vielmehr: Vranitzky, Cap und Fischer sind kein Spott auf die Geschichte der SPÖ, sondern deren Entsprechung, sie müssen als die adäquate sozialdemokratische Ausgestaltung des gegenwärtigen heimischen Kapitalismus gelten. Vranitzky ist bloß in einer idealistischen, nicht aber in einer historisch-materialistischen Betrachtung rechter als Bauer oder Pittermann, von Renner, Schärf und Kreisky ganz zu schweigen.

Was bei Markus Wilhelm hier hochkommt, ist dieser völlig abstruse Vorwurf des Verrats (S. 10), der ja unterstellt, daß für die Sozialdemokratie anderes möglich wäre, sie sich bewußt falsch und absichtlich gegen ihr Klientel entscheidet. Nichts irriger als das. War die Verratsthese schon zu Zeiten Lenins und Luxemburgs mehr als fragwürdig, wirkt sie heute nur noch hilflos. Hier unterscheidet sich der »FŒHN« auch nicht mehr von Heller oder Haslinger, SOS oder Republikanischem Klub, die ebenfalls in ihrem demokratischen Diensteifer stets beschwören, was sie nicht verstehen.



*G. Glustschenko, Abstrakte Aufgabe zur Demonstration von Dynamik, Rhythmus, Wechselwirkung und Proportion – in der Vertikalen, 1924*

### Kapitalismus = Demokratie

Untauglich, ja unbeholfen ist Wilhelms Kapitalismusbild von den Armen und den Reichen als den zwei Lagern (S. 43), die Darstellung Österreichs als Elendsinsel und Polizeistaat, wo „ein gewaltiges Heer von Waffenträgern“ (S. 48) die Ordnung aufrechterhält, ebenso die wirklich weltfremde Vorstellung von der Tennis spielenden Oberschicht. (S. 49) Jeder Elektriker spielt heute Tennis. Tennis und Oberschicht sind inzwischen wahrlich vollends entkoppelt.

Von einer „kapitalistischen Demokratie“ zu sprechen ist kein „dunkelgrauer Schimmel“ (S. 17), sondern eine durchwegs korrekte Formulierung. Es gibt keine anderen Demokratien als kapitalistische. Nur das Kapitalverhältnis kennt diese Form des Überbaus. Es ist deswegen unsinnig, zu behaupten: „Kapitalismus hat nichts zu tun mit Demokratie. Er ist ihr Gegenteil.“ (S. 32)

Traditionalistisch wie inflationär gebraucht Wilhelm auch den von Dimitroff entlehnten Faschismus-Begriff. Alle Aussagen des gemeinen Menschenverstands werden ihm ganz einfach zugerechnet. Die ideologische Vorbedingung des Faschismus wird mit seiner konkreten Ausformung verwechselt. Schlußendlich werden alle zu Faschisten: Haider und die Industriellenvereinigung, Vranitzky und der ÖGB, die Zeitgeistmagazine sowieso. Das führt dann konsequenterweise zu reaktionären Entgleisungen: „Obwohl Haider fälschlicherweise den ÖGB wegputzen will, muß dieser ÖGB richtigerweise weggeputzt werden.“ (S. 30) Und man sage jetzt nicht, die Betonung liege auf „dieser“. Es kann nur „diesen“ geben.

In üblicher, aber doch verkehrter Manier beschreibt der »FŒHN« die „Politiker als Gegner der Massen“ (S. 3), nicht als deren Entsprechung. Seine Wortwahl ist überzogen und maßlos, da ist die Rede von einem „Sparpaketmassaker“ (S. 6), einem „Verstaatlichtenmassaker“ (S. 7), von Politikern als „Pack“ (S. 10) und als „Brut“ (S. 15), ja, Wilhelm geht sogar so weit, Haiders Terminologie von den „Apparatschiks, Neureiche(n) und Parvenus in Parteien, Kammern und Gewerkschaften“ (S. 28) ausdrücklich zu befürworten. Derweil weist diese Wortwahl in die Irre, sie begreift überhaupt keine Strukturen und Abläufe, sondern denunziert die Träger von Erscheinungen. Unser Autor steht hier grünen Linkspopulisten à la Pilz wohl näher als ihm lieb ist. Nicht, daß wir etwas gegen große Worte hätten, sie müssen aber treffsicher sein, nicht bloß betroffen; sie müssen am Wesen rühren, nicht am erscheinenden Unwesen sich ausschimpfen.

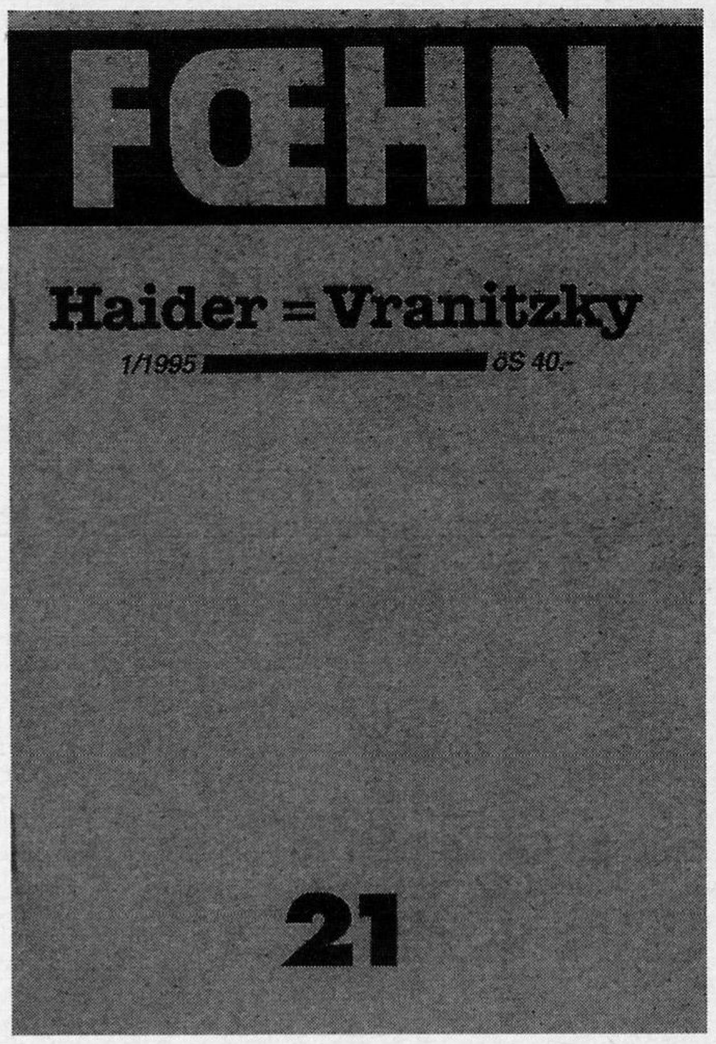
Das ist nicht nur zuwenig, sondern grundfalsch. Wer so analysiert, kann berechtigte Empörung nicht transzendieren, sondern trägt dazu bei, sie immanent zu entladen. Politiker und Funktionäre werden nicht als die Handlanger verdichteter gesellschaftlicher Bewegungen und Interessen erkannt, sondern primär als geldgierige und herrschaftsgeile Machthaber.

### Aufgeigen und Absingen

Was Markus Wilhelm beschreibt, verbleibt letztendlich auf der Ebene der subjektivistischen Seite des gesellschaftlichen Prozesses, nirgendwo dringt es zu den objektiven Grundlegungen vor. Die Leute werden als primär böswillig Handelnde einerseits bzw. als Dummgemachte andererseits vorgeführt.

Auch Wilhelm denkt die gesellschaftliche Entwicklung nicht dialektisch, sondern dualistisch: Oben-unten, arm-reich, gut-böse; anhand solcher und ähnlicher Gegensatzpaare werden die Exponenten sozialer Rollen eben nicht als gesellschaftliche Exponate – Charaktermasken nannte sie einst Karl Marx – entwickelt, sondern a priori einem Freund-Feind-Schema unterworfen, das einer tiefergehenderen Analyse im Wege steht.

Markus Wilhelm wird darüber nachdenken müssen: ob „Geld regiert“ wirklich meint, daß die Geldhaber und ihre Haberer regieren, ob jene mit sich und uns machen können, was sie wollen, oder ob vielmehr das Geldverhältnis als abstrakte In-Wert-Setzung von Arbeit herrscht, ob jenes sich nicht zwanghaft konstantes und variables Kapital, also Kapitalisten und Lohnarbeiter, gleichermaßen unterwirft, sie bloß anders positioniert. Ob schließlich seine eigene martialische Denkweise nicht total befangen ist in den antiquierten und letztendlich sozialdemokratischen Parolen des Klassenkampfs der Jahrhundertwende bzw. der Ersten Republik. Die beste Medizin gegen solche Auffassungen eines Kapitalistenkapitalismus sind übrigens immer noch die drei großen Bände des Denkers aus Trier. Diese werden freilich in der Linken mehr beklatscht als gelesen, mehr betatscht als bearbeitet.




### Tiroler Fackel

Während ein Großteil der Linksdemokraten still geworden ist, sich klammheimlich aus den alten Banalysen stiehlt – und die, die es nicht tun, wirken immer peinlicher –, drückt Wilhelm noch einmal kräftig auf die Tube. Dort, wo 1968ff. zu spät angekommen ist, in Tirol, wirkt es sogar richtiggehend gesund und frisch.

Doch die Macht der Wilhelmschen Sprache sollte uns nicht verleiten, zu übersehen, daß seine Kategorien und deren vorausgesetzte Einschätzungen größtenteils überholt sind. Die alten Klänge, auch wenn sie noch so gekonnt intoniert werden, sind gestrige, der aktuellen Wirklichkeit kommen sie kaum bei. Die Spitzen sind in ihrer Schärfe oft sehr dünn, sie brechen leicht ab. Wilhelm ist gleich den von ihm zurecht verachteten linksliberalen Blindgängern selbst einer der letzten (wenngleich potenten) Erwecker von Klassenkampf, Demokratie und Recht. Er, der die Quichotterie der anderen mühelos erkennt, will freilich die eigene nicht wahrhaben.

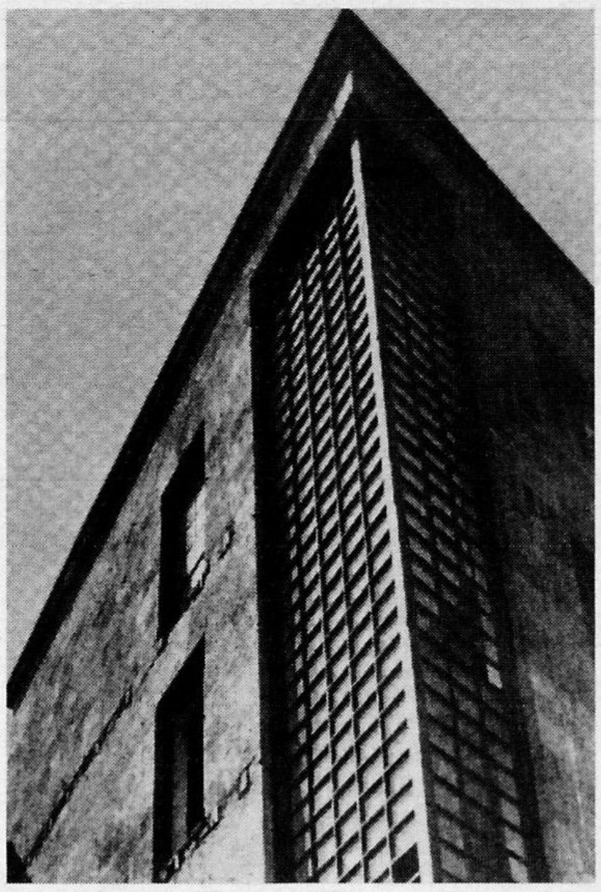
In Markus Wilhelm zeigt sich der Linksradikalismus noch einmal von seiner besten Seite. Nicht als fader Abgang, sondern als gelungener Abgesang. Die jacobinistische Bergpartei hat freilich keine Zukunft, ihr letztes nationales Refugium hat sie in den Tiroler Bergen aufgeschlagen. Dort brennt sie gleich der Krausschen Fackel. Aber sie brennt aus. ■

Dr. Franz SCHANDL ist Historiker und Publizist.

# MEGA-STADT – verdichtete kapitalistische Lebensweise

Vor zwei Jahren führte »Weg und Ziel« gemeinsam mit engagierten Lehrern der Technischen Universität Wien ein Städtebausymposium durch. Die im folgenden abgedruckten Beiträge von Claude Schnaidt und Klaus Brake stammen von dieser Tagung.

Die Motive, diese Tagung abzuhalten, waren identisch mit den Zielen der Schwerpunktsetzung dieses Heftes. Mit der Niederlage der Linken ist auch die kapitalismuskritische Analyse der Entwicklung der Städte, der städtischen Lebensweise, des Kulturbetriebes und der Symbolisierung herrschender Werte in Architektur- und Stadtgestaltung verschwunden. An den technischen Hochschulen und Akademien fristen entsprechend geschulte Leute ein Kümmerdasein. Wenn kritische Stimmen zur Mega-Stadt laut werden, dann eher von ökoromantischen Positionen der Grünen aus, die die ökonomischen Bewegungsgesetze der Stadtentwicklung wenig beachten und vielmehr naturnahe Lebensweise propagieren mit durchaus bedenkenswerten Ansätzen. Doch die Stadtmaschine konstruiert sich weiter – Wachstum kann man die polypenhafte Ausdehnung der Städte entlang der Verkehrsstränge eigentlich nicht nennen. Es ist kein naturwüchsiger Prozeß, es ist der ökonomische Mechanismus der Bodenpreise, der Grundrente und der Standortbewertungen.



Marxistische Stadtkritiker waren nie Stadtgegner. In der Stadt verdichtet sich nicht nur kapitalistische Profitwirtschaft und Konkurrenzförmigkeit, sondern es wird nach dem traditionellen Bild auch die „Arbeiterklasse geschmiedet". Die politischen Gegensätze formieren und artikulieren sich in den Städten und auch die geisten „Überbauten" werden in den Städten errichtet, wenn man von einzelnen Dichtern, die sich in entlegene Bauernhäuser zurückziehen, absieht. Doch auch die Rezeption ihrer Werke ist trotz Medienzeitalter und „Global village" auf die Stadt verwiesen.

Die Aufhebung des Unterschieds zwischen Stadt und Land war Anspruch beinahe jeder sozialistischen Gesellschaftsutopie, um der „Idiotie des Landlebens" (Marx) endgültig den Garaus zu machen. Von links wird also an der verdichteten städtischen Lebensweise grundsätzlich wenig Kritik kommen, lediglich an ihrer kapitalistischen Variante. So könnten oberflächlich betrachtet die linken Urbanfreaks ja zufrieden sein. Jedes Dorf wird durch Tankstellen, Shopping-cities und Autohäuser symbolisch zur Stadt erhöht. Das kulturelle Leben kann dank Fernsehen in jeden Haushalt geliefert werden, internationale Netzwerke können auch jeden ländlichen Arbeitsplatz mit den Zentren des Wissens dieser Welt oder mit Zunftkollegen verbinden.

Trotz verbesserten Massenwohnbaus ist jedoch die soziale Spaltung der Stadt geblieben. Zwar gibt es mehr sozial durchmischte Wohngegenden als früher, aber jeder weiß noch, wo in der Stadt die Reichen wohnen, auch wenn sie sich vor den zunehmenden Verslumungstendenzen angrenzender Gebiete durch Mauern und Bodygards abschirmen.

Die Individualisierungsdebatte soll auch vergessen machen, daß unsere Städte noch immer klassenmäßig geteilt sind, auch wenn sich Wohnqualität und Lebensweise weiter Teile der Lohnabhängigen mit denen der Mittelschicht vielfältig überschneiden. Daneben gibt es eine neue Armut. Sie trifft besonders Ausländer und alte Leute, doch die werden durch Planungsmaßnahmen aus den pulsierenden Zentralräumen ferngehalten, an die Enden der U-Bahnlinien verbannt. Kommen sie dennoch ins Zentrum, wird ihnen der Zugang zu den Luxustempeln verwehrt – wie dies zuletzt im Haashaus in Wien geschah. Der Bezirksvorsteher des ersten Bezirks hat geklagt, daß im Zuge neuer U-Bahnlinien der Pöbel die Zentren stürme.

Nachdem nämlich in der Innenstadt die älteren Bewohner abgesiedelt wurden, die Mietpreise durch vorrangige Büronutzung drastisch erhöht wurden und vielfältige Diensleistungen, Beisln, EDV-Shops, Reisebüros etc. der städtischen angestellten Mittelschicht nachgezogen sind, herrscht wieder reges Leben in den Innenstädten. Die City wurde durch Fußgängerzonen, Nobelsanierung, Penthausangebote und Bermudadreiecke (Beislszene in Wien) sowie Kulturmeilen aufgewertet, buchstäblich auch in der Preisgestaltung dieser Einrichtungen. Dadurch wurde das „Gsindl" aus den Vorstädten und Trabantenschlafburgen, das ein bißchen an der neuen Lebensqualität mitnaschen wollte, vertrieben. Die Gentrifizierung, wie dieser mittelschichtorientierte neue Nutzen der Innenstadt von Stadtsoziologen genannt wird, hat sich durchgesetzt, verstärkt durch Tourismus und Luxuskonsum.

Die Stadt fällt also neuerlich auseinander. Postmoderne Zauberarchitektur vom Zwergenhaus Hundertwassers bis zum postmodernen Stilensemble Holleins und den himmelblauen (Name einer Architektengruppe) Büroschwebedächern reicht der Katalog der Behübschung dieses innerstädtischen Treibens des siegreichen Kapitalismus. Es ist wie in der Mode eine ästhetische Rückkehr in die Zeit des Wirtschaftswunders, nur daß die Wunder andere sein werden.

Die Gemeinden haben den Wohnungsbau eingestellt. Eigentums- und Genossenschaftswohnungen sind nur den Gutverdienern zugänglich. Wien wird Chicago werden dank der sozialdemokratischen Politik. Haider würde lediglich die Ausländer rausschmeißen und Wachmannschaften für die Reichenghettos stellen, damit die inländischen Armen nicht in diese vordringen.

Peter Jirak beschriebt allgemein den Zusammenhang von Weltanschauung und städtischer Lebensweise bis hin zu den gebauten Denkformen. Klaus Brake und Claude Schnaidt beschreiben die hier skizzierten Prozesse realistisch, basierend auf einer politischen Ökonomie der Stadtentwicklung. Wolfgang Priglinger zeichnet die klassizistische Stilklitterung der Postmoderne als Vorwegnahme der Zersplitterung des Denkens nach. Irmi Voglmayr geht schließlich mit dem weiblichen Blick in den Stadtraum, um festzustellen, daß es noch eine weitere Teilung der Stadt, neben der in arm und reich, gibt: die Stadt der Männer und die Stadt der Frauen. Kein Wunder, daß die Korsi neu belebt werden, die Frauen sich wieder schminken und die Männer der tüchtigen Innenstadtschickeria im Straßencafè am Graben wieder ungeniert dem Schwingen der weiblichen Arschbacken nachschauen dürfen, durch lange Schlitze im Kleid auf den einen Weg aufmerksam gemacht. Keine Sorge, ich schau auch nicht weg von dieser Facette der Gentrifizierung und der neuen alten Geschlechterdifferenzierung.

*Julius Mende*

# Kritik und Perspektive der Stadt*

## Fragen über die Schwierigkeit, von ersterer zu letzterer fortzuschreiten

*Claude SCHNAIDT*

*Sie sollen nicht glauben, was auf Seite 582 von „Die Stadt als Gabentisch" steht. Ich lehre nicht Städtebau. In diesem Gebiet weiß ich weniger als Sie. Ich habe heute keine Entdeckung vorzutragen, sondern nur Fragen zu einem Problem, das mich beunruhigt: Warum das marxistische Denken, das sehr munter im Feld der Stadtanalyse und -kritik bleibt, so diskret und schwankend wird, wenn es sich darum handelt, in die Zukunft zu blicken?*

Kann diese Einstellung mit der Treue zu den großen Vorfahren erklärt werden? Es ist bekannt, daß Marx und Engels, im Gegensatz zu ihren Vorgängern – den utopischen Sozialisten – die kapitalistische Stadt nicht mit einem Chaos vergleichen und kein Modell für die künftige Stadt vorschlagen. Für sie ist die Stadt ein Ort der Geschichte. Sie ist nur scheinbar unordentlich. Ihre Ordnung ist jene der Gesellschaft, die sie baut und nutzt. Marx und Engels stellen dieser Ordnung nicht das abstrakte Bild einer neuen Ordnung gegenüber. Die Form der künftigen Stadt wird das Ergebnis des Marsches zur klassenlosen Gesellschaft werden. Es ist vergeblich, sie zu skizzieren, solange die Bedingungen ihres Aufbaus nicht vorhanden sind: „Da wir keine utopischen Systeme für die Errichtung der künftigen Gesellschaft zu machen haben, wäre es mehr als müßig, hierauf einzugehen."[1] In der unmittelbaren Fortsetzung dieser Aussage spricht sich Engels für provisorische Lösungen aus, die übrigens von der jungen Sowjetunion angewandt worden sind: „Soviel aber ist sicher, daß schon jetzt in den großen Städten hinreichend Wohngebäude vorhanden sind, um bei rationeller Benutzung derselben jeder wirklichen ‚Wohnungsnot' sofort abzuhelfen. Dies kann natürlich nur durch Expropriation der heutigen Besitzer respektive durch Bequartierung ihrer Häuser mit Obdachlosen oder in ihren bisherigen Wohnungen übermäßig zusammengedrängten Arbeitern geschehen, und sobald das Proletariat die politische Macht erobert hat, wird eine solche, durch das öffentliche Wohl gebotene Maßregel ebenso leicht ausführbar sein, wie andere Expropriationen und Einquartierungen durch den heutigen Staat."[2]

Sollten die Gründer des Marxismus auf dem Gebiet der Stadtfrage nur platte Pragmatiker gewesen sein? Nein! Ihre Position fließt aus dem Grundbegriff, den sie Flora Tristan entlehnt haben: „Die Emanzipation der Arbeiter wird das Werk der Arbeiter selbst werden". Die Welt, die sie bauen werden, wird nicht die Realisierung eines von oben oktroyierten Plans sein. Die Perspektive der kollektiven Veränderungsaktion ersetzt die detaillierten und beruhigenden Pläne der utopischen Sozialisten. Die Zukunft ist offen, unbestimmt, nicht fertig. Ihre Gestalt wird nur progressiv erscheinen, so wie die Kämpfe sich entwickeln werden. Es wäre dennoch völlig falsch, daraus abzuleiten, daß Marx und Engels kein Stadtprojekt hatten. Sie hatten eines, gewiß nicht formalisiert, aber umso radikaler. Dieses Projekt ist sogar so umstürzend, daß Marxisten, die mit der harten Realität konfrontiert wurden, es aus ihrem Gedächtnis vertrieben haben. Auch wenn das bei Ihnen nicht der Fall ist, glaube ich, daß es nicht unnützlich wäre, dieses Projekt mit einigen Zeilen zu schildern.

### Gegensatz zwischen Stadt und Land

Engels in den „Grundsätzen des Kommunismus": „Der Gegensatz zwischen Stadt und Land (wird) ebenfalls verschwinden. Der Betrieb des Ackerbaues und der Industrie durch die selben Menschen, statt durch zwei verschiedene Klassen, ist schon aus ganz materiellen Ursachen eine notwendige Bedingung der kommunistischen Assoziation. Die Zersplitterung der ackerbauenden Bevölkerung auf dem Lande, neben der Zusammendrängung der industriellen in den großen Städten, ist ein Zustand, der nur einer noch unterentwickelten Stufe des Ackerbaues und der Industrie entspricht, ein Hindernis aller weiteren Entwicklung, das schon jetzt sehr fühlbar wird."[3] Zwei schwerwiegende Sätze aus „Der Wohnungsfrage": „Die Wohnungsfrage lösen zu wollen und die modernen großen Städte forterhalten zu wollen, ist ein Widersinn. Die modernen großen Städte werden aber erst durch die Abschaffung der kapitalistischen Produktionsweise beseitigt, und wenn diese erst in Gang gebracht, wird es sich um ganz andere Dinge handeln, als jedem Arbeiter ein ihm zu eigen gehörendes Häuschen zu verschaffen."[4] Und schlußendlich diese Präzisionen aus dem „Anti-Dühring": „Die Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land ist hiernach nicht nur möglich. Sie ist eine direkte Notwendigkeit der industriellen Produktion selbst geworden, wie sie ebenfalls eine Notwendigkeit der landwirtschaftlichen Produktion und obendrein der öffentlichen Gesundheitspflege geworden ist. Nur durch Verschmelzung von Stadt und Land kann die heutige Luft-, Wasser- und Bodenvergiftung beseitigt, nur durch sie, die jetzt in den Städten hinsiechenden Massen dahin gebracht werden, daß ihr Dünger zur Erzeugung von Pflanzen verwendet wird, statt zur Erzeugung von Krankheiten. (...) Die Aufhebung der Scheidung von Stadt und Land ist also keine Utopie, auch nach der Seite hin, nach der sie die möglichst gleichmäßige Verteilung der großen Industrie über das ganze Land zur Bedingung hat. Die Zivilisation hat uns freilich in den großen Städten Erbschaften hinterlassen, die zu beseitigen viel Zeit und Mühe kosten wird. Aber sie müssen und werden beseitigt werden, mag es auch ein langwieriger Prozeß sein."[5]

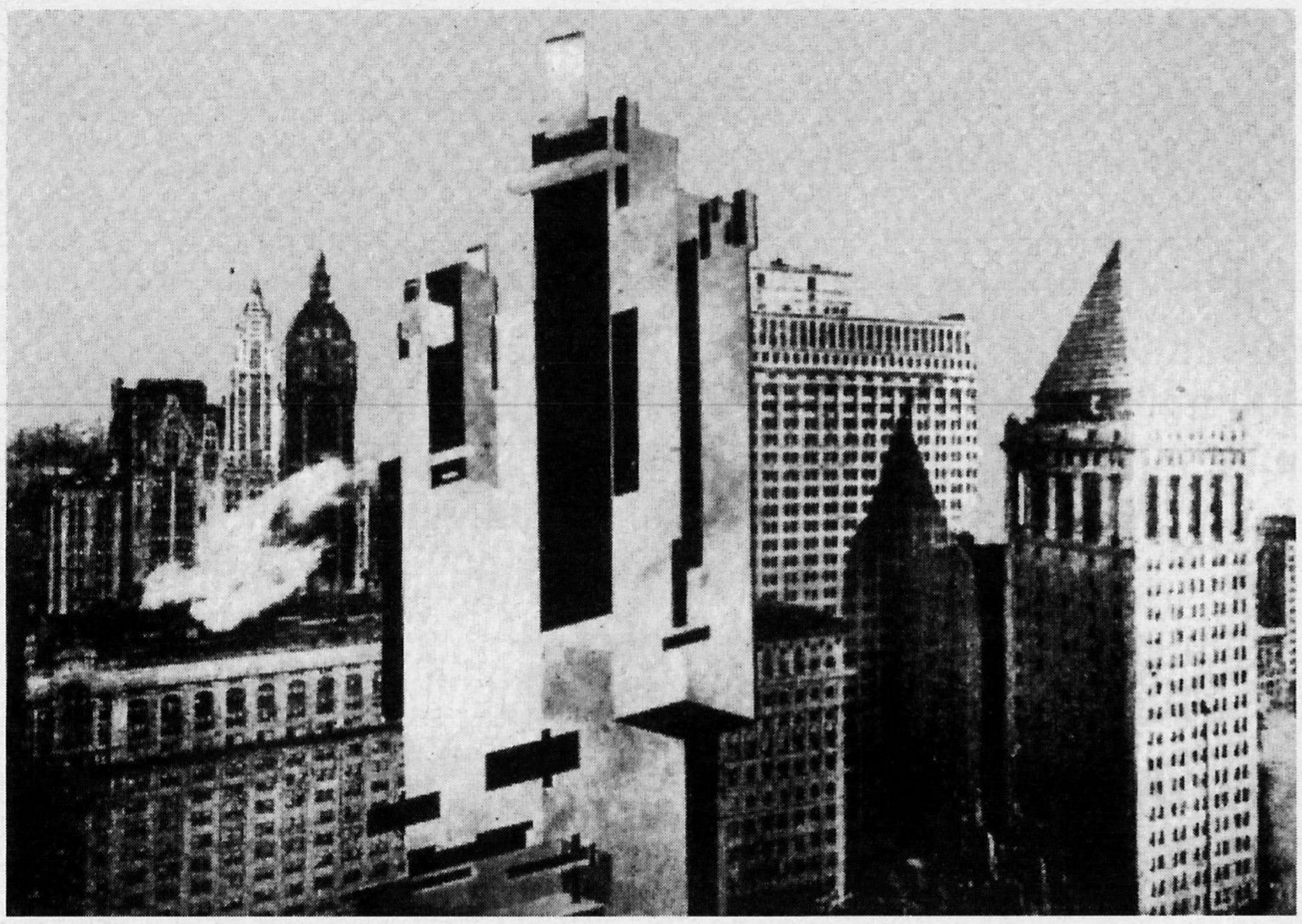
Meine Fragen:

- Sollte Engels in die Falle der Antizipation geraten sein?

---

* Vortrag am Symposium „Mega – Stadt – Raum", das im Jänner 1993 von »Weg und Ziel« organisiert in Wien stattfand.

- Sollte ein Projekt völlig irrealistisch sein oder durch die Geschichte hinfällig geworden sein?
- Sollten die sowjetischen Konstruktivisten, die ihn ernst nahmen, Rückständler gewesen sein?
- Oder sollte die Verschmelzung von Stadt und Land derart kompliziert sein, daß man nicht weiß, wie sie anzupacken ist; so viel kosten, daß sie zum ewigen Hinausschieben verurteilt ist?



*K. Malewitsch, Architekton zwischen Häusern einer modernen Stadt. Fotomontage, 1923*

- Wenn wir die Expansion der Städte und die Verwüstung des Landes nicht für richtig halten, wenn alles in Frage gestellt werden soll, die Vision Engels einbegriffen, was ist also unser Projekt?
- Oder soll die Idee eines Projektes selbst endgültig aufgegeben werden?
- Aber dann, wenn wir die Schaffung der Keime der Zukunft absagen, wie kann diese aus der Gegenwart hervorgehen?

Das Mißtrauen der Marxisten gegenüber der Antizipation ist nicht nur eine prinzipielle Haltung. Sie hat einen besonderen historischen Ursprung. Die gnadenlose Zerstörung des Utopismus war in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Notwendigkeit, um die aufkommende Arbeiterbewegung vor einem Weg in die Sackgasse zu bewahren. „Träumt nicht von einer idealen Gesellschaft; studiert vielmehr die Gegenwart, um aus ihrer Realität das herauszuholen, was die Zukunft vorbereitet! Erfindet nichts, da es ja genügt, die Widersprüche bloßzulegen, die ihr zu lösen habt!“ Das ist die Botschaft, die wirklich notwendig war. Waren also Marx und Engels inkonsequent, als sie doch in die Zukunft blickten? Keineswegs. Die Zukunft ist für sie die Zeit der aufgelösten gegenwärtigen Widersprüche, der mit sich selbst versöhnten Realität. Sie dient ihnen ständig als Kompaß bei allem, was sie unternehmen. Bei den Nachfolgern von Marx und Engels, die mit dem Kämpfen für den Aufbau des Sozialismus beschäftigt waren, hat unglücklicherweise oft der „Realismus“ den Vorzug vor dem „Futurismus“ gehabt. Man hat zu Unrecht gemeint, daß die zu kühnen Projekte entmutigend und demobilisierend waren, bis man das Ziel der Revolution aus den Augen verlor. Meinen Sie nicht, daß es heute dringend notwendig ist, die antizipatorische Kraft der Gründerväter wieder zu entdecken?

## Vom „Village of Harmony“ zur Megalopole

Ein merkwürdiger Punkt der Städtebaugeschichte ist die Entwicklung der für optimal gehaltenen Einwohnerzahl menschlicher Ansiedlungen. Im Laufe eines Jahrhunderts stieg die Einwohnerzahl von 1200 im „Village of Harmony“ von Owen auf drei Millionen in der „Ville contemporaine“ von Le Corbusier. Und heute scheinen die Megalopole von 20 Millionen Einwohnern die Planer nicht zu stören. Noch befremdlicher ist die Tatsache, daß die Marxisten dagegen nicht viel einzuwenden haben und nicht ernsthaft eine andere Perspektive anvisieren. Wie ist dieses De-facto-Einverständnis mit dem urbanen Expansionismus zu erklären? Es gründet meiner Ansicht nach nicht nur auf dem Glauben, daß Fortschritt nicht aufzuhalten ist. Wir alle wurden geprägt durch eine Version des historischen Materialismus, der zur Zeit der Industrialisierung der UdSSR ausgearbeitet wurde, nach der die Bewegung der Geschichte wesentlich bestimmt ist durch die Entwicklung der Produktivkräfte. Das heißt von Produktivkräften, die dazu da sind, die materiellen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen und die deshalb wegen ihrer fundamentalen existentiellen Funktion außerhalb und vor dem Bewußtsein und dem Willen der Menschen da sind. Als ich 1968 von den Extremlinken über den Klassencharakter von Technik und Wissenschaft befragt wurde, stand ich noch fest auf dieser Position und es machte mir Freude, zu erwidern, daß die Gesetze der Mechanik in China wie in den USA dieselben Formen bedingen. Seitdem wurde ich gezwungen, bessere Brillen aufzusetzen. Schließlich kann man die Symptome der Verrücktheit unserer Zivilisation und die Fragen nach dem Sinn des Fortschritts nicht außer acht lassen. Mit Gewinn habe ich Mumford[6] wieder gelesen, der mich früher ziemlich nervte. Ich wurde auch durch die Warnungen von Chup Friemert[7] über den Industrialismus in meiner Auffassung erschüttert. Und ich hörte auf, über die Klarsicht von William Morris zu zweifeln. Nein, die Produktivkräfte, die Wissenschaft, die Technik sind nicht neutral. Sie wachsen nicht wie Feldblumen unabhängig vom Willen der Menschen. Am Ende des 20. Jahrhunderts reicht es nicht mehr aus, den Mißbrauch der Produktivkräfte durch das Kapital anzuklagen. Selbst ihre Konzeption, wie sie sich aus Macht und Herrschaft herleitet, muß in Frage gestellt werden. Denn indem die vorhandenen Mittel der Menschheit alles übersteigen, was die Individuen und die Erde ertragen können, muß die Frage gestellt werden: „Was tun?“, damit diese Erde bewohnbar und die Lebensbedingungen der Menschen erträglich bleiben.

Glauben Sie nicht, daß die Zeit gekommen ist, alles, das Sie über die Stadt wissen, in eine neue Perspektive zu setzen und dabei die Stellung der Fluchtpunkte zu verifizieren? Ich habe den Eindruck, daß die Urbanisten den Leuten hinterherlaufen. Wenn die Leute vom Norden die Tendenz haben, sich gegen die Hungernden aus dem Süden, die auch ein Stück vom Reichtum haben wollen, zusammenzuschließen, so revoltieren sie zu gleicher Zeit gegen die große Maschinerie, die sie zermalmt. Sehen Sie nicht eine Verbindung zwischen all dem, was heute geschieht: das Auseinanderfallen der ehemaligen UdSSR, der Druck der Separatisten, der Widerstand der Kubaner, die Weigerung der Dänen und Schweizer, an der EG teilzunehmen, die ansteigende Wut der Bauern, das Aufbegehren der Bürgerinitiativen aller Art, die Umwandlung der gewerkschaftlichen Aktion, die Erosion der traditionellen politischen Parteien usw.? Die Leute wollen – oft in Konfusion über Ziele und Mittel – über ihre eigenen Angelegenheiten selbst entscheiden, da wo sie sind. Die Geschichte ist nicht ohne Witz: Obwohl gerade jetzt wieder zum x-ten Mal der Tod des Kommunismus verkündet wird, geht es dem Gespenst der Selbstverwaltung der assoziierten Arbeiter, der Auflösung des Gegensatzes von Stadt und Land, der Abschaffung des Staates, gar nicht so schlecht.

Eine unserer Schwierigkeiten, vorauszusehen, kommt gewiß aus unserer spontanen Vorstellung von der Stadt. Diese artikuliert sich in drei Punkten:

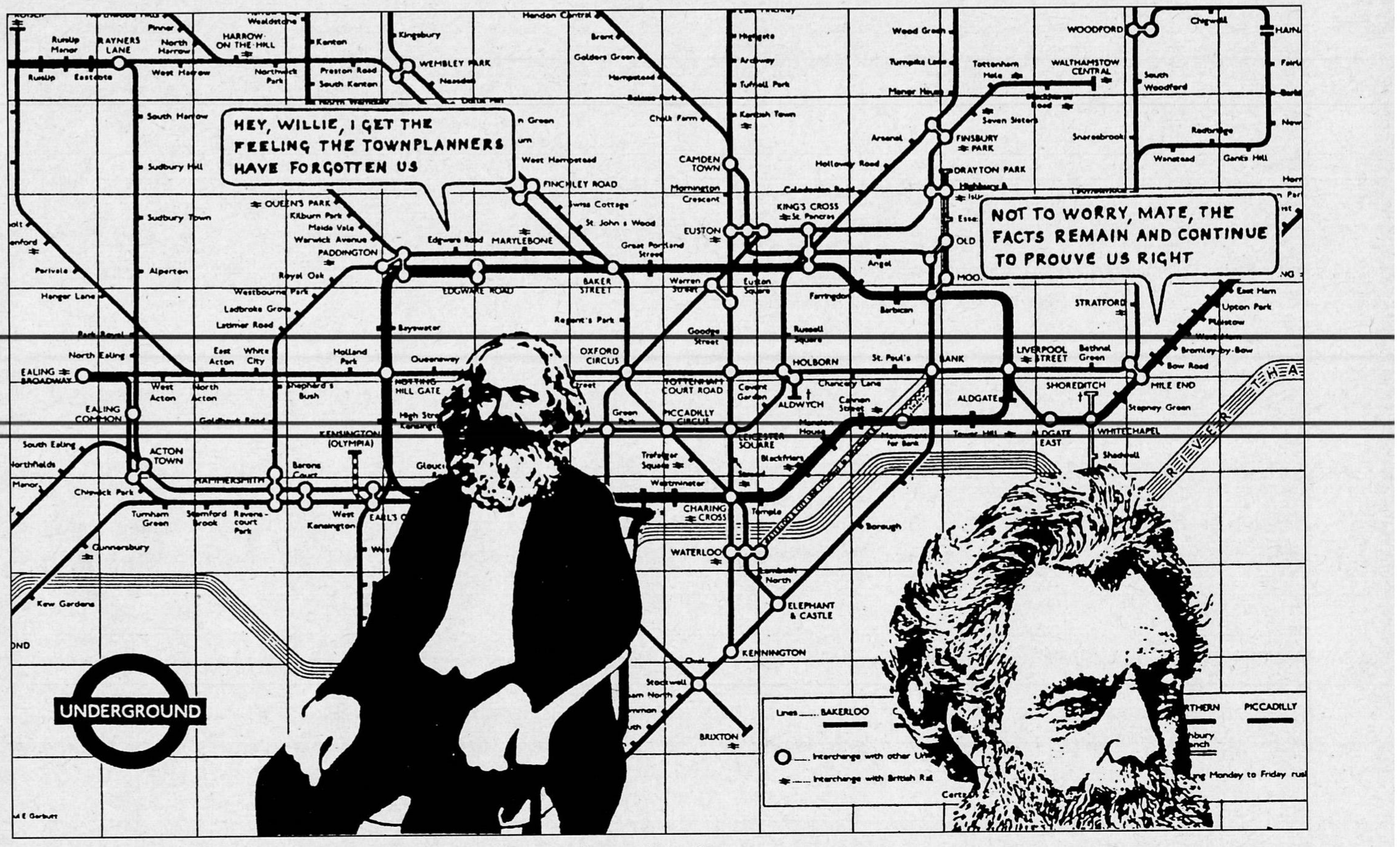
1. Die Stadt ist ein kollektives künstliches Gebilde, das sich dem Land entgegensetzt, das seinerseits weit ausgedehnt, kaum bewohnt und für Agrikultur bestimmt, aufgefaßt wird.

2. Die Stadt ist charakterisiert durch eine starke architektonische Bindung. Dort herrscht die Ordnung der aneinandergrenzenden Gebäude und die Einheit des Bebauungspegels.

3. Die Stadt hat die Funktion eines politischen, ökonomischen und kulturellen Zentrums. André Corboz hat in verschiedenen Untersuchungen gezeigt[8], daß diese Vorstellung von der Stadt anachronistisch geworden ist. Die Städte verschmelzen miteinander, bedecken mehr und mehr das Territorium sogar über nationale Grenzen hinweg, wachsen zu urbanen Regionen zusammen. Historische Zentren verlieren ihre Funktion. Die Aktivitäten, die ursprünglich in diesen Zentren stattfanden, zerstreuen sich in der Umgebung. So kommt es, daß die Stadt keiner faßbaren Realität mehr entspricht. Das ließ André Corboz sagen: „Wir müssen dringend einen Begriff der Stadt ausarbeiten als Ort der Diskontinuität, der Heterogenität, des Fragments und des ununterbrochenen Wandels."

## Altstadtsanierung und Neubau

Die Bewegung zur Rettung der alten Stadtquartiere, die sich als Reaktion auf die Destruktion bzw. Rekonstruktion der Stadtzentren entwickelte, trübt den Blick, den wir auf die Zukunft richten sollten. Diese Bewegung ist sehr mehrdeutig. Für die einen geht es darum, sich der Beschädigung des städtischen Lebensmilieus entgegenzusetzen und das Bild der Stadt zu schützen, das als unschätzbarer Wert unserer Umwelt angesehen wird. Andere wollen grundsätzlich die Wohnungen behalten, deren Weiterbestehen bedroht ist, und die Umwälzung der sozialen Struktur der Stadtquartiere verhindern. Für das Kapital handelt es sich um eine neue Profitquelle, da sich ja die alten renovierten Wohnungen teurer verkaufen und vermieten lassen als die neuen und dezentral gelegenen Wohngebäude. Diese Besessenheit durch die alten Steine ist ungesund.




*Marx und Morris im Gespräch vor dem Plan der Londoner U-Bahn*

*Die Überdachung der Petrowka-Passage in Moskau*

Sie hindert unsere Zeitgenossen, darüber nachzudenken, was wir wohl den nachkommenden Generationen hinterlassen werden. Das bereits fühlbare Resultat der Altbestandsanierung, wie sie heute praktiziert wird, ist ein altmodisches Habitat, das viel Geld für seine Produktion und Unterhaltung kostet. Noch schlimmer, die künftigen Bewohner, denen die Rechnung präsentiert wird, werden wiederum auf eine radikale Veränderung des Lebens verzichten müssen. Denn in den alten geflickten Gemäuern, die sie erben werden, wird es für sie schwer werden, Arbeit und Wohnen einander näher zu rücken, Neues in die Wohnung einzubringen, die tägliche Freizeit zu gestalten, die kollektive Konsumtion zu organisieren, den Gegensatz Stadt – Land zu vermindern. Solche Veränderungen können allein durch Neubau bewirkt werden.

Dieser Neubau wird – wenn Sie mir einen Sprung in die Zukunft erlauben – den Schwierigkeiten Rechnung tragen müssen, die wir heute mit dem Altbau haben. Schon bei seinem Entwurf muß seine künftige Unterhaltung und Modernisierung konzipiert werden. Das heißt, er wird Abnutzung, Amputationen und Pfropfteile vertragen müssen. Ein solcher Neubau, das ist klar, ist unverträglich mit dem alten Ideal der Einheit und Vollkommenheit. Er widerspricht der Gewohnheit, Gebäude in die Welt zu setzen, ohne sich darum zu kümmern, was aus ihnen später wird. Er wird sozusagen zur ewigen Baustelle. Erbauung, Instandhaltung, Modernisierung werden in einem einzigen Prozeß ununterbrochener Verwandlung verschmelzen. Das setzt austauschbare, zugängliche, demontierbare, vom System abtrennbare Bauelemente voraus. Diese Art, an den Neubau heranzugehen, wird Rückwirkungen auf den Altbau haben. Anstatt ihn als vollkommen, abgeschlossen, eindeutig anzusehen, wird der so gezeichnete historische Bau als ein noch offenes, aktualisierbares Problem begriffen werden, das mehr als eine Lösung zuläßt, also Angebot an einem Zuwachs an Signifikanz. Man wird nicht mehr so tun, als rühre man nicht an alte Steine. Man wird sie mit Hilfe unverhüllt zugefüg-

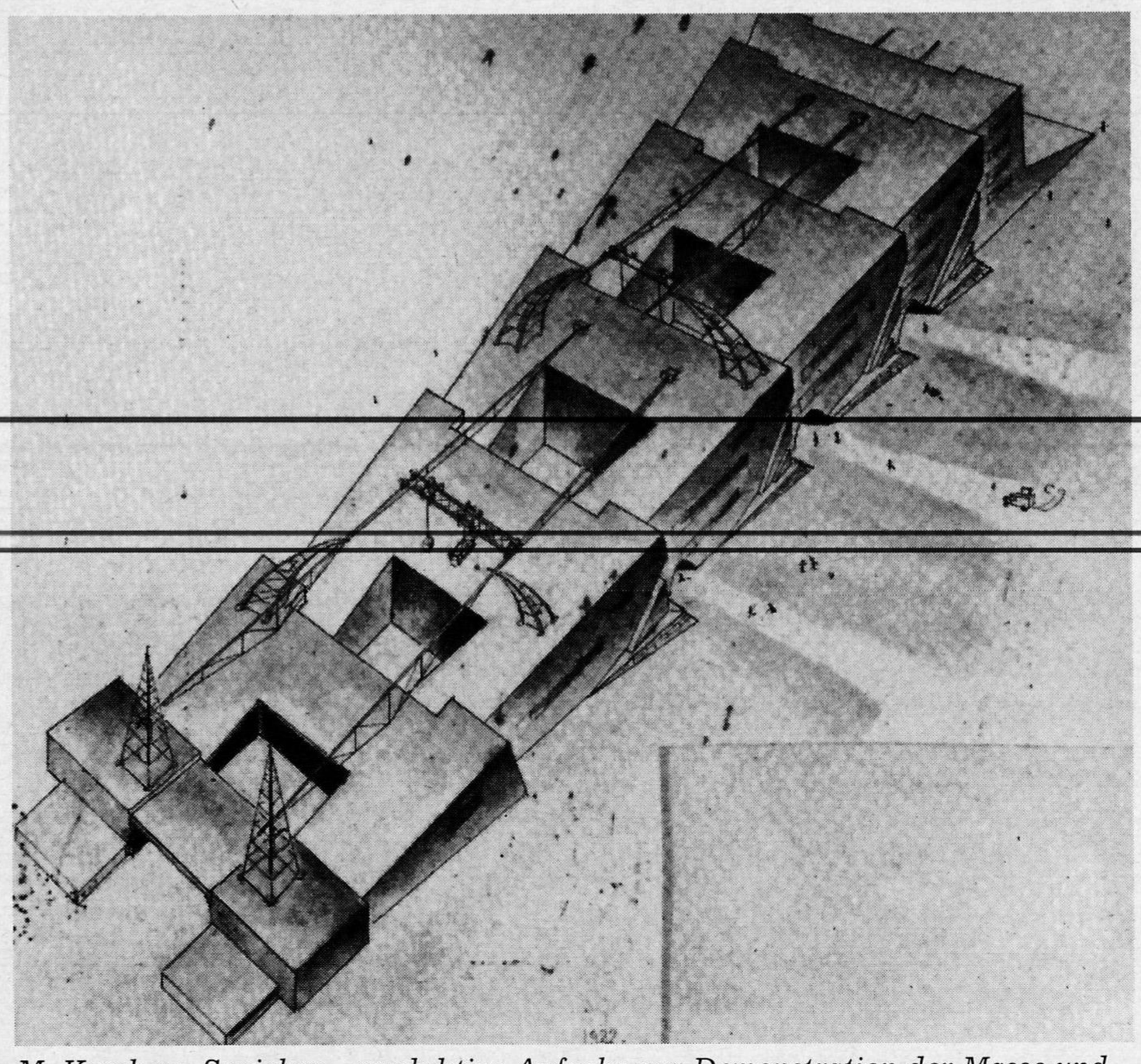
ter Vorrichtungen, die man, wenn ihre Zeit abgelaufen ist, demontiert, zu neuem Leben erwecken. Es handelt sich hier nicht um die Schnapsidee eines Bilderstürmers: Alle Volksarchitekturen in der Welt haben sich seit Tausenden von Jahren so entwickelt, und entwickeln sich noch in dieser Art. Selbst die Monumente, die wir heutzutage als sakral und unberührbar betrachten, sind oft das Produkt einer ständigen Aktualisierung. Es genügt heute, diese Tradition zu erneuern.

## Unordnung tolerieren, produzieren und bekämpfen

Wie André Corboz bemerkte, müssen wir Prozesse in Gang setzen, die gleichzeitig die Unordnung tolerieren, produzieren und bekämpfen. Ich sehe für dieses Rätsel nur eine Lösung: die effektive Partizipation der Leute am Bau ihrer Lebensumwelt. Partizipation kann aber heute nicht Städtebau und Architektur ohne Stadtplaner und Architekten bedeuten. Es bedeutet nicht, daß diese als Ausführer nach dem Diktat der künftigen Nutzer arbeiten. Diese Leute haben in ihrer Mehrheit kein klares Bewußtsein von ihren Bedürfnissen. Sie erfassen nur schwer die Beziehungen zwischen Bedürfnis, Funktion, Objekt und Struktur des Raums. Sie werden mit Repräsentationen überschwemmt, die nicht nur die durch die Fakten auferlegten Grenzen maskieren, sondern auch ihr verwertbares Potential. Daraus ergibt sich, daß die partizipatorische Aktion mit dem Kampf gegen die Entfremdung verbunden werden muß. In dieser Perspektive profilieren sich der Stadtplaner und der Architekt zu politischen Agitatoren, zu Aufdeckern latenter schöpferischer Kräfte, zu Mitorganisatoren des Bauakts. Der zu zahlende Preis wird das Verwerfen des Werkes als Widerspiegelung einer einzigen, endgültigen, unantastbaren Idee sein, des Werkes, das angeblich gänzlich unwissenden Leuten vorgesetzt wird. Aufgegeben muß auch der Anspruch werden, von Anfang an bis ins kleinste Detail alles festlegen zu wollen, alles zur Vollendung zu bringen, so wie es Gott Vater tat, der die Welt in sechs Tagen erschuf. Kurz und gut, die Barfüßlerarchitekten und -stadtplaner werden mit dem Volk nicht fertige Objekte konstruieren müssen, sondern offen sein für alle Ereignisse des Lebens, befreit von falschen Mysterien, zurückgewonnen als konkrete Sache aller.

Utopie, werden manche sagen. Denen werde ich im voraus antworten: Utopisch sind heute diejenigen, die glauben, daß die Dinge so bleiben können, wie sie sind. Denn entweder wird die ganze Welt den Strategen der sogenannten „Neuen Weltordnung" unterworfen, und zwar bis zur Erschöpfung der Erde und Selbstzerstörung der Menschheit, oder sie begibt sich auf den Weg in eine andere Zivilisation, die gegründet ist auf die Selbstverwaltung und die Initiative der arbeitenden Menschen, die sich zusammengeschlossen haben für die Entwicklung dessen, was sie durch sich selbst und für sich selbst sind und haben. ■

Dr. Claude SCHNAIDT ist Professor für Architektur in Paris.



*M. Korshew, Speicher – produktive Aufgabe zur Demonstration der Masse und des Gewichts, 1922.*

## Anmerkungen


1 Engels, Friedrich: Zur Wohnungsfrage. In: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke. Bd. 18. Berlin 1962.

2 Op. cit. 1

3 Engels, Friedrich: Grundsätze des Kommunismus. In: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke. Bd. 4. Berlin 1959, S. 376-377

4 Op. cit. 1

5 Engels, Friedrich: Anti-Dühring. In: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke. Bd. 20. Berlin 1962, S. 276-277

6 Mumford, Lewis: Technique et civilisation. Paris, Editions du Seuil 1950; La cité à travers l'histoire. Paris, Editions du Seuil 1964; Le mythe de la machine. Paris, Fayard 1974.

7 Friemert, Chup: Zu kulturellen Aspekten der industriellen Massenproduktion. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, Weimar (1987) 4-6, S. 210-212; Zur Kritik des „Industrialismus". Oder: Weiteres zur anmaßenden Bescheidenheit. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, Weimar (1990) 1-3, S. 46-48

8 Corboz, André: „Non-City" Revisited. In: Le temps de la réflexion, (1987) VIII, S. 45-59; Vers la Ville-Territoire. In: Ergänzungen. Bern-Stuttgart, Verlag Paul Haupt 1991, S. 631-635; Ni Indiens ni urbains. Communication au colloque sur les „indiens" et les urbains organisé par le Cinéma pointu, Fondation Louis Moret, Martigny 22. 7. 1991; L'urbanisme du XXe siècle – Esquisse d'un profil. Genf, Fédération des architectes suisses 1992; Die „Großstadt" Schweiz oder Zur Notwendigkeit und von den Abhängigkeiten einer Stadtplanung. In: Die Stadt als Gabentisch. Leipzig, Reclam-Verlag 1992, S. 153-171

# Neue Räume in der Stadt*

## Neo-Industrialisierung und Reurbanisierung - städtischer Raum zwischen Öffentlichkeit und sozialer Exklusion

*Klaus BRAKE*

### Beobachtungen

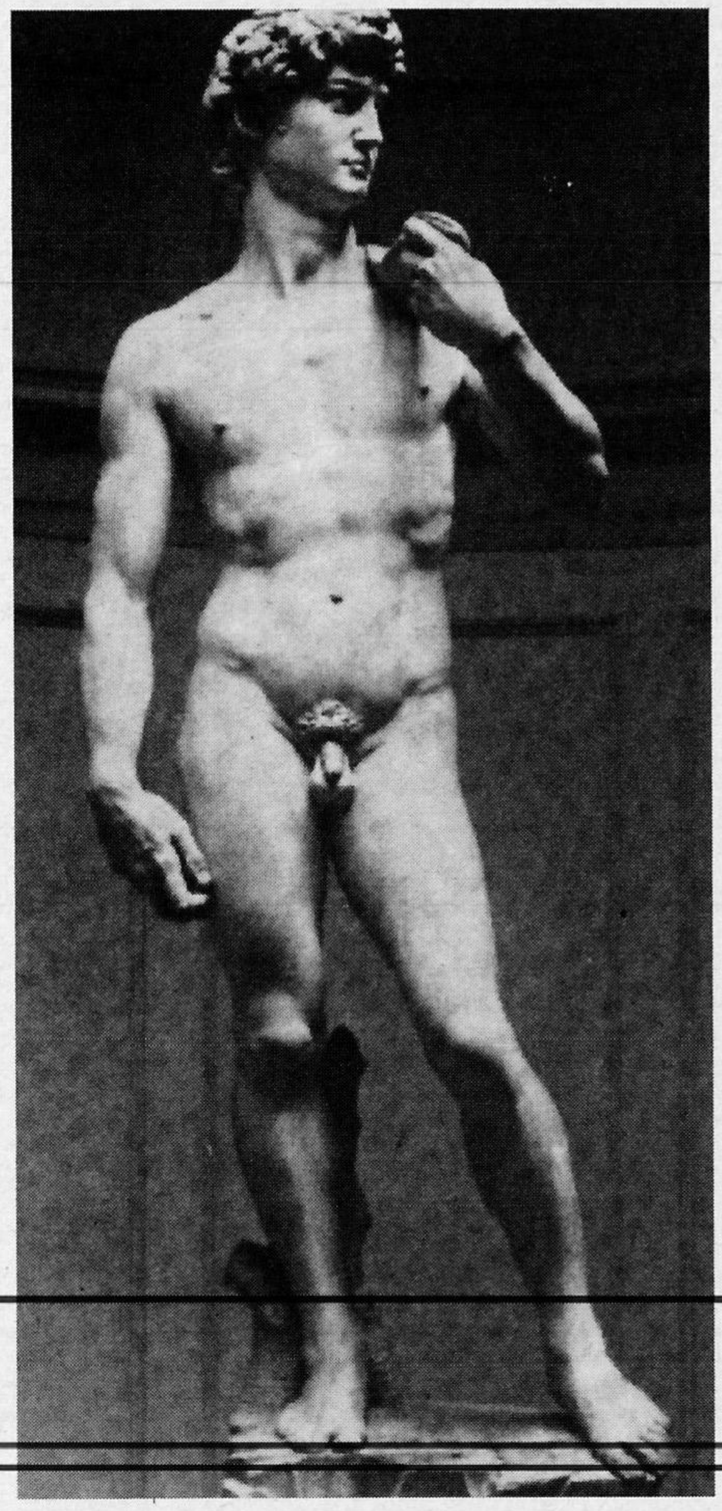
In hochentwickelten kapitalistischen Ländern ist seit etwa 20 Jahren eine „Renaissance des Städtischen" feststellbar: Ambitionierte Geschäfts- und Wohnbebauung in den Stadtzentren, als Plazas, Höfe, Atriums etc. bezeichnete Baulichkeiten, Ausbau der ÖPNV-Infrastruktur (sogar wieder mit Straßenbahnen), Kultureinrichtungen etc. das sind Zeichen einer Neubewertung betont städtischer Umwelt und ist nicht mehr identisch mit einer Stadtentwicklung (zum Beispiel à la Houston), die zwar betont zentrenorientiert war, jedoch extrem desintegriert.[1]

Bemerkenswert ist dies allein schon angesichts von Entwicklungen, die gegenläufig erschienen, wie zum Beispiel: die eindimensionale Zurichtung der inneren Städte als Geschäftszentren, deren jahrzehntelange Auszehrung durch Suburbanisierung, das Brachfallen mancher Städte im Zuge einer neuen Standorte-Geographie („sunbelt"/ Süd-Nord-Gefälle[2] etc.) oder die konträren Wirkungen von Dezentralisierungspotentialen neuer Kommunikationstechnologien.[3]

Darüber hinaus ist dies jedoch eine „Renaissance" mit Begleiterscheinungen ganz eigener Art: Zum einen bleibt es bei der neuartigen Erscheinung, daß bestimmte Städte in ihrer Entwicklung stagnieren, die bis dahin durchaus in der Lage gewesen waren, wirtschaftlichen Strukturwandel auch für sich positiv zu verarbeiten („Dualisierung der Stadtentwicklung"[4]); zum anderen bildet sich in den prosperierenden Städten nun eine uns ungewohnte Nutzungsstruktur heraus: Ein Zentrum, das einen Komplex vielfältiger Aktivitäten integriert und eine neue Sozialökonomie „behaust", schottet sich ab gegenüber der umgebenden Stadt und Region („Polarisierung").[5]

### Kennzeichnung

Im Prozeß städtischer Veränderungen erleben wir eine Phase, die ob ihrer Erscheinungsformen als Re-Urbanisierung bezeichnet werden kann.[6] Im allgemeinen ist dieser Prozeß die soziale Aneignung von Raum (und das sehr selektiv, was Städte im Ganzen und zu Teilen anbelangt), und zugleich stellt er eine veränderte Inwertsetzung von Standorten (im Kleinen wie im Großen)



*Michelangelo, David, 1503. Florenz*

dar. Die neue Art von Raumstrukturierung korrespondiert ihrerseits mit einem veränderten Modus von Produktion und Reproduktion. Inwieweit hat das Bedeutung für die städtischen Verhältnisse von Raum, Leben und Politik?

### Untersuchung

Was in den Städten Neues auffällt, das sind vor allem bestimmte Räume (Bereiche, Quartiere etc.), die durch ihre Nutzungen sehr vielfältig strukturiert werden. Die deutlichsten Veränderungen passieren in den innersten Stadtgebieten, und das nicht nur in Frankfurt, Düsseldorf, München, Hamburg oder in Paris oder etwa New York City. In den Zentren kommt es durch Umnutzung bzw. Neubau zur Ansiedlung insbesondere von eher mittelgroßen und ökonomisch dynamischen Betrieben strategisch unternehmensberatender Dienstleistungen (von Finanzierung über Anwälte bis Werbung etc.); dazu von eher kleineren und zum Teil auch weniger hochentwickelten Anbietern ergänzender (und durchaus auch gewerblicher) Dienste, sei es von Software, Service, über Gebäudereinigung bis Catering etc.; desweiteren von Wohnraum für Beschäftigte in kreativen Positionen dieser Dienstleistungen, mit hohem Einkommen, vielfach in Nicht-Familien-Haushalten und mit Bedürfnissen einer anregungsreichen Rekreation; und schließlich von entsprechenden Angeboten luxuriöser Haushaltsdienste (Einzelhandel etc.), Gastronomie und Kultur.[7]

Diese Ansiedlung geschieht auf engstem Raum und faßt dort wie als Komplex all das zusammen, was sich in einem bestimmten Feld veränderter Wirtschaftstätigkeit funktional bedingt, und zwar nun sehr kontaktintensiv (neue Sozialökonomie von Städten).

Auffallend ist zunächst, daß hiermit dasjenige auch in Mikro-Standorten kombiniert wird, was lange Zeit nur im Gebiet eines Makro-Standortes betont arbeitsteilig mit seinen City-, bzw. Gewerbe- oder Wohngebieten organisiert wurde; nun jedoch finden in diesen inneren Städten neuen Typs Nutzungen eng miteinander verwoben statt, die im einzelnen höchst heterogen sind, so zum Beispiel sachlich (Dienstleistungen/Gewerbe/Handel/ Wohnen/Kultur), größenordnungsmäßig (Großbanken/Werbefotografen), ökonomisch, qualitativ und damit auch baulich (Büros/Wohnungen/Lofts/Lä-

---

* Vortrag am Symposium „Mega – Stadt – Raum", das im Jänner 1993 von »Weg und Ziel« organisiert in Wien stattfand.

den/Präsentationsräume etc.).

Wir können hier also eine Art der Flächennutzung beobachten, die in ihrer Spezialisierung sehr viel weniger standardisiert und gegliedert ist als die uns gewohnte Stadtentwicklungsstruktur („Funktionalismus"). Dem entspricht auch ein Raum von (Innen-) „Stadt", der sehr viel geringer zentralisiert gedacht wird, was die räumliche Arbeitsteilung seiner wesentlicher Aktivitäten anbelangt.

Auffallend ist weiterhin, wie einseitig neue und ökonomisch dynamische Aktivitäten, baulich/infrastrukturelle Investitionen und Wohnbevölkerung höherer Einkommen neuerdings die Stadtzentren besetzen.

Schließlich fällt ein gewisser Zusammenhang auf zwischen den wirtschafts- und soziostrukturellen Aspekten dieser stadträumlichen Entwicklungen und auch, wie weitverbreitet und anhaltend diese Veränderungen auftreten.

Die Frage ist also, inwieweit das zusammenhängt mit veränderten Formen von Wirtschaftstätigkeit – inwieweit es insofern als „epochal" einzuschätzen ist und wie daraufhin die Folgen zu beurteilen sind.

## Zuordnung

Die wesentlich neuen Formen veränderter Wirtschaftstätigkeit weisen Strukturen auf, die generell weniger schematisch reguliert bzw. mehr flexibilisiert sind und damit im Kontext eines (tendenziell) nicht mehr (oder zur Zeit: weniger) fordistisch geprägten „Akkumulations-Regimes" der Kapitalverwertung zu sehen sind.[8]

Was bedeutet das? Welches sind die Elemente dieses aktuellen Wirtschaftsstrukturwandels? Im wesentlichen:

- *flexibilisierte Produktionsmethoden* für differenziertere Produkt- und Marktstrategien (anstelle einer „economy of scales");
- *deregulierte Arbeitsverhältnisse* nach Status, Arbeitszeit und -ort (freie Mitarbeiter, ATs, Teilzeit, Heimarbeit etc.);
- *(vertikal) dezentralisierte Organisationsstrukturen* bei Einbettung jeweils in Netzwerke;
- *heterogener Status von Kooperanten* unter Aspekten ihrer ökonomischen Potenz, der technologischen Niveaus etc.

Den Rahmen dafür bildet ein weiterhin allerdings ungeschmälert großer Aktionszusammenhang (von Unternehmen, Kapitalen, Märkten etc.) und die Funktionalisierung für bzw. durch Kapitalverwertung, auf deren tendenziell sinkende Profitrate dieses Konzept als Antwort zu begreifen ist. Auch insofern ist dieser Wirtschaftsstrukturwandel als eine „Neo-Industrialisierung" zu begreifen.[9]

Für die praktische Anwendung wichtig sind die in diesem Kontext „neuen" Technologien, insbesondere der Kommunikation im weiteren Sinn, und diejenigen unternehmensberatenden Dienstleistungen, deren Lokalisierung mit diesen inneren Städten neuen Typs zusammenhängt.[10] Es sind die differenzierten Methoden der Weltmarktorientierung, die beides und im Zusammenhang generieren: betont strategische unternehmensberatende Dienstleistungen zum einen, die um ihres Leistungsniveaus willen verstärkt „externalisiert" werden und damit standörtlich aktives Potential darstellen; und Telekommunikationstechnologien zum anderen, die eine ganz neue Runde funktionaler räumlicher Arbeitsteilung einläuten mit der inhärenten Logik allerdings der „qualitativen Selektion" zugunsten großstädtischer Standorte. Ja, das betont urbane Umfeld wird für dieses Segment von Dienstleistungen und zwar des Arbeits- wie Reproduktionsprozesses nun sogar zur substantiellen äußeren Bedingung: geht es doch darum, motiviert zu sein, extrem erfindungsreich und reaktionsschnell die Schlacht um den segmentierten Weltmarkt zu unterfüttern. Das ist es, was in diesen Fällen den extremen örtlichen Zusammenhang („Komplex") ganz aufs Neue stiftet und damit im Netzwerk neuer Städte-Hierarchie[11] überhaupt „Ort" wieder konstituiert („Re-Urbanisierung").

## Bewertung

Was bedeuten die sozialökonomischen Strukturveränderungen nun für die „städtischen Verhältnisse", das heißt im Sinne von Standort-Bewertung und sozialer Aneignung von Raum?

Zwei Aspekte wären da zu thematisieren:

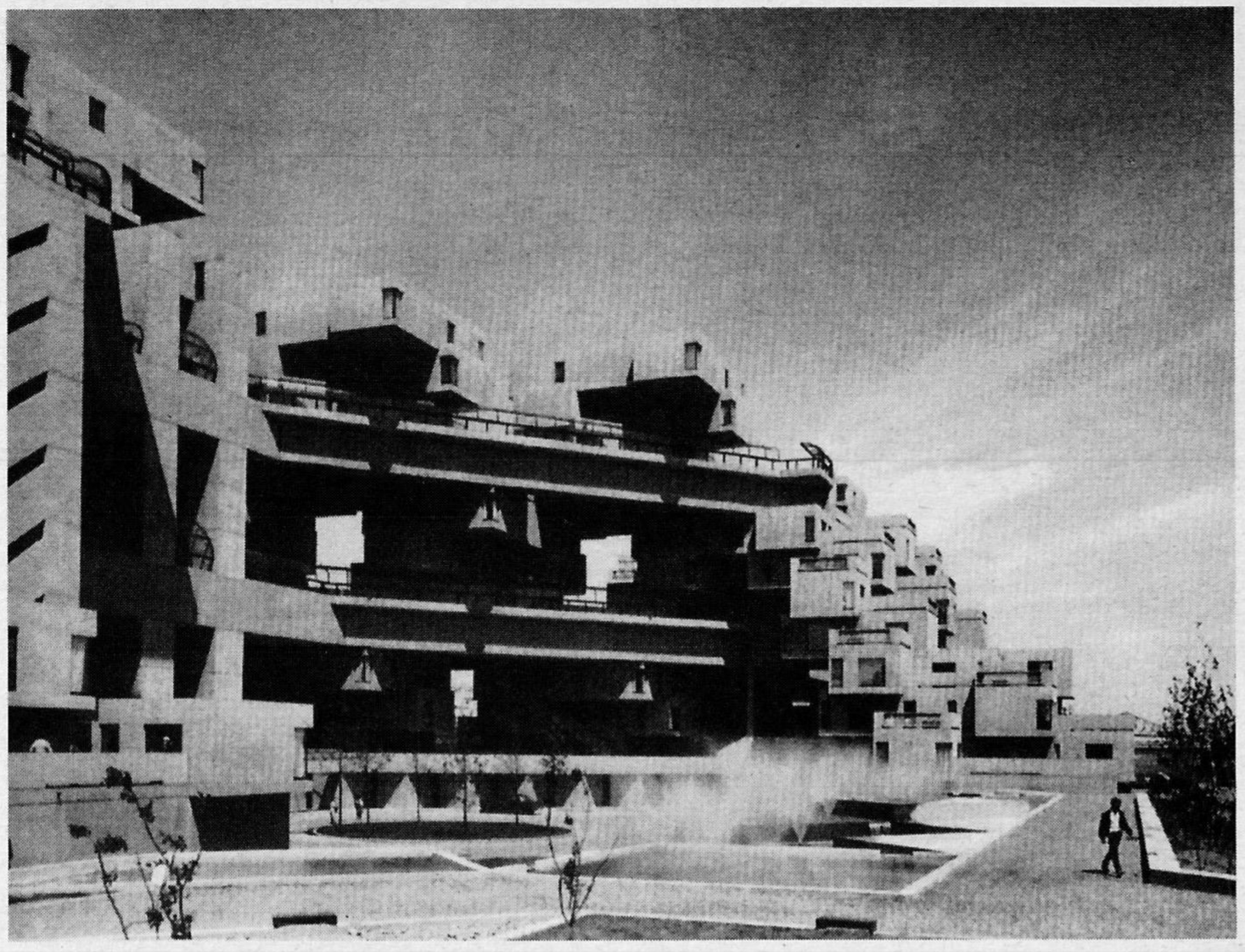
1. Uns sind bestimmte Formen der Siedlungsstrukturierung bekannt: Zum einen große, in sich eher eindimensionale Elemente wie etwa: Zentrum bzw. Peripherie, oder: Stadt bzw. Land, oder: Büro-City bzw. Wohnghettos; und zum anderen darin dann ein eher kleinteiliges Muster von (vor allem: sozialer) Segregation. Diese Strukturformationen scheinen nun aufgeweicht (überlagert/ergänzt) zu werden durch das Nebeneinander bzw. die Einlagerung mehrdimensionaler, hochintegrierter Komplexe. Auf ihnen wiederum basiert eine Tendenz zu eher großflächiger räumlicher Arbeitsteilung und Segregation auf polarisiertem Niveau. So etwa im Typ einer „dual city"[12]: Sie bildet sich heraus mittels der „neuen Stadt der Dienstleistungs-Sozialökonomie", eingerichtet in der überkommenen und hierfür reaktivierten Struktur der inneren Stadt mit urbanen Qualitäten; und alles drumherum ist das von der Stadt, was eine entsprechende Neubewertung nicht erfährt, alles aufzunehmen hat, was diese neue Sozialökonomie nicht verwerten kann und somit eine ganz andere Stadt darstellt, und deren Bewohner in der „anderen Stadt" zunehmend auch nichts mehr zu suchen haben. Das ist die eine und eher gesamtstädtische Folge dieser Art von Raum-Aneignung.

In derart wiederbelebten Städten wird Raum nun eher flächendeckend funktionalisiert und durchkapitalisiert für derartige Komplexe nämlich einer heterogenen Kooperation. Dabei ändert auch die augenscheinliche Vielfalt von Läden, Restaurants etc. in kleinteilig aufgemachter Bebauung nichts daran, daß es deren Ketten und Konsortien sind, denen die individuellen und ortsansässigen Betriebe weichen. Dieser eindeutigen Indienstnahme von (Innen-)Stadt in vielgestaltiger Form dienen die Passagen, die Plazas oder die Büro-Center mit ihren publikumswirksam aufgemachten Eingangsbereichen ebenso wie die freiluftmusealen Altstadt-Quartiere und die Kultur-Räume. Indem Stadt als ein solches inneres (Kommunikations-)System existiert, kommt es auch zu einer deutlichen faktischen Privatisierung des Stadtraums, den wir als öffentlichen gewohnt sind. Und das wäre eine weitere und eher partielle Folge dieser Art von Raumaneignung.

2. Die inneren Städte werden belebt, indem eine bauliche Hülle, die ihrer eigentlichen Lebensgeister verlustig gegangen ist, für veränderte Aufgaben als Standort neu bewertet wird. Neuartig ist ihre innere Geschlossenheit als Behausung einer neuen Sozialökonomie, die sich im Innern umso uneingeschränkter entfalten kann, wie sie auch funktional in der übrigen Stadt (und Region) eher nur wie eingenistet wirkt. Entsprechend kann sich diese Sozialökonomie umso ungehinderter auch darstellen: Ihrer „kollektiven Individualisierung" dienen hemmungsloser Kon-

sum-Kult ebenso wie eine Architektur, die wieder betont zeichensetzend ist bzw. identitätsstiftend sein soll. Vorbei ist die Zeit, in der vergleichbare Mengen an Büro- und Geschäftsfläche hinter uniformen „Zigarrenkisten"-Fassaden verschwanden. Die neue Lust an ambitionierter bisweilen auch nur exaltierter Architektur (und ihrer „Stile") korrespondiert mit dem Bedarf an „corporate identity" in einer flexibilisierten Marktwirtschaft.[13]

Diese einzelnen Entwicklungsaspekte deuten darauf hin, daß wir es mit einer neuen ausgeprägten Individualisierung bei der Strukturierung und Aneignung von Stadt zu tun haben, verbunden mit erweiterter Privatisierung und zwar als einer „sozialen Exklusion".[14]



*Moshe Safdie, Wohnhausgruppe „Habitat", Montreal 1967*

## Vertiefung

Dies wird neben den gentrifizierten Wohngebieten besonders deutlich an dem einen Element von Re-Urbanisierung, nämlich: den als Plaza, Hof, Atrium, Forum etc. bezeichneten Baulichkeiten. Als Bestandteile heterogener innerstädtischer Überbauungen stellen sie etwas anderes dar als die dem „Erlebnis-Kauf" geschuldeten „Binnenwelten des Konsums" auch der Passagen in den Cities. Sie sind auf i.w. privatem Grund öffentlich zugänglich und vermitteln ein spezifisches Muster ihrer Präsentation:

- Von der Anlage her sind sie jeweils sehr geschlossen (das beginnt bereits beim Organisatorisch-Rechtlichen und setzt sich mit zum Teil einprägsamen Namen fort); und
- Erscheinungsbild/Aufmachung sind getragen von/verbunden mit ambitionierter Architektur.

Wie ist ihr spezifischer aktueller Charakter zu erklären?

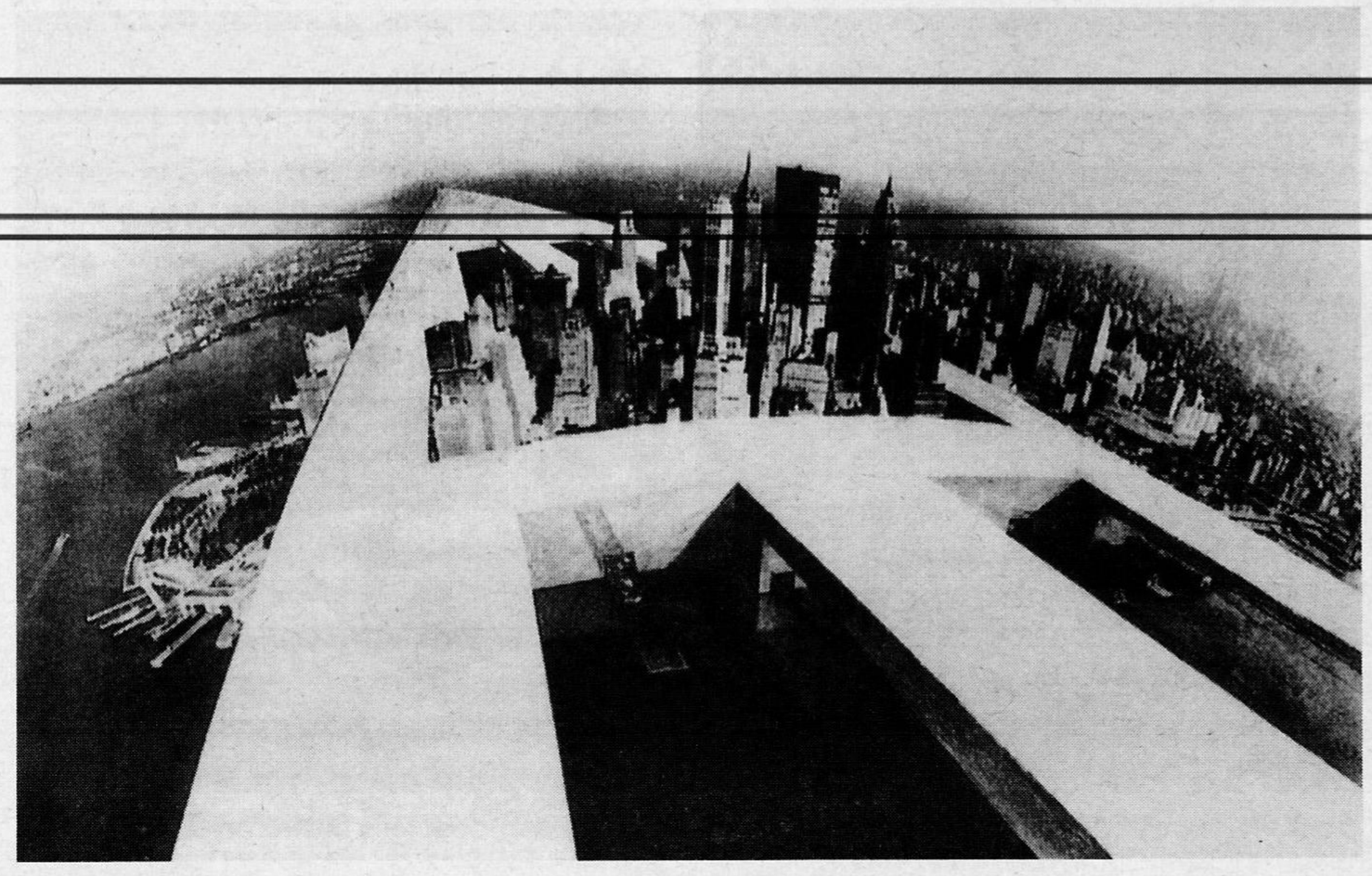
Dem allgemeinen bauökonomischen (oder besser: Bauherren-ökonomischen) Interesse an optimalen Renten entsprechen derzeit spezifische baurechtlich/städtebauliche (Spiel-)Regeln (das heißt im Rahmen welcher Stadtplanungs-Konzeptionen werden sie genehmigt/realisiert?):

- Etwa in den USA (insbesondere New York City) werden sie genehmigt für den „Bonus" zusätzlicher Nutzgeschosse für die „eigentliche" Bebauung, und das sind vor allem Büroflächen/Wohnhochhäuser (entsprechend auch bei U-Bahnhof-Revitalisierung);
- Etwa in (West-)Europa (auch in der BRD) verhält es sich so: Soweit der Hochhausbau im Stadtzentrum (wie in Frankfurt) i.w. nicht Praxis ist (so etwa in Paris, München, Wien, auch in Hamburg etc.), erklären sich solche Baumaßnahmen i.w. als Teil der intensiveren Ausnutzung zentraler Lagen.

Für diese besondere Form der Bauinvestition bedarf es jedoch noch weiterer Argumente; hier bietet sich eine baugestalterisch/kulturell angelegte Erklärung an, wonach solche Baulichkeiten eine veränderte Materialisierung darstellen von Natur- bzw. Kunstverständnis im Kontext von Identitätsbildung (mit dem „Ort" bzw. seinem Bauherrn) (s. M. Wagner/Anm. 14).

Die Frage ist allerdings: Identität wessen und mit wem eigentlich? Beim Blick auf ein Überbauungsbeispiel wie das Rockefeller-Center, das etwas anders strukturiert ist und aus einer ganz anderen Epoche stammt, fragt sich: Handelt es sich heute noch um Identitätsbildung einer „breiten Masse" etwa mit einem gesellschaftlich vermittelten „Vorbild" (wie Rockefeller) (bzw. mit einem „hehren Wert" wie Kultur/in Museen)? Oder haben wir es nun zu tun mit ortsbezogener Identität nur eines einzelnen Segments städtischer Bevölkerung, jedoch: insgesamt und mit sich selbst?

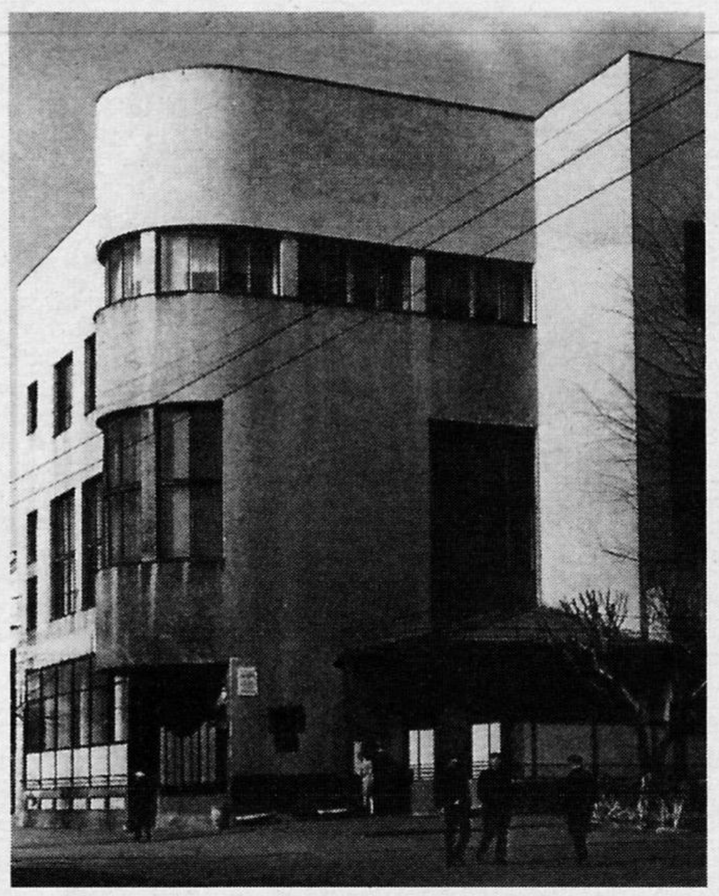
Dazu aus meiner Sicht noch ein



*A. Stschussew, Gebäude des Narkomsem in Moskau, 1929-1933. Gesamtansicht.*

paar Anmerkungen:

- Diese städtischen Nutzungsgefüge treten auf in einer sich verändernden (Innen-)Stadtstruktur, die ihrerseits ein ganz „bestimmtes" Gebiet nur besetzt („Zitadelle"[15]), und das als die Behausung der neuen örtlichen „Dienstleistungssozialökonomie" insgesamt anzusehen ist, abgeschottet wie gesagt gegen den Rest der Stadt: Eine „funktionale Exklusion" wäre das zunächst also, jedoch in sich vielfältiger, hochintegriert, das heißt beinahe „autark" und damit ist man hier auch „unter sich".
- Diese städtischen Nutzungsgefüge sind die gemeinsamen Orte eines ganz bestimmten Segments städtischer Arbeits- und Wohnbevölkerung: verbunden durch Bedürfnisse und Ansprüche, die zusammen-



*W. Wesnin, Bankgebäude in Iwanowo-Wosnessensk, 1927-1928*

gehören, indem sie aus einem komplexen arbeits-, sozial- und kulturstrukturellen Zusammenhang stammen und sich auch erklären. Tendenzen einer „kollektiven Individualisierung"[16] entsprächen hier also der „sozialen Exklusion" des Ortes.

Von hier her ergibt sich nun auch eine Umdeutung von „öffentlich" als Charakteristikum von Stadtraum: Die allgemeinen Bereiche dieser neuen Überbauungen sind rechtlich durchaus privat; die Zugänglichkeit wird nicht organisatorisch geregelt. Und ihre architekturbedingte Durchsichtigkeit läßt sie eher auch integrierbar erscheinen in den umgebenden nutzbaren städtischen Raum und sein Kontinuum. Wie von selbst aber dienen sie nur einem Bevölkerungssegment, und zwar dazu, ebenso praktischen Dingen nachzugehen (sich versorgen, Treffs/Pausen etc.), wie auch so D. Harvey (s. Anm. 13) sich „symbolisch zu repräsentieren". Die Aneignung von Stadt-(Raum) durch eine ökonomisch potente Gruppe (Harvey, 48ff.) ist ein allgemeiner Vorgang. Hier jedoch vollzieht er sich unter veränderten Bedingungen: so erscheinen zum einen weniger die segregierten „Nester" zum Beispiel die des gehobenen Wohnens bzw. Einkaufens bzw. der Kultur; und zum anderen dieses neue Bevölkerungssegment als das stadtökonomisch „potente": es ist nicht das von eher unmittelbaren Kapitaleigentümern (die ja auf vorhandenen, gesellschaftlich sich bildenden und insofern „öffentlichen" Raum weniger angewiesen sind, weil sie individuell sich Raum privatisieren können). Jetzt jedoch wird Raum flächig angeeignet, der betont städtisch sein und dem Segment professionalisierter Eliten zum Arbeiten und zum Wohnen dienen soll: Das ist also weit mehr als das „Einkaufsparadies" (etwa des oberzentralen Ortes einer Region).

Die so geprägten neuen (inner-) städtischen „öffentlichen" (Raum-) Nutzungsgefüge sind insofern auch nicht zu verwechseln mit „downtowns", die als Hochhaus-Cluster hochschießen, das heißt als Büro-Städte desintegrierter Groß-Akteure. Und auch architektonisch/städtebaulich gibt es eine nicht unwesentliche Differenz: „Ambitionierte", durch Gestaltungsaufwand nichtverwechselbare Architektur und Sinn für Ensemble sind erklärlich, wenn Identitäten wichtig sind bzw. dort, wo man sie ausleben kann, weil man unter sich ist.

- „Konsumption" ist gerade auf den Ort bezogen hier in einem deutlich umfassenderen Sinne zu verstehen als gewohnt: einheitlicher nämlich, was die Elemente Arbeit und Reproduktion und beides in aller Breite zugleich anbelangt, und zwar in der Verschränkung von Job, Wohnen, Versorgung, Freizeit, Kultur und Politik. Und zugleich heißt das: als viel weniger (räumlich/zeitlich) arbeitsteilig angelegt bzw. deutlich komplexer in seiner Realisierungsstruktur.
- „Neu" sind soziale Gruppen hier verstanden aufgrund gemeinsamer Bedürfnisse, die sich erklären aus der Heterogenisierung der
- Arbeitsverhältnisse (einschließlich ihrer intensiveren Verausgabungsbedingungen) und der
- Lebensformen als Rahmen der Reproduktionsbedingungen (und bis hin zum Haushaltstyp beispielsweise).

Werden dadurch Zuordnungskriterien sozialer Schicht eher nachrangig (was die „soziale Lage" als Ausdruck des ökonomischen Verhältnisses von Arbeitskraft im Kapitalismus keineswegs obsolet macht), so herrscht dabei doch „kein ‚Pluralismus' der Lebensstile und Konsummuster; sondern die neuen, von den konsumkräftigen Gruppen geprägten Vorstellungen nicht mehr determiniert durch Massenkonsum und -kultur vom ‚guten Geschmack' haben Macht über die Formierung des Städtischen erhalten".[17]

Sind das die wesentlichen Stränge der Formierung von Stadtraum neuen Typs? Soweit sich in dieser neuen Stadtformation widerspiegelt, inwieweit Flexibilisierung (nämlich regulierter/starrer Arbeitsteilung) zugleich Logistik bedingt, das heißt eine Vernetzung von notwendigerweise heterogenen (statt eindimensionalen) Strukturen (und eben auch des Konsums wie der Kultur) so könnte von hier aus in der Tat wohl über eine „post- (bzw. nicht mehr-)fordistische" Stadt und ihre Elemente weiter diskutiert werden. ■

## Resümee

Schließt dies an Erklärungsansätze an zum Aufkommen „postmoderner" Architektur, so läßt sich das neue Muster (inner-)städtischer Nutzungsgefüge „zwischen Öffentlichkeit und sozialer Exklusion" verbinden mit der Frage danach: Inwieweit gibt es eine „post- (oder besser: nach-)fordistische" Stadt(-Struktur)?

Was für eine Stadt als historischer Typ stellt sich hiermit also dar? Es sind primär ja die inneren Städte, die hervortreten, indem sie neuartig formiert werden als was aber? Kurzgefaßt vielleicht: als Konsumptionsräume neuer sozialer Gruppen?

Zwei Aspekte verbinden sich bei dieser Sichtweise:

Dipl.-Ing. Dr. Klaus BRAKE ist Professor für Architektur in Oldenburg.

## Anmerkungen

1 Zum Zusammenhang dieser Stadtentwicklung s.: Brake, Klaus: Phönix in der Asche New York verändert seine Stadtstruktur, Oldenburg 1988 (insbes. S: 5-22)

2 S. dazu u.a.: Brake, Klaus: Das „Süd-Nord-Gefälle“ als Ausdruck epochaler Strukturveränderungen in Produktion und Territorium. In: »RaumPlanung« 34 (1986)

3 S. dazu u.a.: Brake, Klaus: Neue Technologien Auswirkungen auf die Territorialstruktur. In: »Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen« Weimar (1990) 1-3

4 So zum Beispiel: Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter: Neue Entwicklungstypen von Großstädten. In: »Bauwelt« 36/1986 (Stadtbauwelt 91)

5 S. dazu: Brake, Klaus:
- Das neueste Frankfurt: Hochhäuser in der City, Sekundär-Cities an der Peripherie
- Werden Dienstleistungszentren das Berliner Siedlungsgefüge sprengen?
In: H. Helms (Hrsg.): Die Stadt als Gabentisch, Leipzig 1992

6 S. zum Beispiel: Kujath, Hans-Joachim: Reurbanisierung Zur Organisation von Wohnen und Leben am Ende des städtischen Wachstums. In: »Leviathan« 1988, Heft 1

7 S. ebenfalls 5

8 S. dazu: Borst, Renate u.a. (Hrsg): Das neue Gesicht der Städte, Basel etc. 1990

9 So zum Beispiel: Läpple, Dieter: Neue Technologien in räumlicher Perspektive. In: »Informationen zur Raumentwicklung« 1989/4

10 S. dazu: Brake, Klaus: Der Einfluß der Tertiärisierung auf die Städte und das Städtesystem. In: Kemming, H. (Hrsg.)/ILS: Tertiärisierung und Stadtstruktur, Dortmund 1990

11 Zu entsprechenden Städte-Funktionen/-Systemen s.: Krätke, Stefan: Strukturwandel der Städte, Frankfurt/M. 1991

12 So zum Beispiel: Castells, Manuel: Die neue urbane Krise. In: »Ästhetik und Kommunikation« 1986; auch: Mollenkopf, John/Castells, Manuel: Dual City, New York 1991

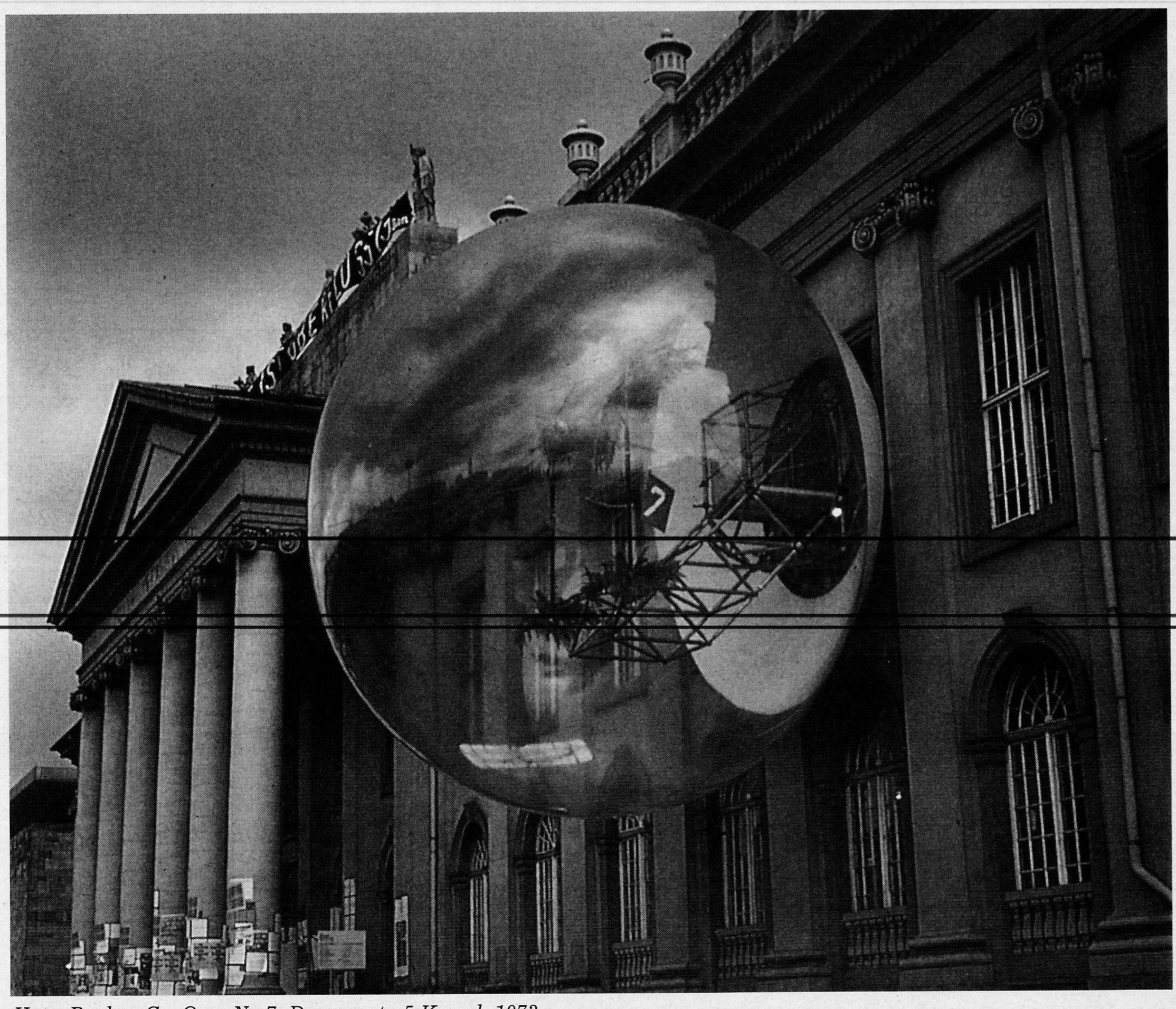
13 S. dazu: Harvey, David: Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflexionen über „Postmodernismus“ in amerikanischen Städten. In: »Probleme des Klassenkampfes« 17. Jahrg., Nr. 4 (Heft 69) 1987 (auch in 9)

14 Nach: Wagner, Monika: Privatisierung von Kunst und Natur im öffentlichen Raum. In: »Kritische Berichte« 4/1991

15 Lieser, Peter/Keil, Roger: Zitadelle und Ghetto Modell Weltstadt. In: W. Prigge/H. W. Schwarz (Hrsg.): Das neue Frankfurt, Frankfurt 1988

16 So zum Beispiel: Sennett, Richard: Civitas die Großstadt und die Kultur des Unterschieds, Frankfurt/M. 1990

17 So zum Beispiel: Mayer, Margit: Die postfordistische Stadt (Manuskript 1987, S. 8)




*Haus-Rucker-Co, Oase Nr. 7, Documenta 5 Kassel, 1972*

# Perspektiven der gegenwärtigen Architekturentwicklung

*Wolfgang W. PRIGLINGER*

*Die gegenwärtigen Hauptströmungen der Architekturtheorie lassen sich mit gewissen Überschneidungen und Berührungspunkten in drei Richtungen gliedern.*

Zunächst die technisch dominierte Architektur (High-Tech-Architektur). Diese Richtung entspricht weitgehend dem Konstruktivismus, der seine Wurzeln in der Ingenieurarchitektur des 19. Jahrhunderts, im Bau von Bahnhöfen, Brücken, Stahlkonstruktionen etc. hat. Er ist gekennzeichnet durch eine Parallelität von Architekten und Ingenieuren, deren Aufgabenbereich zumeist getrennt bleibt. Das Haus, der Bau werden hier in seinem Wesen als funktionale Maschine gesehen.

Die neohistorisierende, postmoderne Architektur der Rekonstruktion (Krier, Rossi, Venturi u. a.) stellt die zweite bedeutende Richtung dar.

Schließlich gewinnt der Dekonstruktivismus (Tschumi, Hadid, Eisenman u. a.) seit den späten siebziger Jahren auch in seiner offiziellen Repräsentanz an Einfluß.

Freilich bleibt zu bedenken, daß alle gegenwärtigen Architekturströmungen das mag für die High-Tech-Architektur in der Zukunft nur mit gewissen Einschränkungen gelten mit ihren Planungen, Modellen, Theorien und Realisierungen, im Grunde genommen, nur eine ästhetisch-kulturelle Alibifunktion für das tatsächlich und ohne ihren Einfluß um sich greifende und funktionierende Bauwesen haben.

## Schule der Dekonstruktion Dekonstruktivismus

Die Geschichte der Philosophie ist in zweifacher Hinsicht mit Architektur befaßt: Zunächst beschäftigt sich Philosophie mit Architektur als ästhetischer Form (Hegel) oder auch in einer allgemeineren Weise mit architektonischen Beispielen der Philosophie der Kunst. Andererseits aber verwendet Philosophie auch architektonische Metaphorik im philosophischen Argument (Kants Architektonik).

Als Beispiel der architektonischen Metaphorik mag hier Decartes Metapher in seinen *Discours de la Méthode* stehen eine Folie, von deren Hintergrund sich der Dekonstruktivismus in seiner Auseinandersetzung mit Derrida und Lyotard bewußt distanziert: „Einer der ersten führte mich auf die Überlegung, daß Werke, die aus mehreren Stücken bestehen und von der Hand verschiedener Meister stammen, häufig nicht so vollkommen sind wie Arbeiten eines einzelnen. So kann man beobachten, daß Bauten, die ein Architekt allein unternommen und ausgeführt hat, für gewöhnlich schöner und harmonischer sind als solche, die mehrere versucht haben umzuarbeiten, indem sie alte, zu anderen Zwecken gebaute Mauern benutzten. Ebenso sind jene alten Städte, die anfänglich nur Burgflecken erst im Laufe der Zeit zu Großstädten geworden sind, verglichen mit jenen regelmäßigen Plätzen, die ein Ingenieur nach freiem Entwurf auf einer Ebene absteckt, für gewöhnlich ganz unproportioniert; zwar findet man oft ihre Häuser betrachtet man jedes für sich ebenso kunstvoll oder gar kunstvoller als in anderen Städten, wenn man jedoch sieht, wie sie nebeneinanderstehen, hier ein großes, dort ein kleines, und wie sie die Straßen krumm und uneben machen, so muß man sagen, daß sie eher der Zufall so verteilt hat und nicht die Absicht vernünftiger Menschen. Und wenn man bedenkt, daß es doch zu jeder Zeit Beamte mit dem Auftrag gab, die Bauten von Privatleuten zu überwachen, um sie in den Dienst der Verschönerung des Stadtbildes zu stellen, so wird man wohl einsehen, daß es schwierig ist, etwas höchst Vollkommenes zu schaffen, wenn man nur an fremden Werken herumarbeitet."

Descartes will mit dieser Metapher nicht nur sein eigenes philosophisches Unternehmen, sondern auch die Notwendigkeit, daß es von einem einzelnen Philosophen alleine unternommen wird, rechtfertigen. Er wil sich von der vergangenen Philosophie radikal lossagen. Vollkommenheit und die Vermeidung von Disproportionen können nur durch einen einzelnen erreicht werden. Dieser Opposition des einzelnen und der vielen entspricht die zwischen *la fortune*, dem Zufall, und *la raison*, der Vernunft. Die Vernunft ist eindeutig dem einzelnen zugeordnet. Die Einzigartigkeit der Konstruktion des Architekten wird auch als Metapher Gottes verwendet. Der Mangel an vernünftiger Ordnung in den alten Städten entspricht einem Mangel an Vernunft. Wenn man die architektonische Metapher zu dem Extrem des Rationalismus führen will, entsteht das Konzept einer totalitären Stadtplanung. Der Opposition von Zufall und Vernunft korrespondiert auch die von Vernunft und Wahnsinn. Die Metapher der Stadt wird bei Descartes als strukturierter Raum verstanden ein Raum, der in der Stadt der Vernunft konstruiert werden muß.

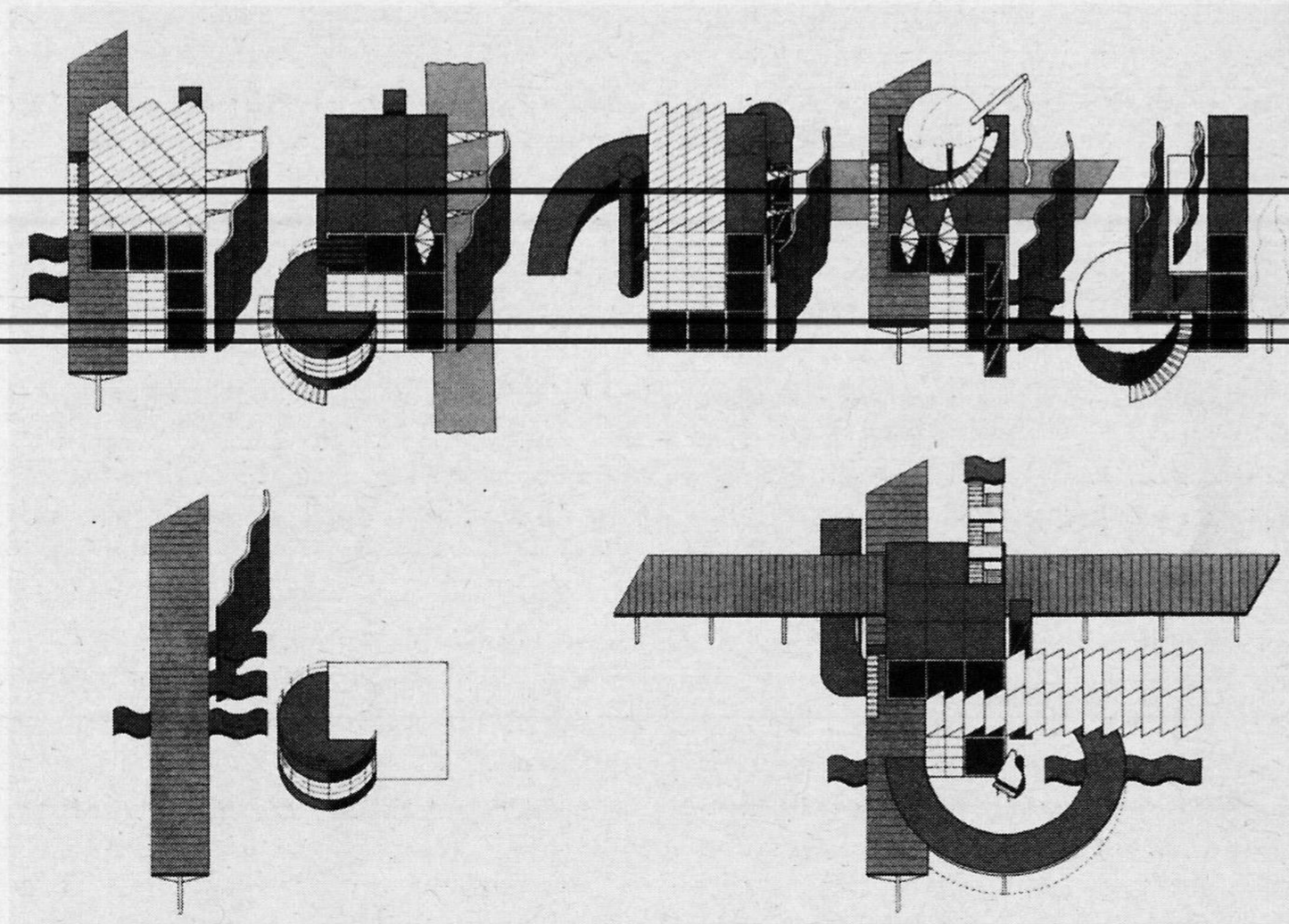
Das Emblem der Stadt ist das Labyrinth. Der Philosoph muß außerhalb des Labyrinths sein. Gleichwohl bleibt die Imagination dem Labyrinth verhaftet. Imagination ist von essentieller Wichtigkeit für intellektuelles Verstehen und Kreativität; aber die Folgen der Imagination müssen von der Vernunft kontrollierbar sein.

Gerade unter Bezugnahme auf die fundamentalen Oppositionen in Descartes Architekturmetaphorik entfaltet Derrida seinen Begriff der Dekonstruktion: „Dekonstruktion analysiert und vergleicht oppositionelle Konzepte, die gewöhnlich als selbstverständlich und natürlich angesehen werden, so als ob sie nicht zu einem bestimmten genau angebbaren Zeitpunkt zur Institution geworden wären, als ob sie keine Geschichte hätten. Gerade deshalb, weil diese Vorstellungen als selbstverständlich gelten, beschränken sie das Denken." (Point de Folie, »AA Files« Nr. 12, 1986) Dekonstruktion ist für Derrida ein Neubeginn. Aber sie bedeutet nicht eine bloße Umkehr des herrschenden Begriffs innerhalb einer Opposition. Das wird klar in Derridas Aufsatz über die Arbeit Bernard

*Sowjetische Konstruktivisten nach der Revolution, Plakat: „Laßt uns den Sturm der Revolution in Rußland mit dem Puls des Lebens in Amerika verbinden und unsere Arbeit wie ein Chronometer verrichten."*

Tschumis. Das Hauptargument dieses Aufsatzes besteht in der Betonung von Wahnsinn und Zufall, ohne daß diese Teil einer bloßen Opposition wären oder schlichtweg das Andere der Vernunft repräsentierten. Derrida befaßt sich in diesem Aufsatz vornehmlich mit der Planung des *Parc de la Villette* von Tschumi, insbesondere mit einer Reihe von Konstruktionen in diesem Park den Les Folies. Derrida bezieht diese Signatur nicht auf Wahnsinn (la folie), die allegorische Hypostase der Unvernunft, sondern auf les folies (Verrücktheiten). Gleichwohl betont er emphatisch, daß Dekonstruktion entgegen dem Anschein an sich keine architektonische Metapher ist. Dekonstruktion ist nach Derrida kein einfaches Niederreißen, sondern (im Sinne Nietzsches) auch affirmativ. Der Logozentrismus ist der Architektur innerhalb des philosophischen und architektonischen Denkens inhärent. Die Anwesenheit und strukturelle Gewalt des Logozentrismus eröffnet der Dekonstruktion Zugang. Eine Neuformulierung der metaphysischen Voraussetzungen ermöglicht Dekonstruktion, selbstverständlich auch in architektonischer Metaphorik: „Die architektonischen Entwürfe unveränderlicher Punkte bestimmen und regulieren alles, was man abendländische Kultur nennt weit über die Architektur hinaus." Hierin sieht Derrida die Möglichkeit einer dekonstruktiven Architektur. Er sagt über Tschumis *folies*: „Sie bestätigen und führen ihre Affirmation über die letztlich ontologisierende, aber in letzter Sicht nihilistische Wiederholung metaphysischer Architektur hinaus." Hierin ähnelt Derridas Sicht der Architektur jener der Literatur. Beides sind *Topoi*, die von Wiederholungen der Metaphysik bewohnt und konstruiert werden.

Tschumis *folies* sind nicht bloß das Andere der Vernunft; ihnen ist zwar die Opposition Vernunft-Wahnsinn eingeschrieben, aber nicht in deren Terminologie ausgedrückt. Derrida beschreibt diesen Prozeß der Distanzierung so: „Tschumis Hauptabsicht liegt nicht mehr darin, den Raum als Funktion oder im Hinblick auf ökonomische, ästhetische, dem Schein verpflichtete oder technisch-utilitaristische Normen zu organisieren. Diese Normen werden zwar in Betracht gezogen, aber sie finden sich selbst in untergeordneter Bedeutung wieder und werden an einem bestimmten Platz einem Kontext und einem Raumkonzept eingeschrieben, das sie letztlich nicht mehr beherrschen. Indem Tschumi Architektur zu ihren Grenzen führt, wird ein spielerischer Ort geschaffen. Jede *folie* ist einem bestimmten Zweck untergeordnet, der seiner eigenen kulturellen, spielerischen, pädagogischen, wissenschaftlichen und philosophischen Bestimmung folgt." Die Normen logozentristischer Architektur stehen nicht mehr im Verhältnis der Hierarchie, sie werden zu Fiktionen im Sinne Nietzsches und ermöglichen damit das, was Derrida als Transarchitektur bezeichnet. Im Sinne der Logik des Paradoxons und des *maintenant* von Derrida können Tschumis *Rote Punkte* als Zentren des Zerstreuens und Sammelns interpretiert werden. „Die ‚roten Punkte' bestimmen den Raum, wobei sie allerdings Architektur zugleich in einem Zustand der Dissoziation von einer vorgegebenen Raumstruktur halten. Aber dieses *maintenant* beansprucht nicht nur eine Vergangenheit und Tradition: Es gewährt zugleich nicht die Sicherheit einer Synthese. Sie verkörpert vielmehr den Bruch, anders



*Bernard Tschumi, „la case vide", 1985.*

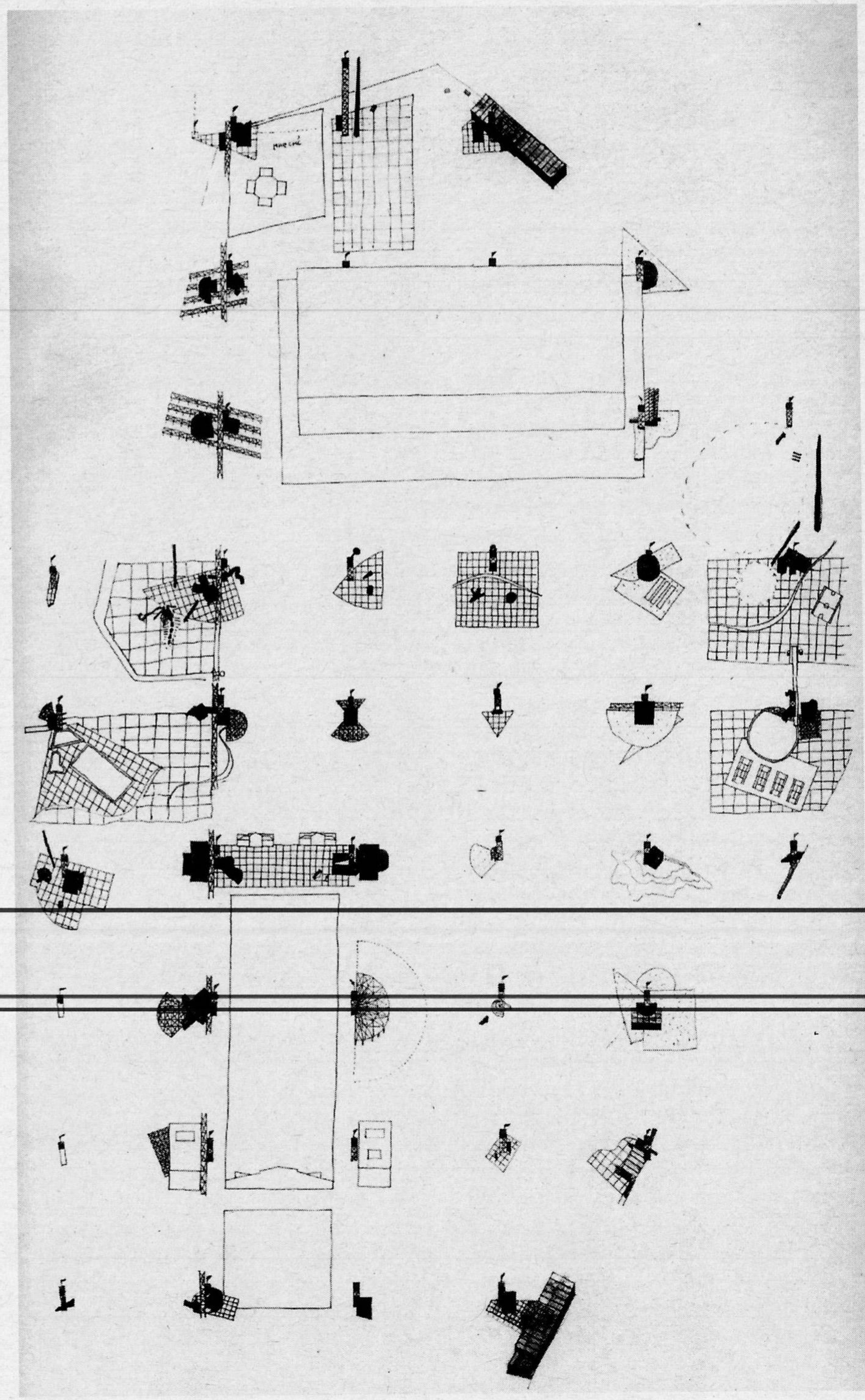
ausgedrückt das Verhältnis zum anderen per se."

Ähnlich beschreibt auch Peter Eisenman das Wesen der dekonstruktivistischen Architektur: „Was postuliert wird, ist eine Ausweitung der klassischen Verwirklichungsmöglichkeit von Architektur über ihre Grenzen hinaus zu einem unabhängigen Diskurs, der frei ist von äußeren Wertvorstellungen. Das bedeutet die Aufhebung des Sinnvollen, des der Meinung Unterworfenen und des Zeitlosen im Künstlichen." (*The End of the Classical*, in: »Perspecta« Nr. 21, 1984)

Insofern stellt der Dekonstruktivismus nicht nur eine Herausforderung für die Architektur dar, sondern auch für die anderen Kunstgattungen sowie für die Philosophie zumal. „Architektonisches Denken kann nur in folgendem Sinn dekonstruktiv sein: indem es versucht, das, was die Autorität einer architektonischen Verknüpfung mit der Philosophie begründet, sichtbar zu machen." (Derrida) Die architektonische Verkettung wiederholt sich in der Geschichte der Metaphysik. Gerade diese Wiederholung bildet die Autorität, die zum Objekt der Dekonstruktion wird. Dekonstruierte Autorität wird beibehalten, aber ihres Autoritätsanspruches entkleidet. Freilich werden die Kriterien ästhetischer Wertung noch immer in Begriffen ebendieser Autorität ausgedrückt. In der Umwertung aller Werte wird die Metaphorik philosophischer Architektonik zum Geschmacksurteil.

In der Geschichte des Dekonstruktivismus innerhalb der Architektur kommt der russischen Avantgarde der Konstruktivisten wesentliche Bedeutung zu (Leonidov, Chernikhov, Burov).

In der Terminologie von Charles Jencks, dem Erfinder des Postmodernismus, zeigt die Dekonstruktion „die Freuden der Abwesenheit". Es ist gleichsam ein zu Architektur geronnener Nihilismus: „Für manche Leute hat nichts mehr Glaubwürdigkeit als die ‚Große Leere': Die Ernsthaftigkeit, mit der manche Einwohner New Yorks dieses *nihil* (Nichts) suchen, ließe vermuten, daß es in der Mitte von Manhattan angesiedelt sei. Aber da Architektur ja eine konstruktive Kunst sein soll, mit einer sozialen Grundlage, so erscheint ein Architekt, der Entwürfe für die Leere und das Nichts macht, als Humorist. Wer kann das schon sagen? Eine dekonstruktive, antisoziale Architektur ist ebenso berechtigt wie die gleichen Traditionen in der bildenden Kunst, Literatur und Philosophie (zumindest solange man diese Art von Architektur für sich selbst oder für eine Klientel baut, die darum weiß); es sollte auch nicht verwundern, daß alle diese dekonstruktivistischen Traditionen gleichermaßen elitär bleiben. Letztlich bezeichnet die *différance* (Derridas Prägung für die ‚Differenz, die der Sprache entgeht') das ewig Unwißbare und die ‚Andersheit', also das Individuum, das von seinem sozialen Kontext isoliert ist und jetzt sogar schizophren sich selbst entfremdet wird. Obwohl es nicht einer gewissen Absurdität entbehrt, architektonisches Streben auf dem Fundament dieses Solipsismus und Skeptizismus zu gründen, läßt sich andererseits dagegenhalten, daß Architektur immer dem Zeitgeist unterworfene kulturelle Werte repräsentiert hat; schließlich wird niemand in Frage stellen, daß diese Motive in den anderen Kunstformen gängig und sogar modern sind. Es gibt sogar eine ästhetisch lust-



*Bernard Tschumi, „Ideogramme", Skizze zu Le Parc de la Villette, 1984.*

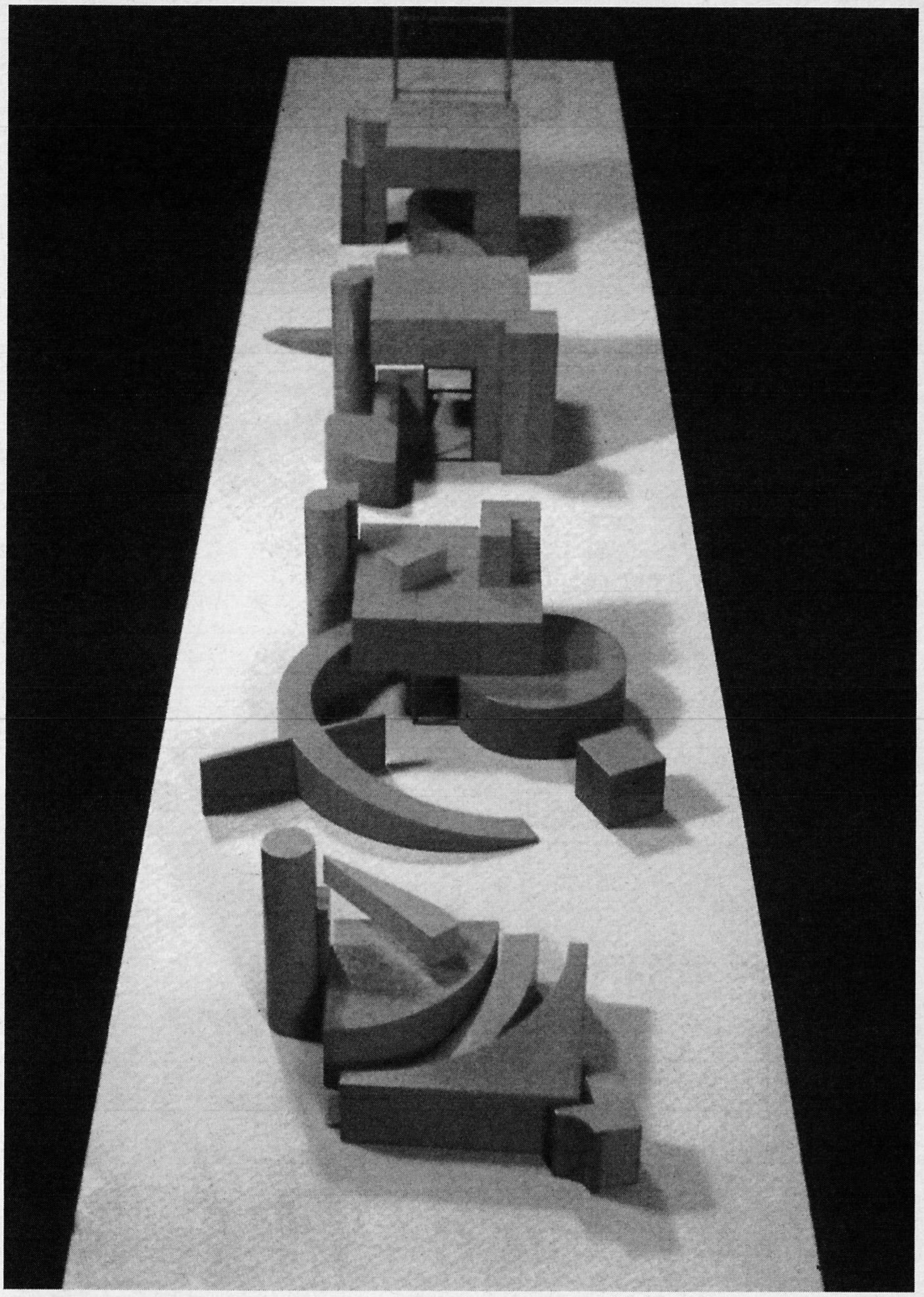
volle Einsicht, eine entwickelte formale Sprache der Architektur, die man vor der Theorie diskutieren kann: Sicherlich geht die Ausbildung eines Stils der dekonstruktivistischen Abstraktion der theoretischen Formulierung durch Eisenmann und andere vorher." (*Deconstruction: The pleasures of absence* in: Deconstruction in Architecture, 1988)

Jencks sieht die Vorläufer des Dekonstruktivismus in Frank Gehry und Rem Koolhaas.

### Bernard Tschumis
### *Parc de la Villette*

Das Öffentlichwerden des Dekonstruktivismus ist wohl mit B. Tschumis Prämierung im Architekturwettbewerb für den *Parc de la Villette* anzusetzen. Tschumi hat in seinem Entwurf Bilder und Strategien aus den zwanziger und sechziger Jahren kombiniert. Seine Serie roter Gebäude (*folies*) bedeutet sowohl *folly* des englischen Gartens des 18. Jahrhunderts als auch Wahnsinn. Die Zusammenballung von Irrationalismen im „Park des 21. Jahrhunderts" hat eine gewisse verrückte Logik in sich. Der Park ersetzt zum Teil einen Fleischmarkt, der für 60 Millionen Dollar gebaut, aber nie benützt wurde. Als sich Präsident Mitterand persönlich für Tschumis *folies* einsetzte, begann für das intellektuelle Paris der Dekonstruktivismus „offiziell" zu werden.

Tschumi legte seinem Entwurf drei Systemebenen zugrunde Punkte, Linien und Oberflächen. Das erinnert nicht nur an ästhetische Konzepte von Kandinsky und Klee, sondern auch an Chernikhov. Das System der drei Ebenen negiert bewußt jeden historischen Bezug des Platzes sowie auch den Kontext des Ambientes. Der Nicht-Platz ist die Repräsentation irgendeiner Stadt: „In diesem Sinn unternimmt die Repräsentation eine Abstraktion von der sozialen Realität, einen Versuch, Kunst von der heterogenen Zerstückelung, die jede größere Stadt umgibt, insbesondere Paris, unabhängig zu machen; und so ist es ein Ausdruck von Tschumis Ironie, wenn er beabsichtigt, die Darstellungen seiner Entwürfe einer Nirgendwo-Stadt auf den Kunstmarkt zu bringen und sie in der Max Protech Galerie in New York zu verkaufen. Das ist schließlich ein bekannter Brauch, der ihn doch wieder in das System einbindet, das er ja zu dekonstruieren beansprucht." (Jencks, a.a.O.)



*Bernard Tschumi, Modelle der „folies", 1983.*

Gemäß Tschumis Plan soll der *Parc de la Villette* über 30 *folies* haben: rote Konstruktionen aus emailliertem Stahl, in einem Abstand von 120 Metern in einem Netz. Bäder, Kino, Restaurant, Fitness-Center, Stätten für Musik und andere kulturelle Aktivitäten sind in dieser Gartenlandschaft vorgesehen. Die einzelnen Konstruktionen werden durch eine drei Kilometer lange, unregelmäßige *gallery*, die Tschumi „cinematic promenade" (Filmpromenade) nennt, miteinander verbunden. Der Architekt versteht sie als Montage von Bildern, deren Plan der Form eines aufgerollten Filmstreifens entspricht. Für die Gartenarchitektur sind berühmte Namen wie John Hejduk, Daniel Buren in Zusammenarbeit mit Jean-Francois Lyotard sowie die Mitarbeit von Peter Eisenman und Jacques Derrida vorgesehen. „Wenn alle ihre Aufgaben erfüllen, könnte das Resultat eine der eigenartigsten Agglomerationen des 20. Jahrhunderts sein: eine Form eines avantgardistischen Disneylands, das durch die sichtbar gemachte Abstraktion und die eingebauten Bezüge auf verschiedene historische Kunst- und Architekturformen ein Ganzes bildet ein in gewisser Weise überraschendes Resultat." (Jencks)

Schließlich würde dieses Konzept auch unter der Voraussetzung seiner Realisierung der dekonstruktionistischen Theorie und deren Intentionen widersprechen, die ja die Betonung auf *différance* und nicht auf Einheit legt. Gleichwohl betont Derrida in seiner Behandlung des *Parc de la Villette* das

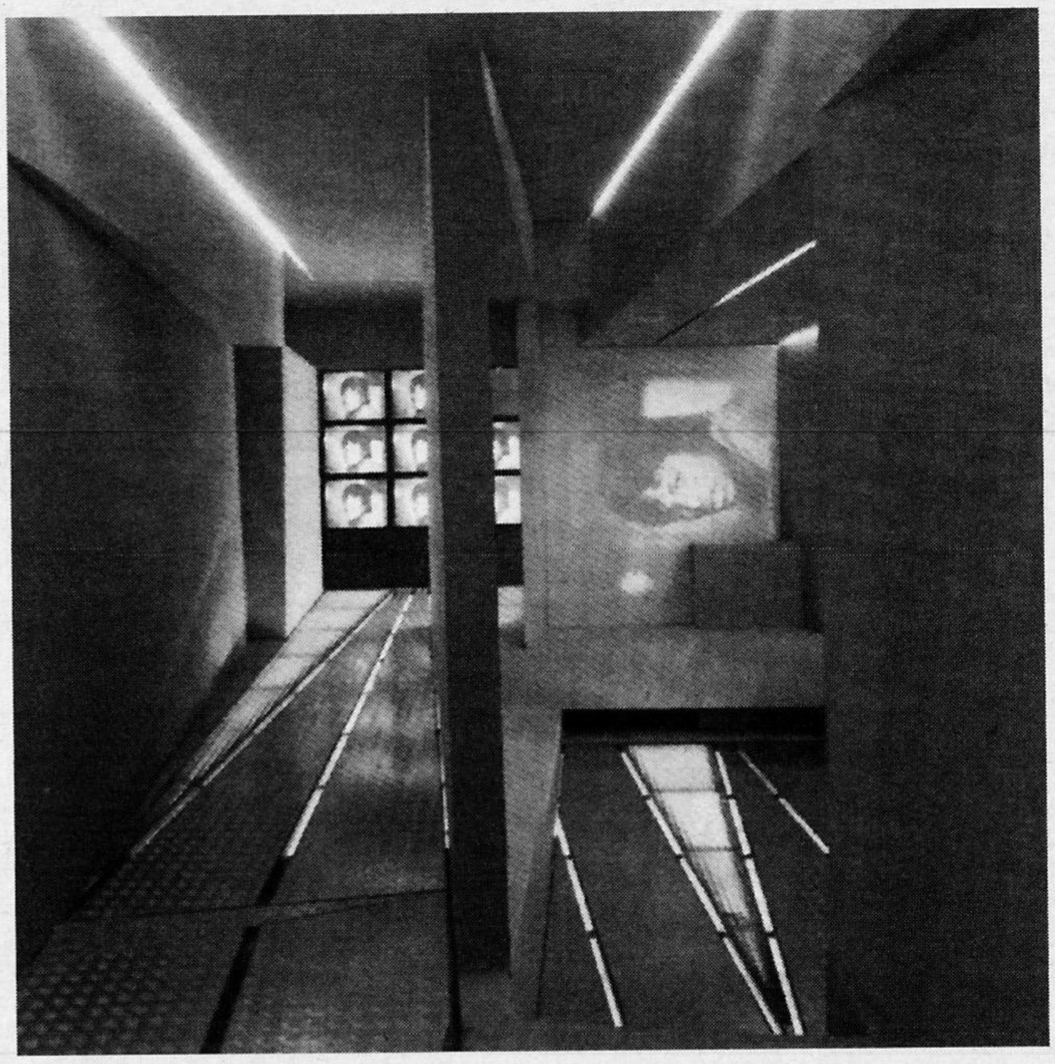
*maintenant* in seiner zeitlosen Gegenwärtigkeit: „Die *folies* stellen eine generelle Enträumlichung dar; sie entziehen alles das, was bis jetzt allem Anschein nach der Architektur Bedeutung verliehen hat. Oder genauer gesagt alles, das dem Anschein nach Architektur einem System von Bedeutungen überantwortet hat. Die *folies* dekonstruieren zuerst, aber nicht nur, die Semantik der Architektur."

Das dekonstruktive Ebenensystem kann als Leere Tschumis *la case vide* interpretiert werden; freilich entspricht diese aus dem historischen Kontext gelöste Realität der Stadt bereits einem Phänomen, das Industrialisierung und Modernisierung als Faktum geschaffen haben. Hier scheint sich der Dekonstruktionismus mit einer postmodernen Nostalgie nach einer Neuorientierung urbanen Lebens zu berühren. Die *folies* oder *cases vides* sind gleichsam die vollkommene Entsprechung einer entwurzelten, anarchischen und verwirrten Massenkultur der utopische Aspekt verschwindet. Tschumi meint dazu: „Ich würde sagen, daß *La Villette* nicht etwa das darstellt, wie Architektur in der Zukunft sein sollte, sondern so ist, wie die gegenwärtige Situation. Es gibt heute keine Utopien mehr." Die moderne Metropolis ist von außenbestimmten Automaten bevölkert. Harold Rosenberg (*The Orgamerican Phantasy*, in: *The Tradition of the New*, 1965, S. 269ff.) hat die kollektiv konditionierten und außengesteuerten Nummern, die ihre Identität und Geschichte bereits hinter sich gelassen haben, „orgmen" genannt. Der Dekonstruktivismus hat einerseits Berührungsangst bei Bedeutung und Hierarchie (Tschumi, Eisenman, Derrida), andererseits erhöht er den leeren Menschen, den Menschen ohne Eigenschaften, der seinen Weg durch alle Hierarchien gehen und damit deren Geschichtsverfallenheit beweisen kann. Der orgman ist letztlich, wie Rosenberg bemerkt, der neue Typus des Intellektuellen, der über sich selbst spricht.

Andererseits gibt es bei den beziehungslosen, geschichtslosen Leeren Menschen auch den Aspekt einer Religiosität ohne Glauben, einen positiven Nihilismus; oder eine affirmative Dekonstruktion, wie es Derrida bezeichnet. Die Sicherheit der Bedeutungslosigkeit schafft einen neuen Stil.

## Peter Eisenman

Eisenman vertritt einen schon dogmatisch anmutenden Skeptizismus. Um 1978 wandte er sich dem Dekonstruktivismus zu. Seine früheren Arbeiten sind eine formalistische Weiterführung von Le Corbusier und Terragni. Eisenmans Verständnis der Moderne zeichnet sich schon in seinem 1976 publizierten Artikel *Post-Functionalism* (in: »Oppositions« Nr. 6) ab. Im Anschluß an Foucault interpretiert er die Moderne als anti-humanistische Epoche, die stilistisch zu einer Reihe von „nons" (die nicht-objektive abstrakte Malerei von Malevich und Mondrian, das nicht-erzählende, keiner Zeitfolge unterworfene Schreiben von Joyce und Apollinaire, nicht-erzählende Filme) und philosophisch zu einer Serie von „dis-s"* (Eine entfernung des Menschen aus dem Zentrum seiner Welt) führt: „Der Mensch wird nicht länger als Urheber seiner Handlungen gesehen. Die Objekte werden gleichsam als Ideen, die unabhängig vom Menschen existieren, vorgestellt." In der Verselbständigung der Objekte und in dem Herauslösen der Architektur aus dem menschlichen Maß gelangt er zu einer *topological geometry*, die den Dekonstruktivisten als Alternative zu einer eher anthropomorph gefaßten euklidischen Geometrie erscheint. 1983-1985 lehrte Eisenman in Havard. In diese Zeit fallen auch seine heftigen Attacken auf Neoklassizismus und Postmodernismus sowie der nicht bloß akademische Streit mit seinem früheren Freund Leon Krier. 1982-1987 errichtet Eisenman im Rahmen eines Projektes der Internationalen Bauausstellung einen Komplex sozialer Wohnbauten in Berlin/Kochstraße. Der ursprüngliche Plan sah eine wesentlich erweiterte Umgestaltung mit einer künstlichen Ausgrabung und einem Museum vor. Das realisierte Projekt hingegen umfaßt nur 37 Wohneinheiten. Gerade auf dem Boden der traumatischen Vergangenheit Berlins („Deutsche, die Deutsche töten, die von Deutschland nach Deutschland zu fliehen versuchen") sucht Eisenman eine Alternative zum postmodernen Historizismus mit dessen Betonung auf Kontinuität und dem Versuch einer Harmonisierung der Fragmentierung modernen städtischen Lebens. Der Einbalsamierung der Zeit als Modus der Nostalgie stellt er sein Anti-memory gegenüber. (*The City of Artificial Excavation*, in: »Architectural Design« Nr. 53, 1983): „‚Antimemory' sucht nicht den Fortschritt oder postuliert ihn, es erhebt keine Ansprüche auf eine vollkommenere Zukunft oder eine neue Ordnung, es macht überhaupt keine Aussagen über die Zukunft. Andererseits gehört es auch nicht in den Bereich historizistischer Anspielungen, und es hat nichts zu tun mit Wertvorstellungen oder Funktionen besonderer kultureller Ausprägungen. Seine Essenz besteht vielmehr darin, daß ein Platz seine Raumstruktur dadurch gewinnt, indem er die diesem Raum eigentümliche Vergangenheit verbirgt. Auf diese Weise stellen Erinnerung (memory) und Anti-Erinnerung (antimemory) Oppositionen dar, die aber insofern zusammenspielen in der Herstellung eines isolierten Objektes, eines gefrorenen Fragments ohne Vergangenheit und Zukunft, einer Raumstruktur. Laßt uns annehmen, daß diese Struktur ihrer eigenen Zeit entspricht." ■



*Peter Eisenmann, Pavillon in Groningen*

---

* Mehrzahl der Vorsilbe „dis"; etwa: Dislokation.

Dr. Wolfgang W. PRIGLINGER ist Philosoph.

# Die Stadt und die Frauen

*Irmi VOGLMAYR*

*„Mit Beginn der Nacht ging die Stadt in den Besitz der Frauen über, die sich frei in ihr bewegen durften. Sie spazierten herum, trugen Papierlaternen und schwatzten mit ihren Freundinnen." (Wilson 1993, S. 25)*

Ihre Tage verbrachten die Damen der koreanischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts allerdings in großer Abgeschiedenheit. „Und dies war nur zu oft das Schicksal der Frauen in der Stadt, sie durften in ihr leben, aber im Verborgenen, sie durften ihre Gefängnisse verlassen, aber verschleiert", schreibt Elizabeth Wilson.

Wien, fünf Jahre vor der Jahrtausendwende: Frauen sind des Nachts alleine unterwegs, sitzen trinkend und rauchend bis zum Morgengrauen im Beisl, partizipieren am politischen Leben, drängen zunehmend in die Kommunikationswelt, sind zu Akteurinnen in Politik und Kommunikation geworden. Doch Macht und Herrschaft liegen immer noch anderswo. Bei ihrem historischen Spaziergang auf den Spuren der Frauen in Wien entdecken die AUF-Frauen Eva Geber und Marietta Schneider sehr rasch, daß die Stadt die großen Männer in Straßennamen, Denkmälern und Gedenktafeln verewigt, „zum Thema Frau schweigt die Oberfläche der Stadt beharrlich. Nur Maria Theresia und Kaiserin Elisabeth, auch noch die legendäre Volksschauspielerin Hansi Niese, haben es geschafft, in Form eines Denkmals verewigt zu werden." (1992, S. 155) Bloß eine Handvoll Straßennamen oder Namen von Gemeindebauanlagen erinnern heute an prominente Frauen wie die Frauenrechtlerin Adelheid Popp oder die Friedenskämpferin Bertha von Suttner.

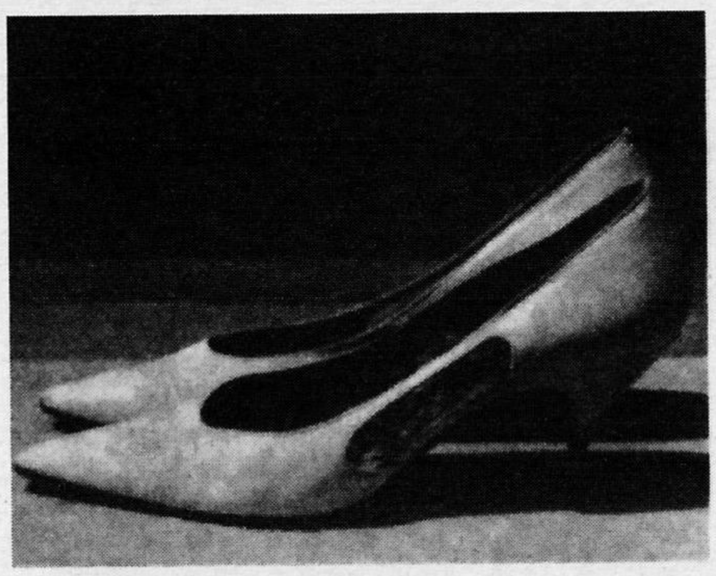
Städte verschweigen nicht nur ihre Frauen, sie sind auch Orte der Gewalt an Frauen, die Bedingungen dafür sind bereits in ihrer sozialen und räumlichen Organisation eingebaut. „Frauenhaus und Herrensitz" – Notunterkunft und Prachtsitz – entspringen den patriarchalischen Strukturen in Architektur und Städtebau. „Architekturgestalt – Form, Dimension, Konstruktion, Proportion, Festigkeit und Schönheit – hat einen philosophischen Ideenhintergrund, der Frauen, ihr Leben, und ihre Tätigkeit als Natur, Chaos, Willkür und Unordnung verortet, sie von Kunst und Wissenschaft, Idee, Vernunft, Einsicht ausschließt." (Dörhöfer 1986, S. 271) Vor dem Hintergrund traditionell patriarchaler Ortszuweisungen werden Frauen auf die Sphäre des Privaten, verbunden mit Familie, Nähe und Geborgenheit, festgelegt: In die Gartenstadt, in die Vorstadt, in die Stadterweiterungsgebiete, auf den Stadtteil, auf ihr Wohnumfeld und zuletzt auf ihr „einziges Reich", die Küche. Über Frustration und Langeweile in den US-Vorstädten schreibt Elizabeth Wilson: „Die Hausfrauen von Suburbia waren Opfer eines Alltags, der lediglich daraus bestand, Dinge zu verbrauchen, die Glück versprachen, aber in Wirklichkeit rollte diese Lawine von Dingen über sie hinweg und begann, sie zu ersticken." (S. 131) Die vergebliche Suche nach dem Glück ist global.

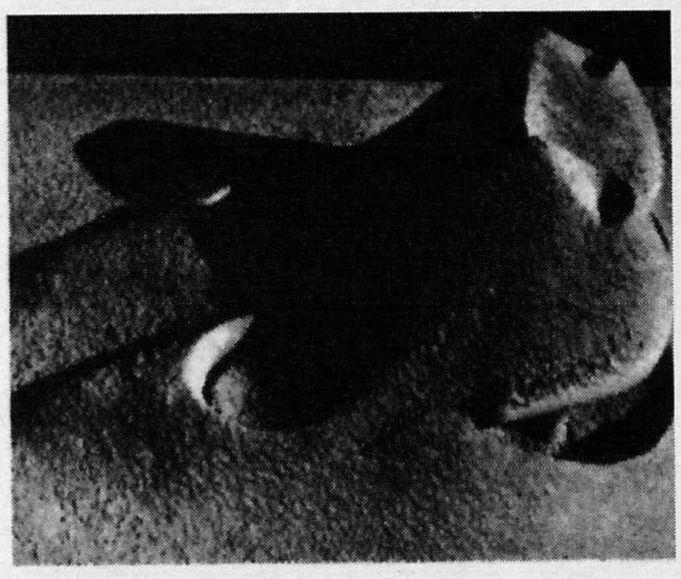
## Angstraum „öffentlicher Raum"

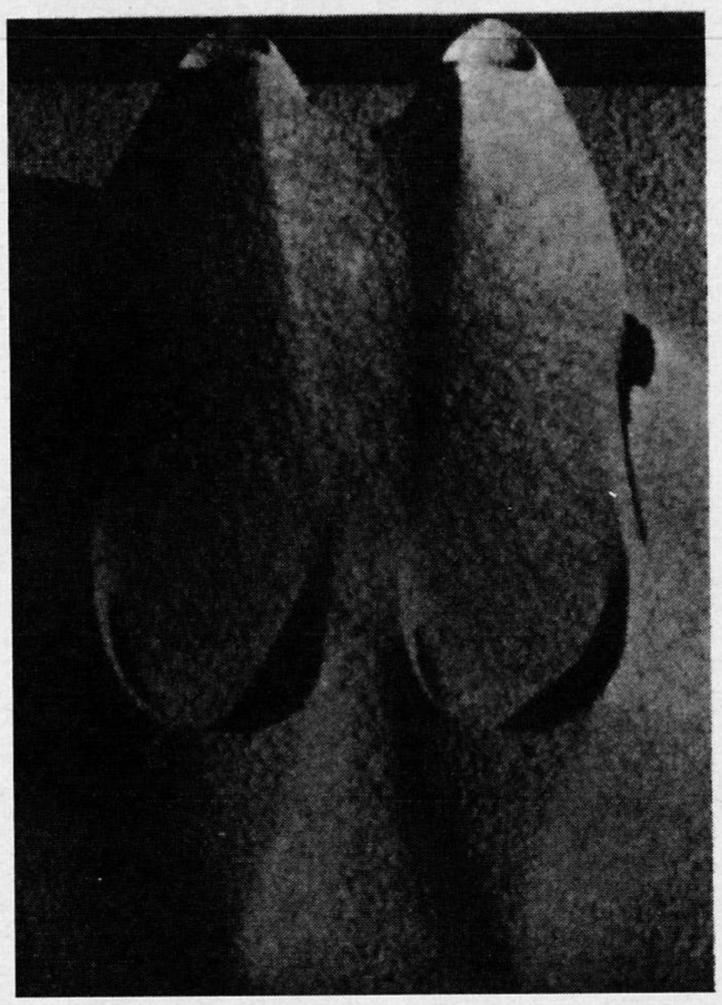
Frauen neigen massiv dazu, den öffentlichen Raum – mit den vorherrschenden Bildern von dunklen Straßen, leeren Parks, unüberschaubaren Durchgängen – ausschließlich als Angstraum wahrzunehmen. Die Stadtsoziologin Marianne Rodenstein ortet diese defensive Haltung vor allem in den USA, die dort auch massiv ihren Niederschlag in Architektur und Planung gefunden hat. Entstanden vor dem Hintergrund des „Backlash" (Faludi), gründet diese Haltung auch in der Stadtkrise der achtziger Jahre. Die „Einmauerung der Frau" durch den modernen Wohnbau, die öffentliche Parkanlage als der „Parade-Angstraum" führen aber meines Erachtens zu einem Überstrapazieren von Gewalt- und Angsträumen in der Stadt, das zu bestimmten Denkfehlern verleitet: Der erste liegt darin, daß sich die Gewalt zwischen den Geschlechtern auf der Straße, im Park und nicht in den eigenen vier Wänden, frei nach dem Motto „Es ist immer der andere Mann" abspielt. Der Rückschluß, daß Gewalt eigentlich nur in der Stadt erzeugt und ausgeübt werde, führt dann zu Denkfehler zwei. Ist das Besetzen von öffentlichen Räumen mit Angst, als mögliche Angst vor der Selbstverantwortung und Befreiung der Frau zu verstehen, wie es der Schweizer Sozialgeograph Benno Werlen vermutet? Unbestritten ist, daß Frauen in ihrem Dasein reale Gewaltverhältnisse vorfinden, daß der öffentliche städtische Raum keineswegs ein Raum ist, den Frauen selbstverständlich Tag und Nacht in Anspruch nehmen können. Doch ist es nicht auch gerade die Stadt als die Fremde, die Unbekannte, die in den Köpfen vieler Mädchen und Frauen, speziell die wie wir vom Land kommen, Verführung, Versuchung und deshalb auch Gefahr heraufbeschwört?

## Ausladende Städte

Die Feindlichkeit gegen die Großstadt hat eine lange Geschichte; „die Unwirtlichkeit der Städte" (Alexander Mitscherlich) geht zum Teil schon in die Zeit der Industrialisierung zurück. In der „Gossen-Stadt London" wurde die viktorianische Bourgeoisie durch das neue urbane Treiben auf den städtischen Straßen mehr als irritiert. Erschreckender noch als Gestank, Lärm und Schmutz waren die nun auftauchenden Menschenmassen – „ein unterschiedsloses Durcheinander aller Schichten in der unvermittelten Nachbarschaft der Straße". (Wilson, S. 41) Die Situation von Frauen wurde so zum Prüfstein städtischer Lebensverhältnisse überhaupt. „Männliches Gaffen", hervorgerufen durch die neue Anonymität der Stadt, verletzte des Bürgers Frau. Da standen sich nun „tugendhafte" und „gefallene" Frau gegenüber. Für eine Dame war es somit unschicklich geworden, sich ohne männliche Begleitung auf der Straße zu bewegen. In der jüngeren Geschichte der Stadtkrisen war es die Ökologiebewegung der siebziger Jahre, die vielfach auch als „Zurück aufs Land-Bewegung" verstanden werden konnte, die mit einer Subsistenzperspektive angetreten war. Mit der Neuentdeckung der Natur im neuen informellen Sektor ging aber auch gleichzeitig eine „Verächtlichmachung der Frau" einher. (Vgl. Werlhof 1991) Hinter der Selbstversorgung lag eine neue Form der Selbstausbeutung, die im besonderen wieder die Frauen treffen sollte. In







*Renate Weh, Einsiebung von Damenschuhen, 1969*

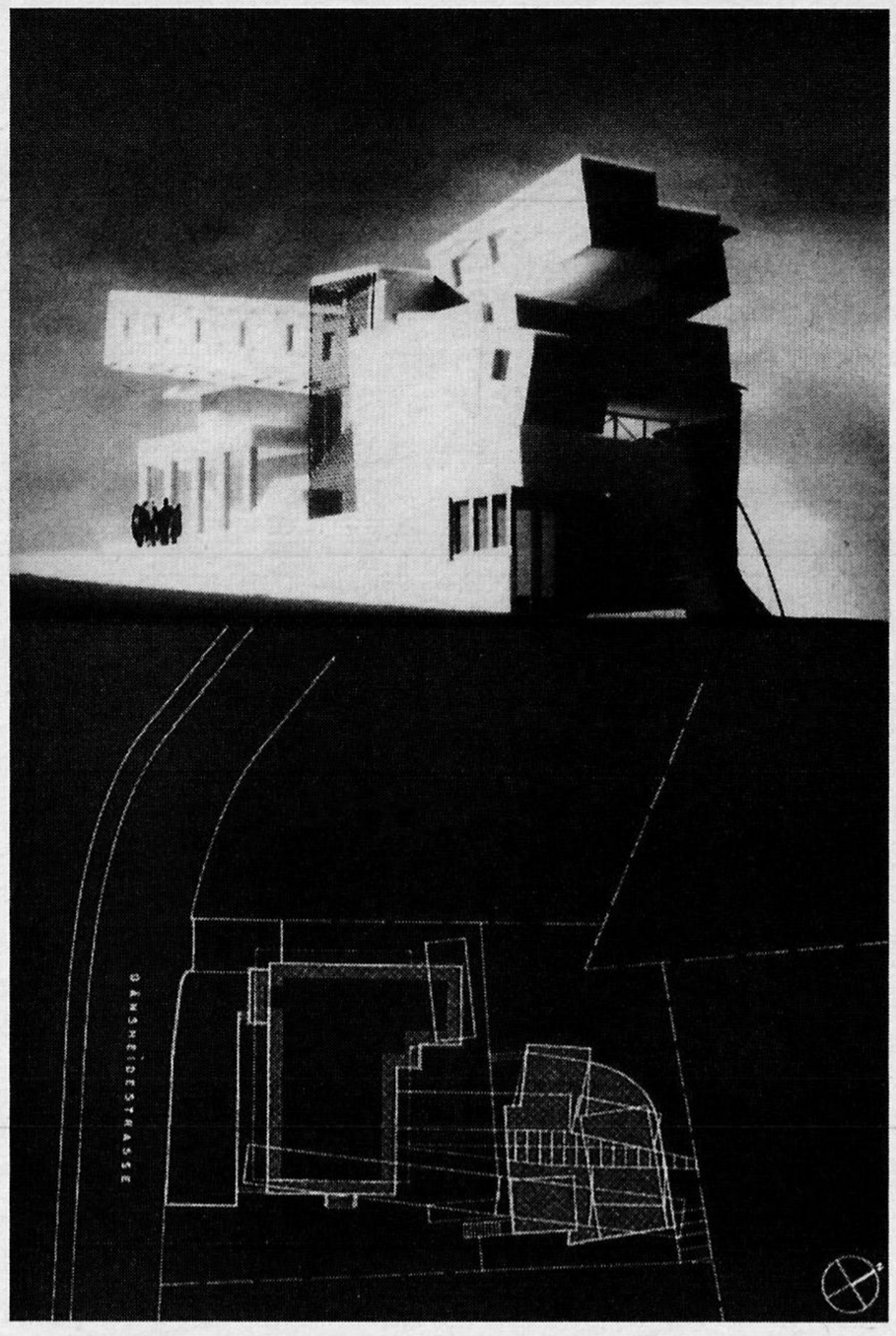
den achtziger Jahren bestimmte vor allem die Rückentwicklung der Innenstädte zu unbewohnten Büro- und Geschäftsvierteln, verbunden mit dem Vertreiben der innerstädtischen BewohnerInnen an die Peripherie, diese Stadtfeindlichkeit. Vor der Gefahr der „Inszenierung der Alltagswelt" warnt Gabriele Köhler. „Wenn Stadtgestaltung in der Praxis bedeutet, daß (nur) die innerstädtischen Räume aufgewertet werden, dann geht mit einer solchen punktuellen Ästhetisierung gleichzeitig eine Vernachlässigung anderer Räume einher. Die Konzentration der knappen kommunalen Investitionsmittel auf „Schauräume" und die langfristige Bindung an diese führen zur Vernachlässigung anderer Aufgaben. Stadtkultur, wenn sie primär als ästhetische Aufwertung des Stadtzentrums und nur in diesem Sinne als Stadtgestaltung betrieben wird, fördert die De-Thematisierung des Sozialen." (Köhler, 1990, S. 76) Je polarisierter die sozialräumliche Stadtentwicklung verläuft, umso mehr werden besonders Frauen an der Peripherie auf ihr enges Wohnumfeld festgelegt. Bislang ausgeschlossen von der ästhetischen Aufwertung sind auch die ArbeitsmigrantInnen-Ghettos in den Gründerzeitvierteln Wiens, wo die neue soziale Unterschicht in kleinen, feuchten Löchern ihr Dasein fristet. Und schließlich gerät mit dem „Phänomen der Rurbanisierung" die Stadt mit ihren wesenseigenen Konturen in Gefahr; denn immer mehr Menschen wohnen in Gebieten, die weder Land noch Stadt heißen.

## Raum als soziale Kategorie

In der Frage nach der Raumbestimmtheit findet unter Planern ein heftiger Diskurs statt; während die einen den Raum primär in seiner Morphologie wahrnehmen und in diesem Sinne die Stadt auf ein räumliches Gebilde festlegen, definieren andere den Raum als soziales Phänomen. Barbara Holland-Cunz unterscheidet zwischen dem sozial- und ingenieurwissenschaftlichen Blick in ihrem Grundverständnis des Ortes. Für sie als Sozialwissenschaftlerin ist der Ort nicht nur ein materialer Raum, ein zu gestaltendes Drinnen und Draußen, sondern eine gesellschaftliche Sphäre, ein Erfahrungs- und Diskussionszusammenhang mit spezifischen Handlungsmustern. (1993, S. 36) Feministische Stadtforscherinnen und -soziologinnen benennen mit patriarchalen Herrschaftsstrukturen, geschlechtlicher Arbeitsteilung, weiblichen Lebenswelten das Geschlechterverhältnis in Definitionen des Städtischen. Auch Kerstin Dörhöfer geht es nicht primär um die ursprüngliche, sondern um die soziale Ortszuweisung in der Praxis der Nutzung. „Ich halte den Raum in seiner Struktur für wichtig bezüglich der Frage von Einengung oder Erweiterung der Erfahrungen und Erkenntnisse, die Frauen machen können, ich halte ihn allerdings nicht für ausschlaggebend. Raumstrukturen, -nutzungen und -verfügungen sind Resultate gesellschaftlicher Verhältnisse und sozialer Beziehungen (Herrschaftsstrukturen). Diese bestimmen die Organisation von Raum und Zeit, und erst deren Regulierungen schaffen dann rückwärts Beschränkungen oder Freiheiten." (Dörhöfer 1990, S. 10)

Marianne Rodenstein weist ebenfalls darauf hin, daß es in der feministischen Stadtforschung nicht „in erster Linie um die räumlichen Strukturen, die Stadt oder die Region, sondern um Lebensweisen von Frauen in ihrer Beziehung zu den sozialen Räumen, für die die Begriffe Wohnung, Stadt, Land, öffentlicher und privater Raum usw. stehen" geht. (Rodenstein 1990, S. 205)

Elisabeth List führt vier soziale Typen von Raum genauer aus: Es sind dies intime, persönliche, soziale und öffentliche Typen von Beziehungen, die sich aus der „Ökologie moderner Gesellschaften" ergeben. Der Raum der Intimität ist dazu da, um Nähe herzustellen. „Die Räume und Raumvorstellungen, die für diese Dimension menschlicher Erfahrung stehen, sind die Höhle, der Bauch der Mutter, das Nest, das Ei. Haus, Hof und Zimmer sind Räume für persönliche Beziehungen, also Räume der primären Beziehungen, in deren Kontext sich die physische und die psychische Reproduktion vollzieht. Soziale Räume entsprechen etwa der Kategorie der Nachbarschaft und öffentliche Räume haben in der Moderne die Funktion, zwischen den Bereichen des Privaten und Öffentlichen zu vermitteln. Auf den Punkt gebracht: „Wir brauchen alle ein be-



*Coop Himmelblau, Erweiterung Merz.Schule, Stuttgart, Modell und Grundriß, 1981*

stimmtes Maß an Intimität und körperlicher Nähe, ein paar funktionierende persönliche Beziehungen, ein soziales Umfeld, um unsere spezifischen Talente, beruflichen Fähigkeiten zu realisieren, und schließlich eine Form der Öffentlichkeit, um unseren Handlungsspielraum als Bürgerinnen demokratisch verfaßter Staaten aktiv zu gestalten." (List 1993, S. 63) All dies gilt für Männer und Frauen, hat aber für Frauen, die so lange auf die Domäne des Privaten festgelegt wurden, eine besondere Bedeutung.

## Kein Ort. Nirgends?

Auf der „Suche nach dem gesellschaftlichen Ort" von Frauen erweist sich diese als doppelte; zum einen als eine nach Räumen, von und für Frauen gestaltet, zum anderen als eine „Suche nach Sphären, die dem weiblichen Lebenszusammenhang gerecht werden und ihm Ausdruck verleihen". (Holland-Cunz, S. 37) In dieser Suchbewegung spielen öffentliche und private Orte eine wesentliche Rolle, die – so Holland-Cunz – in der „allgemein vorherrschenden polarisierten Sichtweise auf Öffentlichkeit und Privatheit, die herrschende patriarchale Polarität reproduziert". (S. 37)

Privatheit und Öffentlichkeit bestimmen einerseits in der alten geschlechtlichen Zuweisung, andererseits durch Neuauflagen in diversen feministischen Ansätzen zentral das Verhältnis von Frauen und Männern zueinander. Feststeht, daß der geschlechtlich besetzte Dualismus die Komplexität der realen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht in den Griff zu bekommen vermag. Im Rückgriff auf den Habermasschen „Strukturwandel der Öffentlichkeit", der gleichsam zwei gegenläufige Prozesse beschreibt, nämlich eine Intimisierung und Privatisierung des Öffentlichen und eine allmähliche Veröffentlichung des Privaten, geht diese Polarität ohnehin verloren. Denn „Privatheit ist all das, was Frauen als Frauen nie zu sein oder zu haben erlaubt war; gleichzeitig sind Frauen gerade das, was mit der Privatheit von Männern gleichgesetzt, als die Privatheit, die Männer haben können, definiert ist". (Vgl. Kappeller u. a., 1991, S. 128) Die Zwitterstellung von Frauen, die im Privaten keine Privatheit finden und an der städtischen Öffentlichkeit, die nach wie vor von Männern und ihren Vermittlungsformen besetzt ist, zumeist im Privaten teilhaben, bestimmt im wesentlichen ihren Bewegungs- und Wahrnehmungshorizont in der Stadt. Dem „Old Boy Net" mit seinen Entscheidungskompetenzen und Machtträgern, steht auch die eine oder andere Ministerin, Quotenfrau, Promi-Journalistin und die gesamte Frauenförderung noch längst nicht im Wege.

Einer, der das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit in seiner dualen Form längst über Bord geworfen hat, ist der amerikanische Stadtsoziologe Richard Sennett, der „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens" beklagt. „Heute dominiert die Anschauung, Nähe sei ein moralischer Wert an sich. Es dominiert ein Mythos, demzufolge sich sämtliche Mißstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung, Kälte zurückführen lassen. Aus diesen drei Momenten erwächst eine Ideologie der Intimität: Soziale Beziehungen jeder Art sind umso realer, glaubhafter und authentischer, je näher sie den inneren, psychischen Bedürfnissen der einzelnen kommen. Diese Ideologie der Intimität verwandelt alle politischen Kategorien in psychologische." (Sennett 1986, S. 329)

Das Selbst zum Maßstab der gesellschaftlichen Beziehungen gemacht, verstellen wir uns den Blick für zwei wesentliche Bereiche der gesellschaftlichen Realität, für den Bereich von Macht und Herrschaft und für den architektonischen Raum, in dem sich unser Leben abspielt. Wer wählt eigentlich noch Politiker, beurteilt Personen des öffentlichen Lebens unabhängig von der sich breitmachenden Persönlichkeitskultur? Der Intimitätsglaube, der mit der Überzeugung arbeitet, daß zwischenmenschliche Beziehungen in Enthüllungen von Persönlichkeit zu Persönlichkeit bestünden, hat auch unser Verständnis für die Zwecke der Stadt verzerrt, meint Sennett. Denn „die Stadt ist das Instrument nichtpersonalen Lebens, die Gußform, in der Menschen, Interessen, Geschmacksrichtungen in ihrer ganzen Komplexität und Vielfalt zusammenfließen und gesellschaftlich erfahrbar werden". (S. 427)

An seiner faszinierenden Stadtdarstellung reibt sich aber sogleich feministische Kritik, denn auch Sennett knüpft letztlich an eine „Stadtvorstellung mit Tradition an; sie – die Stadt – sei der Ort, wo die Begegnung zueinander Fremder wahrscheinlich ist, wo die Fähigkeit zum ‚public man' trainiert werden könne". (Vgl. Köhler, 1990, S. 69) Die Offenheit des „public man", der sich am Parkett der weißen städtischen Öffentlichkeit zu bewegen weiß, führt uns Sennett in elegantester Manier vor. Sein Öffentlichkeitsbegriff, dem „public man" auf den Leib geschnitten, läßt die Geschichte der Zugangsbeschränkungen der Frauen völlig außer acht. „Wenn die Stadt und insbesondere ihre Öffentlichkeitsbereiche nun nicht für Frauen gebaut sind, sondern sich vielmehr gegen sie auswirken, so heißt das auch – daß Öffentlichkeit im Sinne von Austausch, Gespräch, Informationsweitergabe ein menschliches und nicht nur Männerbedürfnis ist – , daß Frauenöffentlichkeit an anderen Orten und in anderer Weise statthat als Männeröffentlichkeit. Dies ist einer der Gründe dafür, daß Sennett sie nicht entdecken konnte oder wollte." (Geiger 1986, II.Bd., S. 64) Frauenöffentlichkeit ist gekennzeichnet durch Informalität, findet „zwischendurch" statt und in Zwischenräumen, selten an den dafür vorgesehenen Orten. Das Gespräch an der Stra-

ßenecke mit Kinderwagen und Einkaufstasche, zwischen Supermarkt und eigener Wohnung, stellt vor dem Hintergrund unterschiedlicher Zeitorientierungen und geringerer Mobilität, die den Lebenszusammenhang von Frauen bestimmen, ein Moment von Frauenöffentlichkeit dar. Frauen sind in der Mehrzahl durch ihre Bindung an die Reproduktion an Orten tätig, an denen keine Geschichte gemacht wird. Aber damit wollen wir uns nicht begnügen. Die Stadtbewohnerin, die sich zwischen Ein- und Ausgrenzung in dieser Öffentlichkeit verhalten muß, kann städtische Öffentlichkeit als eine Chance wahrnehmen, insofern, so Köhler, bleibt sie aber eine Herausforderung und ein idealistisches Konzept.

## Die Sphinx in der Stadt

Hinter dem Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit, für das Holland-Cunz eine stärker dialektische Bezeichnung der Orte einfordert, liegen nach Wilson männliche und weibliche Prinzipien im städtischen Wesen im Widerstreit miteinander. „Die Stadt ist ‚maskulin' in ihrem triumphierenden Maßstab, ihren Türmen und Fluchtlinien, ihren freudlosen Industriegebieten; sie ist ‚feminin' in ihrer bergenden Umarmung, ihrer Unbestimmtheit und ihrer labyrinthischen Mittelpunktslosigkeit. Es ließe sich sogar behaupten, daß das städtische Leben tatsächlich auf dem ständigen Kampf zwischen rigider, normierter Ordnung und lustvoller Anarchie beruht, der Dichotomie von männlich und weiblich." (S. 16)

Elizabeth Wilson sitzt dieser Dichotomie von männlich und weiblich nicht auf, sondern führt uns vor Augen, daß diese dichotome Einteilung im Industriezeitalter dem städtischen Leben eingeschrieben wurde und die Entwicklung und das Planen der Großstädte „in einem erstaunlichen Ausmaß und in erstaunlich unbemerkter Weise" bestimmte. (S. 17) Des Stadtplaners Ziel war und ist es, „der Menge der Stadtmenschen eine staatliche Ordnung zu geben. Dazu gehört auch die Einordnung der Frau an den richtigen Platz." (Ebd., S. 29) Es ist gerade diese Dichotomie, die sich so zerstörerisch in ein Stadtkonzept umgesetzt hat, das einzig sich auf Männer bezieht, so die Autorin. In der Folge erscheinen die Frauen wie die Eindringlinge in die Stadt, wie ein Symptom für gestörte Ordnung, wie ein Rätsel: die Sphinx in der Stadt.

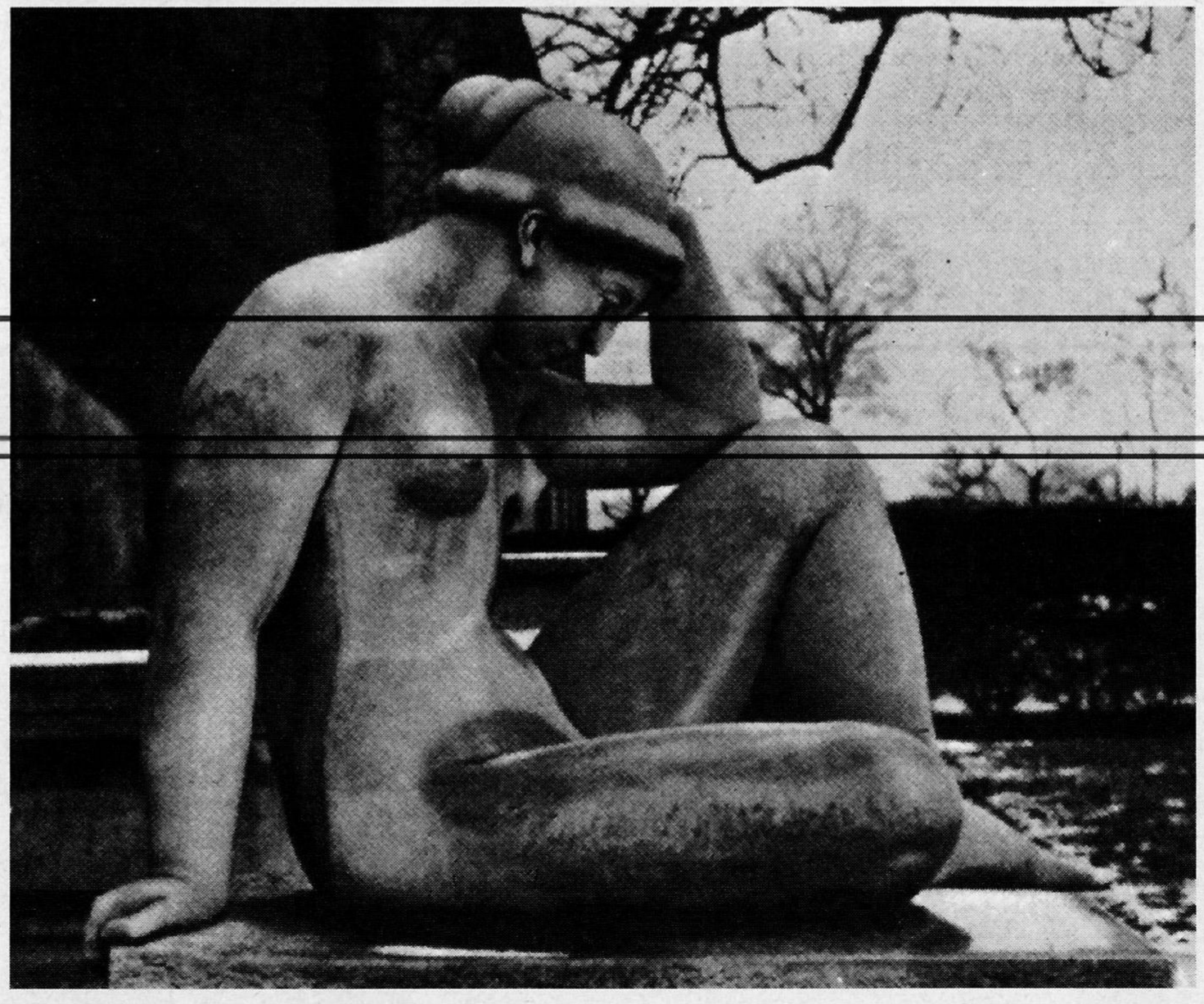
Vor diesem Hintergrund plädiert die Autorin auch dafür, daß nicht länger Sicherheit, Wohlfahrt und Schutz die Frauenthemen dominieren sollen. „Wir insistieren auf dem Recht der Frauen auf Karneval, auf die Intensität und auch auf die Risiken der Stadt." (S. 18) Einig sind sich die mir bekannten Stadtforscherinnen darin, daß das Leben in der Großstadt mehr für die Emanzipation der Frauen getan hat als das Leben auf dem Land oder in den Vorstädten. So zeigt Wilson auf, daß gerade für lesbische und schwule Gemeinschaften die Stadt quasi Vorbedingung ihrer gesellschaftlichen Existenz ist, und daß die „schwule Identität" erst in der Stadt geboren wurde.

„Einen Ausschnitt weiblicher Geschichte zwischen Anpassung und Aufbruch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts", symbolisiert das Leben von Lina Loos, kurzzeitige Frau des „großen Architekten von Wien Adolf Loos". Lisa Fischer beschreibt in ihrem Spaziergang mit Lina Loos eine Frau, die mit und gegen die Strömungen der 68 Jahre zwischen 1882 und 1950 lebte. Dieser Spaziergang führt zu „realen Plätzen, die etwas Typisches für diese Stadt darstellen: Das Cafehaus, das Theater, den Heurigen, die Vorstadt, zu fiktiven Orten, an denen Frauen spürbar sind in ihrem Humor, ihrer Originalität und ihrer Gedankenwelt." (Fischer 1992, S. 175)

Wilson machte sich weltweit auf die Suche nach Frauen in Großstädten, die den ihnen zugewiesenen Ort verlassen hatten und in Zwischenräumen (über)lebten. In Paris, „der Stadt der Freuden", stößt sie auf Flora Tristan und George Sand, zwei Feministinnen und revolutionäre Sozialistinnen, die das Modell emanzipierter Weiblichkeit durch Rauchen, Trinken, Sport treiben, sich in Männerkleidung zeigend und den weiblichen Anstand verachtend, demonstrierten.

Wilson und Sennett verhelfen uns beide wieder zur Lust an der Stadt; Wilson sieht in der Großstadt, und zwar nur hier, den Ort der individuellen Befreiung der Frau. Sie fordert daher einen ganz neuen Ansatz für die Stadt: Freiheit und Autonomie in der Stadt muß allen Klassen und Gruppen zugänglich gemacht werden. „Wir müssen aufhören, die Großstadt als eine gefährliche und ordnungslose Zone anzusehen, aus der Frauen und andere Gruppen zu ihrem eigenen Schutz ferngehalten werden müssen." (S. 18)

Wilson gelesen, dankt es ihr eine Studentin in ihrer Seminararbeit: „Und deswegen bin ich froh, als Feministin die Stadt nicht hassen zu müssen."



*Mailloi, Méiterranée, 1902. Paris, Tuileries*

## Die Stadt als Emanzipationsort

In der Stadt „konzentrieren sich die Konflikte und die großen Umbrüche, neue Mischungen der Klassen und Ge-

schlechter entstanden. Darauf beruht die Faszination und Anziehungskraft der Metropolen bis heute. Der allseitige Austausch des städtischen Lebens macht die Stadt zum Schmelztiegel, dem herkömmliche Schranken zum Opfer fallen. Sie gibt allen Raum und die Möglichkeit zum Leben, die die engen Grenzen von Provinz und Kleinstadt, sei es aus materiellen, sei es aus ideellen Gründen fliehen." (Beck/Anselm 1987, S. 7) Das traditionelle Geschlechterverhältnis brach zuallererst in den Städten auf, und das überkommene Frauenbild verflüchtigte sich zur Idylle. Die Stadt fängt die Imaginationen auf und oft genug erscheint sie selbst im Bild der Frau. (Vgl. Sigrid Weigel)

## „Die Städte sind weiblich und nur dem Sieger hold"

Sigrid Weigel zitiert hier eine Tagebucheintragung von Ernst Jünger: „... in die Stadt einzudringen, sie zu besetzen und zu besitzen, sich in ihr und an ihr den Genuß zu verschaffen. Die Stadt erscheint dabei im Bild der Frau als eine, die hiermit nicht nur einverstanden ist, sondern es geradezu erwartet." (1987, S. 207) Weigel spürt in ihrem Beitrag in der Geschichte der Stadtdarstellungen ein Übermaß an Beispielen für die Analogisierung von Stadt und Frau auf, für weibliche Sexualisierung von Stadtbeschreibungen. Die Stadt als große Verführerin – die biblische Mythe von der „Hure Babylon". Die Stadt als Versprechen der Selbstfindung, als Ort der Verführung und des drohenden Selbstverlustes wird mit dem Weiblichen analogisiert.

Überhaupt geben Frauen in den Porträts der Metropole ein schlechtes Bild ab; wird ihnen doch ausschließlich das Chaos zugeordnet. Die Stadt wird als Bereich unkontrollierter und ungeordneter sexueller Freiheit gefürchtet, und eine strenge Kontrolle über ihre Frauen wurde für nötig erachtet, um diese Gefahr zu bannen. Städtisches Leben scheint notwendig mit der autoritären Kontrolle über alle spontanen menschlichen Begierden und Wünsche. (Vgl. Wilson)

## Für den „Geist der Civitas"

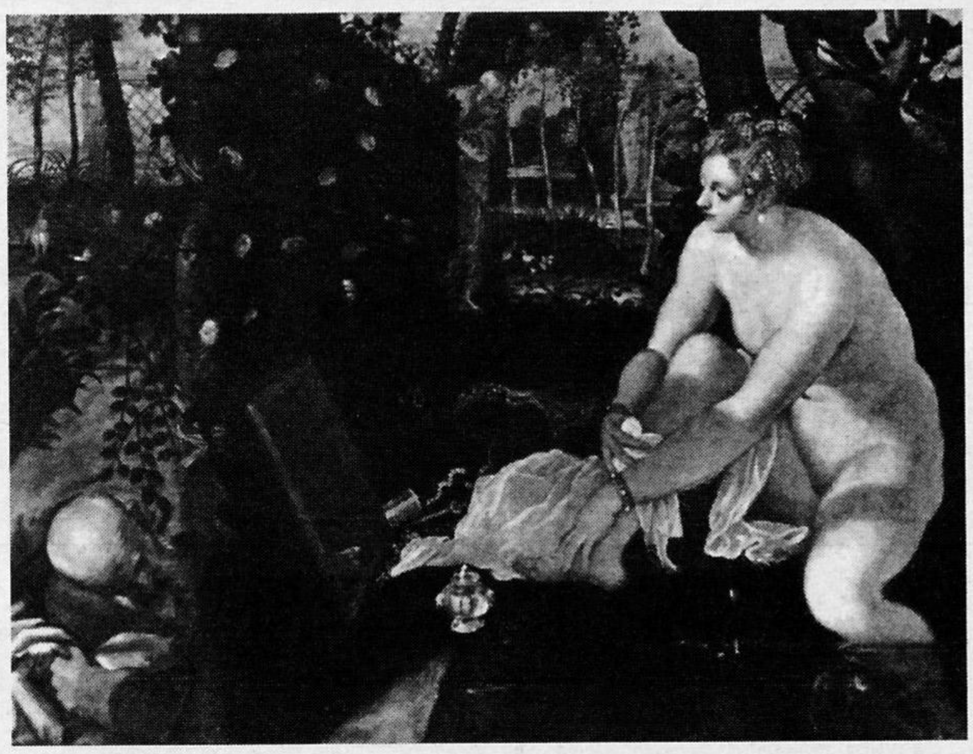
Für den amerikanischen Stadtsoziologen Richard Sennett ist die Stadt ein Raum, „in dem unterschiedliche Altersgruppen, Rassen, Schichten, Lebensstile, Fähigkeiten auf Straßen und in großen Gebäuden zusammenkommen; in der Stadt ist wie nirgendwo sonst der Unterschied zu Hause". (Sennett 1991, S. 107) Als Stadtverfechter, der für die Begegnung mit dem Fremden eintritt und das Prinzip der Vielfalt vertritt, schreibt Sennett gegen das Gemeinschaftsideal an. In der zunehmenden Intimisierung der Gesellschaft ortet Sennett, der sich als expliziter Gegner der kleinen, geschlossenen Gemeinschaft ausweist, ein Gemeinschaftsprinzip, das er in seiner Enge mit einem destruktiven Erlebnis von *Brüderlichkeit* verbindet. „Außenseiter, Unbekannte, Andersartige werden jetzt zu Gestalten, von denen man sich fernhalten muß; die Persönlichkeitsmerkmale, die die Gemeinschaft teilt, werden immer exklusiver; die Gemeinsamkeit selbst konzentriert sich zunehmend auf die Entscheidung, wer dazu gehören kann und wer nicht." (S. 337) Gilt das nicht ebenso für die Schwestern-Gemeinschaft?

Sennetts Ansatz vom „kulturellen Unterschied", der sich auf die Anerkennung von Verschiedenheit und Ungleichheit gründet und die Kommunikation zwischen Fremden in der Stadt zur Prämisse erklärt, wird vor allem durch die gegenwärtigen rassistischen Strömungen auch hierzulande bedeutsam, denn auch „im Namen der Töchter wird Fremdes vertrieben". Mit Thürmer-Rohr gesprochen, krankt die weiße Frau in den Wohlstandszivilisationen „an einer interessearmen Haltung zur Welt und zu den Anderen, an der Verengung des Blicks auf die eigene Person, an einer Ethik der Eigenliebe, an dem Glauben, das Ich im Ich finden zu können statt in der Begegnung und Konfrontation, der Zuwendung und Zuneigung, der Kritik und Dissidenz. (Thürmer-Rohr 1990, S. 9)

„Sennetts Ansatz vom Grenzen Überschreiten, Mauern Durchbrechen, verabschiedet sich vom Konzept des friedlich geordneten Stadtteils in seiner linearen Abfolge. Für ihn geht mit dem Vielfalt-Ideal eine „Befreiung vom Lokalismus einher". Mit dem Lokalismus verbindet sich das geschlossene Siedlungsmodell (Musterbeispiel Gartenstadt), ein der Emanzipation gegenläufiges Konzept, das auf familiale Ordnung abgestimmt ist und den dort lebenden Menschen jede Entwicklungsmöglichkeit nimmt. Für Sennett gleichen Angst vor der Anonymität und Rückzug in die sichere Nachbarschaft einem Rückzug ins Stammesleben.

## Planungsdiskurs als Herrschaftsdiskurs

Der Planungsdiskurs wird als Herrschaftsdiskurs nach dem Modell instrumenteller Vernunft geführt. „Es handelt sich um einen Verfügungsdiskurs, der immer schon davon ausgeht, es sei seine Aufgabe – und auch sein Recht –, aus der Position eines Zentrums von Macht, von Wissensmacht und materieller Macht, kraft seines Rationalitätsanspruches Entscheidungen über den Einsatz und die Verteilung von Ressourcen und im besonderen auch über die Gestaltung von Lebens- und Arbeitsraum zu treffen." (List, S. 67)



*Tintoretto, Susanne im Bade, um 1570. Wien, Kunsthistorisches Museum*

Die amerikanischen PlanungstheoretikerInnen sind zur Zeit mit einer Debatte über Sprache und Kommunikation beschäftigt. Rationale Kommunikation, Sprachgebrauch als Weg zur Selbstbemächtigung, die Konstruktion von Bedeutungen sowie die Theorie des kommunikativen Handelns werden im Hinblick auf den geschlechtsspezifischen Gebrauch von Sprache und Argumenten ausgeweitet. (Vgl. Rodenstein 1994, S. 129)

Sprache als Machtinstrument und als Quelle von Ungleichheiten soll nun auf dem Gebiet der BürgerInnenbeteiligung an Planungsprozessen entlarvt werden. „Fachsprache und argumentativer Redestil können Frauen abschrecken, verwirren und sprachlos werden lassen." (Rodenstein) Um

Frauen aus ihrem Schweigen herauszubringen, bedarf es der Herstellung gleicher Artikulationschancen, meinen die US-Planerinnen. Sie treten gegen ein Denken in Gegensätzen und für ein Denken in Verbindungen ein und schlagen weiters vor, in der Planungspraxis neben dem wissenschaftlichen und technischen Wissen andere Formen des Wissens und andere Methoden einzubeziehen, aus denen wichtige Informationen über Planungsbeteiligte und Sachlagen entnommen werden können. Bleibt zu hoffen, daß so dem Fachleute-Klagen über eine desinteressierte passive BürgerInnenbeteiligung ein baldiges Ende gesetzt werden kann.

Richard Sennett, der als Vorreiter gegen verordnete Planung und Kommunikation in Erscheinung getreten ist, geht davon aus, daß die moderne Stadt- und Kommunikationsplanung – das kommunikative Geben und Nehmen – am Unterschied scheitert. (1991, S. 120) Statt sich der Vielfalt zu stellen, werden Ideale wie Einheit und Gleichheit verfolgt, um die Mängel der Stadt zu kurieren. Das massive Problem, das sich nach Sennett heute in der Stadtplanung stellt, lautet demnach: Wie lassen sich Vielfalt und Verschiedenheit in einer Einheit zusammenfassen? Und so nimmt es auch nicht wunder, daß dem modernen Planer visuelle Kriterien dafür fehlen, wie zum Beispiel Siedlungen oder Schulen aussehen sollen, in denen sich verschiedene Altersgruppen, soziale Klassen und verschiedene Rassen mischen. Dazu der Autor: „Die Planer, die sich der aufklärerischen ‚Kommunikationsarbeit' verschrieben haben, sind Fachleute für ‚Gemeinschaft'. Angesichts der massiven Unterschiede, die ihnen in der Stadt begegnen, neigen sie zum Rückzug in eine lokale, intime, kommunale Sphäre. Jenen Planern, die im visuellen Bereich und in sozialpolitischer Absicht arbeiten, fällt es genau so schwer, unterschiedliche städtische Sphären in ein Verhältnis zu setzen." (1991, S. 131)

Auch die US-Planerinnen mußten erkennen, daß die Nöte und Bedürfnisse von Frauen unterschiedlicher Klassen und Rassen kaum eine klare und gemeinsame Strategie verschiedener Gruppen von Frauen in den Städten zulassen. (Vgl. Rodenstein 1994) Daraus leitet sich auch die gegenwärtige Diskussion um die feministische (Planungs-)Theorie ab, die auf ihren ethnozentrischen Gehalt hin einer Überprüfung unterzogen wird. Während die einen meinen, daß es ausreiche, Frauen anderer ethnischer Herkunft und Rassen einfach dazu zu addieren, fragen sich andere, ob nicht überhaupt theoretische Kategorien revidiert werden müßten.

## Lebenswerte Frauenräume

Frauenbuchhandlung, Frauencafé, Frauenarchiv, Frauenzentren, Frauenhäuser, Frauenbetriebe, Frauenforschung an den Universitäten bestimmen heute eine Art städtische Frauenöffentlichkeit. Frauenorte, die immer auch die Konfliktachse „Ghetto versus Grenzüberschreitung" oder „Weltoffenheit versus Gemeinschaft", herausfordern. Dazu schreibt Barbara Coors: „Es ist notwendig, daß die Institution ‚Frauenprojekt' weiterhin zur Verfügung steht, daß die Frauenbewegung darin ihren eigenen und sichtbaren Ort hat. Darüber hinaus muß aber die Frauenbewegung, müssen die Frauen und auch ich in Bewegung bleiben, um uns die Welt zu erobern an verschiedenen Orten und auf verschiedenen Wegen." (1993)

In diesem Sinne: Frauen erobern, besetzen, entdecken und erfinden ihre Räume – die Verschiedenheit von Lebensweisen soll sich in diesen Räumen widerspiegeln. So ist die weibliche Forderung „ein Zimmer für sich allein" nicht als konkrete Forderung, sondern auch als Metapher für den Wunsch nach Freiräumen in jeder Hinsicht zu verstehen. ■

Dr. Irmi Voglmayr ist Sozialwissenschafterin; Lektorin an der Universität Wien.

## Literatur


Coors, Barbara: Sag mir, wo die jungen Frauen sind, wo sind sie geblieben? in: Renate Rieger (Hg.): Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojekte zwischen Autonomie und Anpassung. Frankfurt/New York 1993

Dörhöfer, Kerstin: Frauenhaus und Herrensitz. Ergebnisse aus Architektur und Städtebau, in: Karin Hausen/Helga Nowotny (Hg): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt am Main 1986

Fischer, Lisa: Lina Loos, in: Die Frauen Wiens. Ein Stadtbuch für Fanny, Frances und Francesca. Wien 1992

Geber, Eva/ Rotter, Sonja/Schneider, Marietta (Hg.): Die Frauen Wiens. Ein Stadtbuch für Fanny, Frances und Francesca. Wien 1992

Geiger, Gabriele: Frauen Körper Bauten. Weibliche Wahrnehmung des Raums am Beispiel Stadt. Bd. I und Bd. II, München 1986

Holland-Cunz, Barbara: Öffentlichkeit und Privatheit – Gegenthesen zu einer klassischen Polarität, in: FOPA (Hg.): «Frei.Räume« Streitschrift der feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen. Raum greifen und Platz nehmen. Berlin, Sonderheft 1992/93.

Kappeller, Susanne u. a.: Die Macht der Veranstaltung. Teil I: Feministische Öffentlichkeit oder öffentlicher Feminismus? In: Feministische Öffentlichkeit – patriarchale Medienwelt, »beiträge zur feministischen theorie und praxis« Heft 30/31, Köln 1991

Köhler, Gabriele: Städtische Öffentlichkeit und Stadtkultur, in: Kerstin Dörhöfer (Hg.): Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen Feministische Planungsansätze. Freiburg i. Br. 1990

List, Elisabeth: Gebaute Welt – Raum, Körper und Lebenswelt in ihrem politischen Zusammenhang, in: FOPA (Hg.): »Frei.Räume« Streitschrift der feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen. Raum greifen und Platz nehmen. Berlin, Sonderheft 1992/93

Rodenstein, Marianne: Wege zur nicht-sexistischen Stadt. Architektinnen und Planerinnen in den USA. Freiburg i. Br. 1994

Rodenstein, Marianne: Feministische Stadt- und Regionalplanung – Ein Überblick über Stand, aktuelle Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten, in: Kerstin Dörhöfer (Hg.): Stadt-Land-Frau. Freiburg i. Br. 1990

Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main 1986

Sennett, Richard: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Frankfurt am Main 1991

Thürmer-Rohr, Christina: Befreiung im Singular. Zur Kritik am weiblichen Egozentrismus, in: Femina Moralia »beiträge zur feministischen theorie und praxis« Heft 28, Köln 1990

Weigel, Sigrid: Die Städte sind weiblich und nur dem Sieger hold. Zur Funktion des Weiblichen in Gründungsmythen und Städtedarstellungen, in: Sigrun Anselm/Barbara Beck (Hg.): Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins. Berlin 1987

Werlhof, Claudia von: Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? Frauen und Ökonomie. München 1991

Wilson, Elizabeth: Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen. Basel/Berlin/Boston 1993

# Das Verhältnis von Stadt und Land im Parergon[1] der Architektur

## Architekturtheoretische Überlegungen zu einem im Westen verschwindenden Gegenstand

*Peter JIRAK*

*Die Architektur als System, als Einheit von Theorie und Praxis, als die baulich-räumliche Ordnung der Gesellschaft, abhängig nicht zuletzt vom Begriff der Zeit, vom Zeitbudget und von der Zeitökonomie einer Gesellschaftsformation, ist im Verschwinden begriffen. An ihre Stelle tritt allenthalben die Bauproduktion, die weitgehend auf architektonische Gestaltung und auf den Architekten verzichtet.*

Seit langem verschwunden ist vernaculare[2] Architektur, kollektives Bauen, wie es mit der agrarischen Produktion über Epochen verbunden war. Mit dem Bauernsterben stirbt auch die Dorf-Kultur und das autochtone, kollektive rurale Bauen. Vernaculare Architektur ist seriell definitiv: Ein ruraler Oikos[3] wird sich nur soweit entfalten, wie die Aneignungsverhältnisse von Land und die Produktionsmittel dies erlauben. Auch die „Verfassung" der dörflichen Gemeinschaft[4] spielt hier eine wesentliche Rolle. Durch die Industrialisierung der Agrikultur wird den Bauern die Stadt ins Dorf getragen. Anstelle des Kirchturms steht der Raiffeisen-Silo und die Raiffeisen-Bank regelt anstelle des Versammlungshauses den Verkehr.

Urbane Architektur ist seriell indefinitiv: Gebaut wird nach allen Richtungen und in allen Dimensionen nach Maßgabe vorab technologischer Entwicklung und Kapitalinteresse, zumeist weit über die Bedürfnisse des Gebrauchs hinaus. Im Extremfall neigt die vernaculare Architektur zur Implosion, die urbane Architektur zur Explosion.

Mit der Ausweitung des Weltmarktes droht die Verstädterung der Welt. Zugleich entwickelt sich sehr rasch der Gegenentwurf zur Moderne, der Islam, zu Unrecht nur als Fundamentalismus angesehen.

Der zweite Gegenentwurf ist das „Weltdorf" der ökologischen Bewegung. Er zeigt indes bislang eher politisch restaurative und utopisch-illusionistische Tendenzen.

Ideologisch dominiert nach wie vor das mechanistische Weltbild. Technikeuphorie und Wissenschaftsgläubigkeit sowie Kapitalabhängigkeit der Architekten führten zu den Gigantomanien, nicht nur einer Stadt wie New York. Gewiß, es gibt Ausnahmen: Seit der Erkenntnis, daß die von der Wissenschaft bisher getrennten Begriffe Materie und Energie nur verschiedene Zustände desselben Urstoffs sind, daß in der Ordnung der Welt nichts ohne Relativität zum Kosmos, ohne Beziehung zum Ganzen vor sich geht, verläßt der Ingenieur die mechanische Theorie der toten Materie und begibt sich wieder in den Pflichtdienst der Natur. (Erich Mendelsohn, Vortrag, In: Architectura Et Amicitia, Amsterdam 1923).

### Ökologische Architektur

Die Suche nach einer praktisch-theoretischen Verbindung von Ökologie und Ökonomie ist nicht neu. Die Bestrebungen der *Gläsernen Kette*[5], des Werkbundes, von Muthesius und anderen sind mehr als Indiz. Ohne Revolutionierung der Produktionsverhältnisse, das heißt, ohne politische und soziale Revolution zu Gunsten einer sozialistischen Weltgesellschaft bleiben solche Bewegungen partikulär; sie versanden als historische Beispiele im Musealen oder im kleinbürgerlichen Schrebergarten. Je dringender die weltweite Lösung ökologischer Probleme wird, desto dringender auch die Forderung nach grundsätzlicher Umwälzung der sozialen und politischen Verhältnisse. Die Entfaltung neuer Produktionsmittel „sanfter Art", vor allem die Nutzung der Sonnenenergie durch Photosynthese, ist weit gediehen und das Bewußtsein um die Nötigung zur Wende auch, aber die rasante Beschleunigung von harter Produktionstechnologie dominiert mit dem unerbittlichen Profitinteresse, das auch in der privateigentümlichen Bedürfnisstruktur der Massen nicht nur nicht ab-, sondern sprunghaft zunimmt. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Warenethik und -ästhetik des Wohnbaus. Jedem seine eigene Wohnung, um wenigstens den Schein von Privatheit aufrecht zu erhalten. Hier ist der Zwang zum Privateigentum so groß wie der Zwang zum privaten Verkehrsmittel, dem Auto.

Den politischen Programmen und Strategien zur Ökologisierung der Industriegesellschaft stehen marxistische Theoretiker skeptisch oder ablehnend gegenüber: Hatte doch schon Marx den Metabolisten eine Abfuhr erteilt. Zu Unrecht; und das rächt sich heute. Den linken Theoretikern schien der Gegenstand Metabolismus, Stoffwechsel von Natur und Gesellschaft, suspendierbar: Anstatt den positivistischen Stoffwechselbegriff dialektisch zu fassen, das heißt, das Verhältnis von erster und zweiter Natur nach einem schöpferischen Schlüssel einer ars combinatoria zu entfalten, wird die Lösung dieses zentralen Problems anderen, Billigdenkern, überlassen.

### Weder Noch

Die sogenannte Moderne hat sich in einem sich selbst perspektivisch verkürzenden Jahrhundert, wie dies Eric Hobsbawn in seinem letzten Buch, Age of Extrems (London 1944), darstellt, rasch überlebt; im übrigen hat sie nur die vom Westen dominierten Teile der Welt erreicht. Die sogenannte Postmoderne ist nichts als der romantizistisch-totalitäre Versuch, sehnsüchtig nach historischer Kontinuität, ungebrochen vom Desaster des Jahrhunderts, unberührt von großen aber verspielten Möglichkeiten, zur Tagesordnung des small is beautifull überzugehen.

---

*Der Beitrag wurde von der Redaktion gekürzt.*

Vergessen wird immer wieder, daß die Zeitläufte nicht bloß begrifflich zu bewältigen sind: Vieles ereignet sich „blind", bevor es sich erfassen läßt so auch die Phänomene, wie sie sich aus dem raschen Wandel technologischer Innovationen herleiten.

Paul Virillio, Architekt und Kritiker der „dromokratischen Ordnung", spricht vom „Verschwinden des Glanzes" und vom unaufhaltsamen Sturz ins „Schwarze Loch". Hier kann nur angedeutet werden, was er meint:

Seit Walter Benjamin den „Verlust der Aura" des Kunstwerks konstatiert hat, stehen alle Objekte der Produktion, der materiellen wie der kulturellen, unter der Ägide der alles dominierenden Kriegstechnologie. Kaum eine Errungenschaft, sei's für den privaten Haushalt, sei's für das öffentliche Leben, die sich nicht der Kriegstechnik und ihrer Forschung verdanke. Der Weltmarkt ist nichts als der Schatten des Krieges. Die Moderne hat in ihren „besten" Künstlern dies gewußt und diese Künstler haben nach den Gesetzen der Kriegsproduktion gestaltet, nicht nur die Futuristen: Kubisten französische Kriegsschiffe, Architekten nach dem Design von Kriegsmaterial (zum Beispiel Erich Mendelsohns Einsteinturm: er folgt den Silhouettenwerten eines U-Boots) ihre Bauwerke. Immer sei es das am besten beschleunigte und am besten getarnte Objekt gewesen, seine Form und seine Abwehr (Mimikry)-Technologie, was dem Architekten und Künstler als Vorbild gedient habe:

*Das technisch Beste bestimmt das Kunst-Schöne.*

Die Ablösung der Aura durch den „Glanz" technischer Perfektion verdanke sich einer Strategie der Tarnung, vorab von Flugkörpern, wie wir dies bereits aus der Verwendung von Lametta aus dem Zweiten Weltkrieg kennen.[6]

Die Designs der künstlerischen Avantgarde wurden zur Tarnung von Kriegsschiffen und anderem Kriegsmaterial von der Waffenproduktion übernommen. Eine Ausnahme sind die frühen Surrealisten und der Dadaismus. Noch immer ist der Krieg der Vater aller Dinge. Insofern haben Ernst Jünger und Michel Foucault Recht. Die meisten wollen dies nicht zugeben oder sie wissen das nicht. Noch lebten wir im Abwehr-Glanz der Flugkörper (Raketen), der bald durch eine „Absorptionstechnik" abgelöst werde, sagt Virillio. Noch glänzt in unseren Haushalten der Stahl aus der Waffenschmiede Thyssens. Die Mikrowelle und der Induktionsstrom, der Mikrochip und das digitale Bild sind daran, unser Alltagsleben radikal zu verändern. In naher Zukunft wird die „Stadthaut" zum Träger digitaler Bilder. Alles wird in das „schwarze Loch" des Nicht-Identischen stürzen. Die Massen und ihre Apologeten scheinen dies dumpf zu ahnen; sie schreien geradezu nach Identität oder beklagen schon ihren unwiederbringlichen Verlust. Aber ein solcher Verlust könnte die „Aufhebung" des Privateigentums einleiten. Den technischen Revolutionen hinkt unser marginalisiertes Bewußtsein als dumpfes Empfänger-Verhalten hinten nach.

In diesem Kontext spricht Virillio von einer Dynamik des Verschwindens. Schließt daraus, daß die Architektur als Theorie dort entsteht, wo sie in Praxi aus dem Alltag entschwunden ist? Hinterläßt sie wenigstens eine Erinnerungsspur?

Es ist von großer Wichtigkeit zu wissen, wie die Architektur theoretisch fundiert ist. Architektonische Systeme stehen immer in einem historischen Zusammenhang. Neue Systeme können nur aus der Diskussion Systeme entstehen. Völlige Neuansätze gibt es nicht. Kontinuität und Bruch in der Geschichte sind ein wesentlicher, wenngleich schmerzhafter Grund der Reflexion, Theorienbildung und innovativen Praxis.

## Das phantasmatische des Postmodernen

Eine theoretisch nicht begründete oder begründbare Architektur wird zur bloßen Willkür oder zur Schablone der Bauproduktion. Die Architekturtheorie muß aus falschen oder einseitigen Prämissen ein Kompendium der Kritik entwickeln, um Irrwege aufzudecken und Defizite sichtbar zu machen, vor allem, um neue Entwürfe zu ermöglichen. Auch hier gilt, was W. Benjamin von der Kritik der Gewalt gesagt hat: Sie sei die Philosophie ihrer Geschichte. Freilich soll und kann Architektur nicht in Philosophie aufgehoben werden. Was kann Architekturkritik leisten und wie unterscheidet sie sich von Architekturtheorie?

Ein dominantes Analogat im Verhältnis von Architektur und Philosophie ist das „System": Philosophen „bauen" ihre Gedankenarchitekturen ähnlich wie Architekten Baukomplexe. Voraussetzung: *Die Synthese-Bereitschaft der Gesellschaft.* Sie ist entscheidender als ihre Konsensfähigkeit. Der politisch-soziale Konsens entsteht immer erst post festum. Nirgends ist er konstitutiv. Der sensus communis erweist sich vorab als kollektives und individuelles Vermögen zur Synthesis.

Architektur und Philosophie müssen ein gemeinsames Moment an sich haben, etwas, das ihre je eigenen Systeme trennt und verbindet. Ein solcher gemeinsamer Nenner ist entweder parataktischer[7] oder syntaktischer Art. Das urbane Leben hat weitgehend auf die parataktische Dimension verzichtet. Syntaktisch ist ihre „grammatologische Ordnung". Bis zu Palladio war die Grammatik der Architektur die Säulenordnung. Seither gibt es weder eine solche verbindliche Grammatik noch Stil. Die Strömungen sind auseinandergefallen in unterschiedliche Manieren und Manierismen. Heute läßt sich eher von Bau-Manien sprechen.

Die parataktischen und syntaktischen Momente sind innerer und äußerer Natur. Noch immer folgen beide „Disziplinen", die Baudisziplin und die Philosophie auch, selbst wo sie es nicht wissen, parataktischen und syntaktischen Gesetzen.[8] Beide Disziplinen bilden die räumlich-zeitliche Ordnung der Gesellschaft, als „Sprache des Begriffs", wie als Sprache baulicher Form. Zugrunde liegen die Bewegungsgesetze der Natur und[9] der Gesellschaft. Bewegung geht in keiner Gesellschaftsformation als ausschließliche Bewegung der Produktion völlig auf. Die kapitalistische Produktionsweise kann zwar die Gesellschaft zerstören, aber sie kann die Bewegungsgesetze des Kosmos nicht aus den Angeln heben, so sehr sie dies auch möchte. Es gibt den archimedischen Punkt der Macht nicht. Der „prometheische Äon" gelangt mit dem Spätkapitalismus an sein Ende. Es ist vorstellbar, daß die Weltrevolution mit der finalen Katastrophe zusammenfällt.

Die Funktionalisierung der Architektur (form follows function) und die Funktionentrennung im Städtebau sind von Architekturkritikern schon längst erkannt worden. In der Baupraxis dominiert noch immer der Funktionalismus.

Aber von der Säulenordnung bis zum Massenwohnungsbau muß Architektur Menschenmassen und Baumassen gliedern und verbinden, das heißt: nach Rhythmen oder nach tayloristischem Takt trennen oder zusammenfügen. Im besten Fall, dem schlechtesten im Kausal-Nexus, wird sie dem Trend zur Bi-Polarität und zur Zwei-Klassen-Gesellschaft folgen. So entstehen einerseits kleinbürgerliche und nar-

zißtische Single-Haushalte, andrerseits Massencontainer, verbunden und getrennt durch die „Bauwerke“ des sich immer rascher ausbreitenden Weltmarktes. Die Dynamik von Transport und Verkehr marginalisiert zunehmend die seßhaften Existenz- und Siedlungsweisen der Menschen; auch sie werden als Neo-Nomaden vom statischen Kapitalinteresse abgekoppelt. Das Spaltungssystem geht weiter, und damit die zunehmende Schizophrenie: Der wirklich-leibliche, aber als solcher ephemere Mensch sitzt tatsächlich mit seinen Vier Buchstaben im Cyber-space und bewegt sich virtuell, wie sich gleichermaßen alles nur virtuell auf ihn zubewegt. Die Architektur baut ihm eine doppelte Hülle: eine die seinen unaufhebbaren Leib als Restnatur von der Gesamtnatur schützend ausgrenzt (Wärmeschutz, Strahlenschutz usw.) und eine digitale Cyber-space-Hülle, die ihn illusionistisch in die „beste aller Welten“ verzaubert. Aus dieser Hölle gibt es keinen Ausbruch. Sie ist das perfekte Gefängnis als Paradies getarnt. Wer möchte heute noch seine telematischen Ketten abschütteln?

## Architektur Archäologie

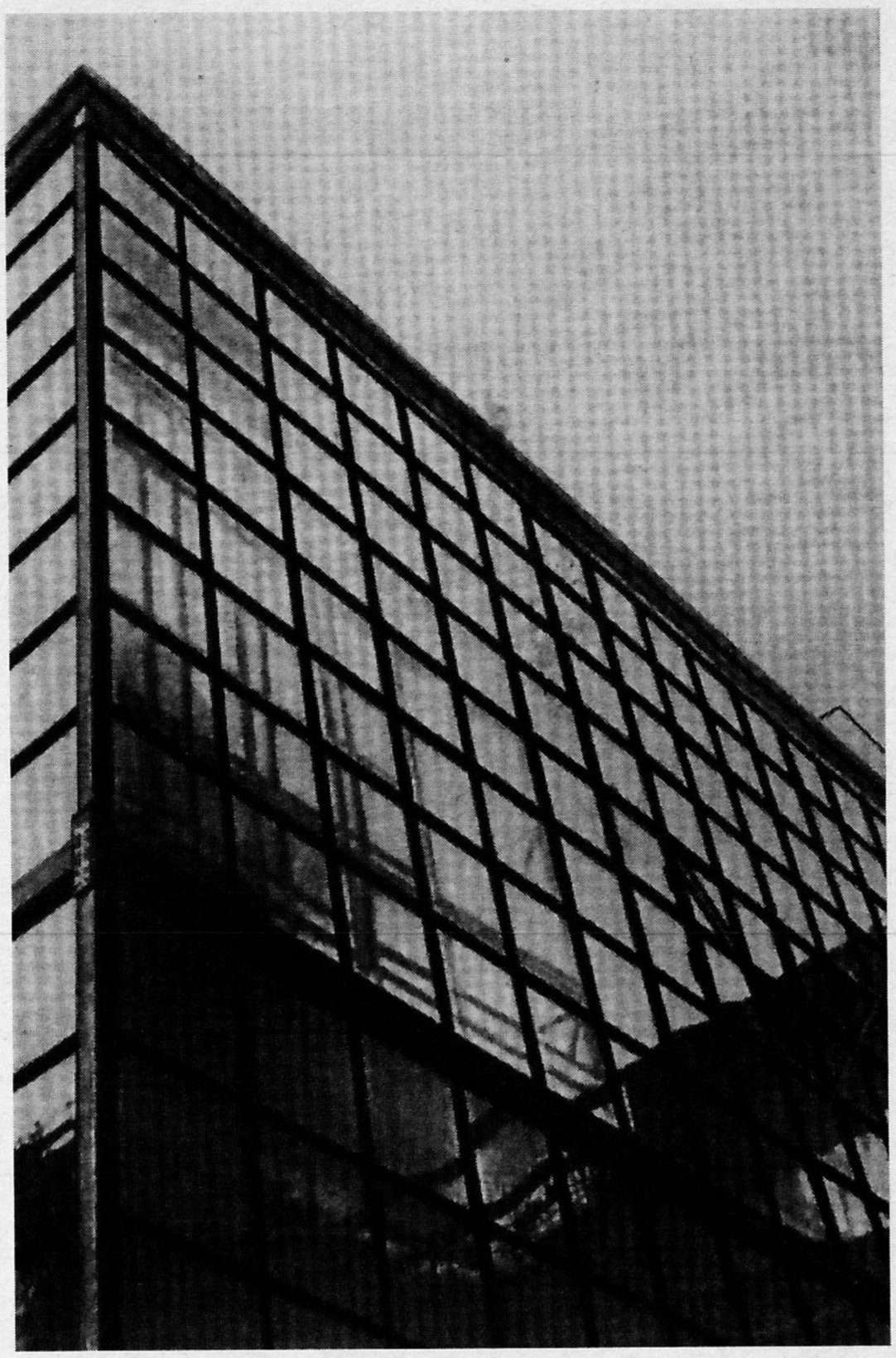
Seit der Renaissance ist die Archäologie ein fester Bestandteil der Architektur, nicht als antiquarischer Tauschwert, sondern als Folie und Vorbild. Die Baugeschichte wurde vor allem im 19. Jahrhundert zu einem Medium architektonisch-theoretischer Konzepte (Fergusson/Choisy). Der Historismus, der noch immer seinen Einfluß geltend macht, ist eine ideelle Reglementierung durch historisierende Extrapoulation. Ein Vergleich zwischen faschistischen und postmodernen Manieren der Bauproduktion beweist das einmal mehr. Die Baugeschichte insgesamt wird als Material der kapitalistischen Bauproduktion angesehen wie die Weltliteratur Vorlage für die Hollywoodproduktion Film ist. Pompidous und Mitterands megalomanisches Bauen in Paris verdankt sich auch Emil Kaufmanns Wiederentdeckung der Revolutionsarchitektur.

Das Thema Architektur besteht aus dem Bereich Architektur als Bauproduktion und Architektur als vom Architekten entworfene räumliche Ordnung zeitlicher und materialer Momente. Ein drittes ist die Gesellschaft, die sowohl die Produktionweise ist, nach der produziert und reproduziert werden muß; sie entscheidet, ob Architektur sei oder nur Bauproduktion und welchen Stellenwert der Architekt in ihr einnehme. Ein viertes ist die Geschichte, nicht nur als Bau- oder Stilgeschichte, und ein fünftes schließlich der Kosmos und die kosmogonische Ordnung der Natur. Die Architektur muß diese fünf Gebiete vermitteln, da sie im Wesen diese Vermittlung ist. Aber das ist wohl, von den Architekten auch, vergessen worden.

Eine marxistische Architekturtheorie gibt es bis heute nicht, sowenig wie eine kontingente Architektur und Architekturtheorie der bürgerlichen Gesellschaft. Ist das nicht signifikant?

Die agrarische und die industrielle Produktion zerfallen wie Hammer und Sichel unter den praktisch zerstörerischen Schlägen der Hegemonie des Kapitalismus. In den einzelnen Produktionsweisen vor der Machtergreifung der Bourgeoisie – hatte die Architektur die Aufgabe, Stadt und Land, städtisch dominiertes Leben und vernaculare Tradition zu modifizieren[10] und zu verbinden, freilich immer unter der Ägide der Polis.

Mit zunehmender Beschleunigung der Krisen im Kapitalismus zerfallen gegensätzliche Positionen, zumal die von materieller und kultureller Produktion. Die bürgerliche Kultur des Westens, heute fast ausschließlich ein Gebiet der „alternativen Wirtschaft“ und ein Feld der Warenästhetik, insbesondere der Werbung, wird in Krisenzeiten unbezahlbar und im besten Fall ein Vexierbild des Sozialstaates. Sie hat längst den Unschuldscharakter ihres nichtaffirmativen Daseins verloren. H. J. Krahl stellte noch fest, das Beste an der Moderne, im besonderen der Kunst, sei ihre Trauer um den Verlust des Gebrauchswerts. Ob ihr dies je bewußt war?



*M.Ginsburg, I. Milinis, Wohnhaus auf dem Nowinski-Boulevard in Moskau. 1928-1930. Ausschnitte der Fasade und der Innenräume des Wohn- und des kommunalen Teils.*

Die Moderne, eine Erfindung des Westens, ist mit der Generation von André Brèton, Max Ernst und dem Bauhaus an ihren Höhepunkt und zugleich an ihr Ende geraten. Wie immer sich die Zeit danach, postmodern oder dekonstruktiv, nennen möge: Sie ist nichts als Verfall, den man, wenn man ein Anhänger Nietzsches ist, noch beschleunigen müsse. Dialektiker des Revolutionären werden freilich eher nach Momenten des Saltus suchen und sie auch praktisch herausarbeiten wollen; nach der Anweisung: Hic Rhodos, hic salta! Aber wo ist Rhodos und wer kann schon springen? Die Zeitgenossen können nicht einmal mehr tanzen.

Die objektiven Bedingungen der Revolution sind da und auch der rechte Augenblick. Völlig fehlen indes die subjektiven Möglichkeiten. Der Hiatus zwischen beiden ist von katastrophalem Ausmaß. Das Versagen des revolutionären Subjekts führte zum Faschismus und nicht umgekehrt. Was bleibt? Nichts als Modelle für andere und an-

dere Zeiten ausarbeiten! Radikaler Wandel zeigt sich heute nur partiell: als geradlinig fortlaufende technische Innovation, zum Beispiel im Bereich der sogenannten technischen Kommunikation (Telekratie). Die politische und die soziale Revolution der sich selbst entfremdeten Welt ist der technischen Revolution nicht gefolgt. Die Gründe können hier nicht untersucht werden.

Die Architektur, einmal die Mutter aller Künste genannt, ist heute nicht einmal dazu fähig, auch nur sinnvoll, das heißt baubar-praktisch und benutzbar, Küchen einzurichten oder über den Verlust des Herdes, des Herdfeuers und des Oikos verbindlich-kritisch zu reflektieren; zu schweigen davon, wie wenig sie sich um fundamentale Bauaufgaben kümmert. In der modernen Küchentechnologie gibt es keinen einzigen Herd, auf dem man wirklich gut kochen kann. Dies sagt und beweist einer der wenigen bedeutenden „Küchenmeister" des architektonischen Raums Küche, der große Designer Otl Aicher in seinem Buch „Die Küche zum Kochen Das Ende einer Architekturdoktrin". Die bornierten Architekten sind zum Großteil selbst mit schuld an der „Versingle-ung" der Gesellschaft. Wenn der vereinzelte Mensch in seiner Stadtwohnung, denn zumeist hat er ja heute einen Zweitwohnsitz auch noch, allein oder allein zu zweit, zu dritt oder weiß der Teufel zu wievielt vor dem Ersatzuterus, dem Mikrowellenherd, hockt und sich den tiefgefrorenen Vater oder die eisgekühlte Mutter aufwärmt und ins Leibes-Innere einführt, ist die Tiefe des Falls erreicht. Aber nach dem harten Aufprall, der sich gern als Landemanöver des Raumschiffs Erde im virtuellen Raum verkauft, gibt es weder ein Erwachen vor dem Spiegel noch einen Aufflug.

Die meisten High-tech-Produkte in der Küche und im Haushalt sind Abfälle der Raumfahrt, so der Mikrowellenherd, wie auch der letzte Schrei, der Induktionsherd. Wie das Internet ein abgelegtes Programm der US-Kriegstechnologie, womit heute die Kids und massenweise Zwangsinfantile herumspielen, ist auch die Instrumentierung des Alltagslebens in sehr vielen Bereichen „militant". Man könnte sich mit Michel Foucault die Frage stellen, ob „vom Licht des Krieges zur Geburt der Geschichte"[11] ein gangbarer Weg hin und zurück führe. Aber auch das ist ein weites Feld und es kann hier nicht begangen werden.

Freilich ist auch aus der Perspektive, aus den Augen der Singles, kein „Bedarf" nach einer einheitlichen Küche und nach einem verbindlichen Oikos mehr da. Nun ja! Der Gesamtkapitalist erzeugt nicht nur den Weltmarkt, er erzeugt auch das Bedürfnis; und ein solches ist zerplittert, normiert und konditioniert. Das „unglückliche Bewußtsein" verlangt nur noch nach Instant-Kost.

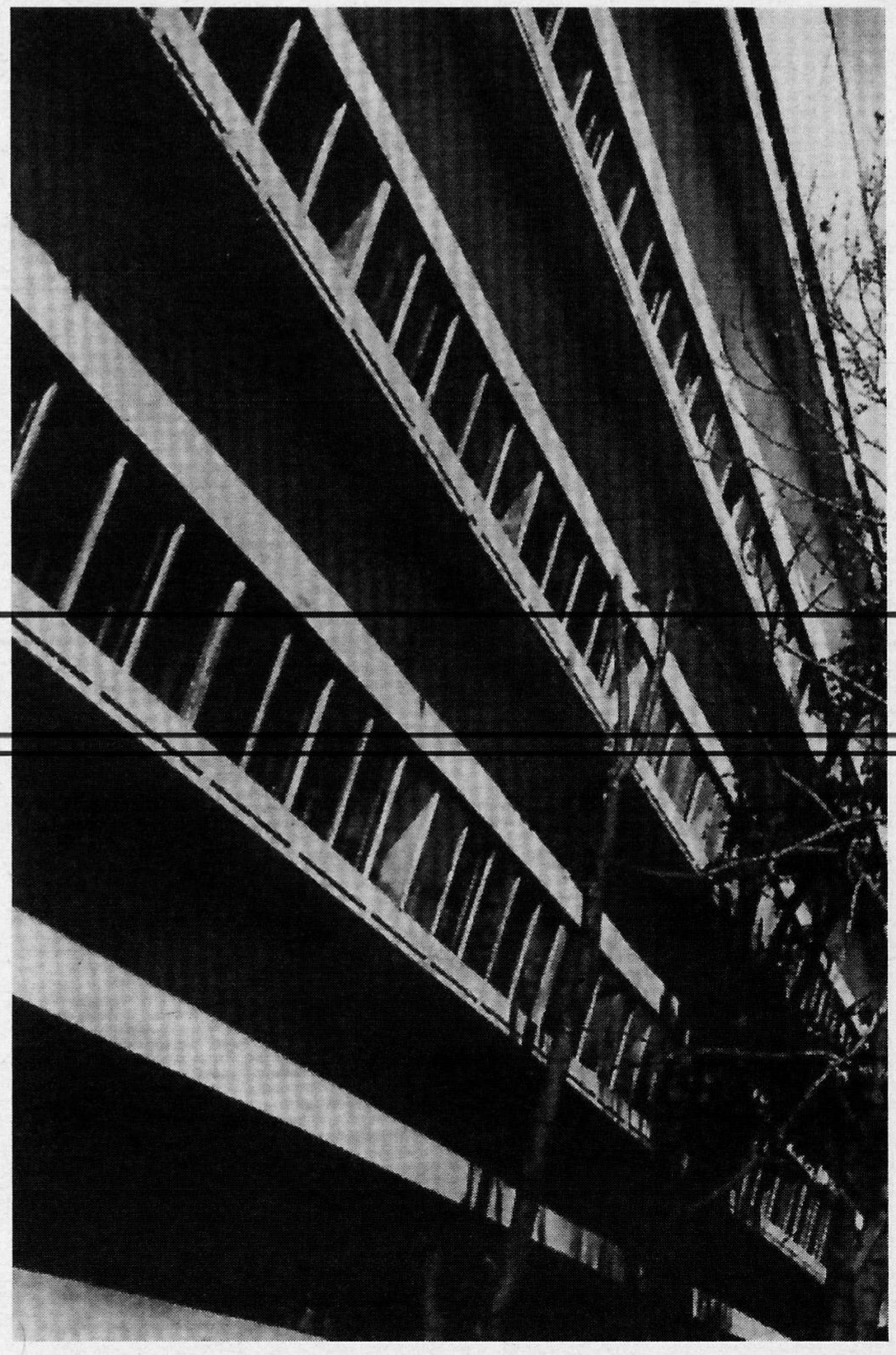
So stehen einander gegenüber: Das unglückliche Bewußtsein als Strich-Code-Identität und die Segnungen des Weltmarktes: als unvermeidlicher technischer Fortschritt. Das Konglomerat nennt sich soziale Marktwirtschaft. Alles fällt völlig geistlos auseinander. *Die „Vermittlung" (Klitterung) betreiben Politik, Werbung und die Vergnügungsindustrie. In diesem verkrebsten Gewebe gibt es keine Kunst, keine Moral, keine Ästhetik, keine Ethik; nichts außer kleinbürgerlicher Anarchie, die sich zum Weltfaschismus ausweiten möchte. In diesem Zusammenhang muß man auch den Gegenentwurf zur Moderne, den sogenannten islamischen Fundamentalismus begreifen.* Aber auch das kann hier nur erwähnt werden.

Jeder, der sich mit diesen Dingen wirklich ernsthaft beschäftigt, wird dasselbe festzustellen sich gezwungen sehen. Ein solches Defizit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die ja auch eine Raum-Zeit-Ordnung zu sein hat, ob sie will oder nicht, verweist auf ein grundlegendes Defizit a priori: Die kapitalistische Ordnung, basierend auf dem Primat politischer Ökonomie, ist unfähig, die Probleme der Architektur wahrzunehmen, zu erkennen, ihr Fehlverhalten zu korrigieren und „aufzuheben". Mit zunehmender Krisenanfälligkeit verlor sie vollends die *Dolenz*, Kritik von „außen", die grundlegende Kritik: *Die kapitalistische Bauproduktion ist Architekturvernichtung* zu ertragen. Darüber mögen hinwegzutäuschen auch die vielen restaurativen Maßnahmen nicht in der Lage sein, wie sie sich im Erhalten alter Bausubstanzen, in expansiver Denkmalpflege und in einer immer intensiveren Verwertung von Stahl, Beton, Glas oder anderem Material, zeigt.

Wie nun die Chinesen heute Lhasa vernichten, die Russen, Grosny, die Hauptstadt der Tschetschenen, dem Erdboden gleichmachen, die Antagonisten Sarajevo, die Alliierten Dresden eingeäschert haben, so hat die Bauproduktion im Westen mehr architektonische Substanz nach dem Zweiten Weltkrieg vernichtet als dieser selbst. Die gesellschaftliche Erzeugung von Raum und die Deckung von Raum-Bedürfnis durch die Bauproduktion ändert an der Tatsache nichts, daß Bauen im Kapitalismus nur sehr wenig mit dem Wesen von Architektur zu tun hat.

Was ist das Wesen der Architektur?

- Die Architektur ist gebauter Raum und nicht verbaute Umwelt.



- Die Architektur ist verräumlichte Zeit und nicht im Beschleunigungswahn aufgelöste Raumillusion.
- Die Architektur ist als „zweite Natur" die ästhetische Repräsentanz des gesellschaftlichen Leibes Mensch und nicht narzißtische Widerspiegelung der klumpenden Masse Mensch als Appendix der Megamaschine.
- Die Architektur ist der Parergon im Verhältnis von Land (vernaculum) und Stadt (polis).
- Die Architektur ist der Parergon im Verhältnis von Kosmos und Geschichte.
- Die Architektur verbindet parergonal das archäologische mit dem neu zu erbauenden Objekt.

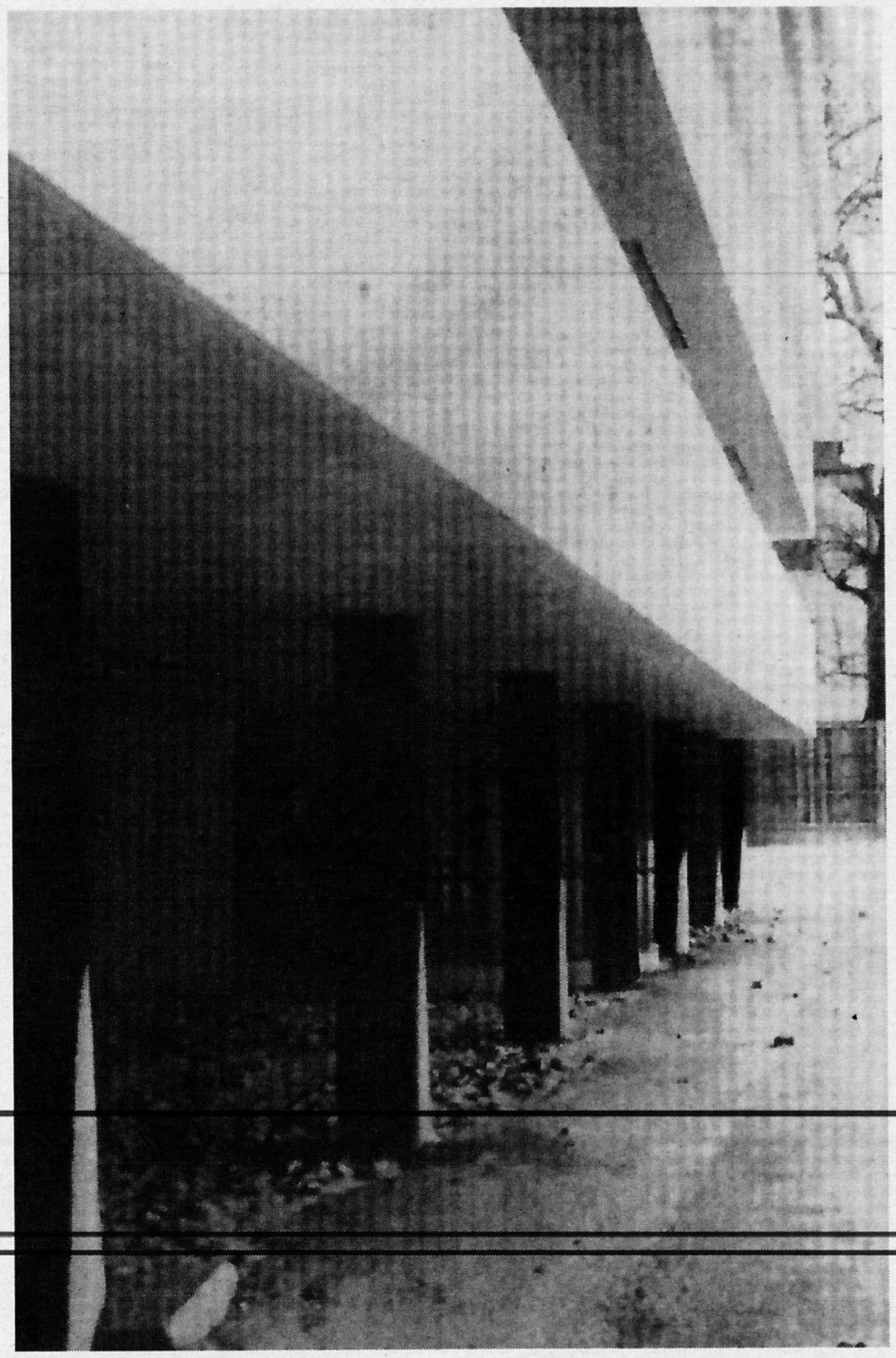
Und was ist die Erscheinung von Architektur heute?

Man möchte am liebsten nicht hinschauen. Neuerbaute Städte, auch von berühmten Architekten gestaltet, wie etwa Brasilia, sind Mausoleen der Kapitalinteressen. Unbewohnbar. In der Sowjetunion hat es überhaupt keine moderne Architektur gegeben, nach der Vertreibung der revolutionären Avantgarde jedenfalls nicht nur Resultate der Bauproduktion.[12]

Architektur, Kunst, Wissenschaft, Liebe, Revolutionen das alles ist nur auf der Grundlage einer *Differenz*[13] möglich, vorab der grundlegenden Differenz von Wesen und Erscheinung. Daß Architektur sei, setzt voraus, daß diese *Differenz* in einem Spektrum von unterschiedlichen Erscheinungen sich ausbreiten könne. Wo Treppen verschwunden sind zugunsten von Vertikalbeschleunigern, Dachböden der unvermeidlichen Ausdehnung von Horizontalen weichen müssen und Küchen ohne Köche und das verbindende Herdfeuer glänzen müssen; Schlafzimmer nach dem Verkaufskalkül eingerichtet sind, daß Wasserbetten sexuell mehr stimulieren als der alte Brutkasten, dort kann nur ein plattes und angepaßtes Menschenwesen gedeihen.

Der Spätkapitalismus ist daran, die Differenz von Wesen und Erscheinung entgültig in Totalitarismus aufzulösen: Das Ganze ist das Unwahre (Adorno), dort noch einmal mehr, wo es sich als diffuse Ununterscheidbarkeit von stereotypen Körpern auszeichnet. Man streicht die trostlosen Lochfassaden wieder bunt an (Aldo Rossi), setzt Säulchen und Bögen vor sie, suggeriert Gliederung und Rhythmus, wo pure Monotonie herrscht. Das alles, was heute an Gestaltung auftritt, ist nichts als Ornament, und Ornament ist bekanntlich Verbrechen (Adolf Loos). Verschleiert wird, daß es „keinen architektonisch gestalteten Raum und keine „freie" Zeit mehr gibt; da sind „Freiräume" noch; die autonome und autochtone Bewegung des Leibes, unabdingbare Voraussetzung, ist pervertiert in mechanische Abläufe, zerlegt in Funktionen. Ja, es gibt beschleunigte Körper. Aber sie folgen nicht den Vogelflügen sondern sie zeichnen den Fall der Steine nach. Eureka!

Nein, wir haben keine Architektur mehr! Gewisse Ausnahmen bestätigen die Regel. Diese Ausnahmen sind an einer Hand herzuzählen: hie und da ein



architektonisch gut gestaltetes Museum; überhaupt dominiert das Museale, die Versteinerung des Erworbenen. Bau-Beispiele aus der ins öffentliche Leben transferierten Kriegsproduktion das ja! Und jenseits der „Megamaschine" ein peripheres Privatleben, im besten Fall romantisch verinnerlicht und narzißtisch besetzt.

Architektur ist das Verhältnis von Grund- und Aufriß zur Fassade

- Der Grundriß „inszeniert" die Bewegung der Gegenstände im Raum; er setzt die handelnden Personen in Szene.
- Der Aufriß erobert den Raum über und unter der Erde.
- Die Fassade ist der primäre architektonische Parergon der Vermittlung von Innen- und Außenwelt; vergleichbar begrifflicher und anschauungsspezifischer Erfassung kontextualer Zusammenhänge: Ob nun der Raum ein fließender oder stockender, segmentierter oder dividierter ist jeweils als Gestalt der gesellschaftlichen Bewegung, wird auch vom Haut-Organ der Fassade abhängen; es ist bereits ein arger Mißbrauch, wenn sich die Fassade nur auf ein Portal hin zusammenzieht und den Raum hierarchisch verdichtet. Architektur ist das Verhältnis von Baukörpern zu Baukörpern, immer als die Wiederspiegelung der Verhältnisse der Menschen zueinander und zu den Dingen, die ihnen lieb und notwendig sind. Architektur ist der KANON aller möglichen – und nicht bloß virtuellen Beziehungen. Architektur ist Grammatik: Grammatik der Bewegung, des Schauens und des Tastens, des Horchens und des Schmeckens, des Riechens und des Fühlens; *dieser Kanon aller Bewegungsformen individuellen und kollektiven Daseins im Zeit-Raum-Kontext geht heute verloren.*

Die Architektur soll auch die souveräne Ordnung von Stadt (artifizielle Welt) und Land (Natur), zweier unterschiedlicher Ordnungsprinzipien, sein: Sie muß befreite Natur, Agrikultur, einer auf Nullwachstum reduzierten technischen Welt gegenüberstellen.

Die Weltkarte zeigt, daß nur dort, wo westlicher und japanischer Koloni-

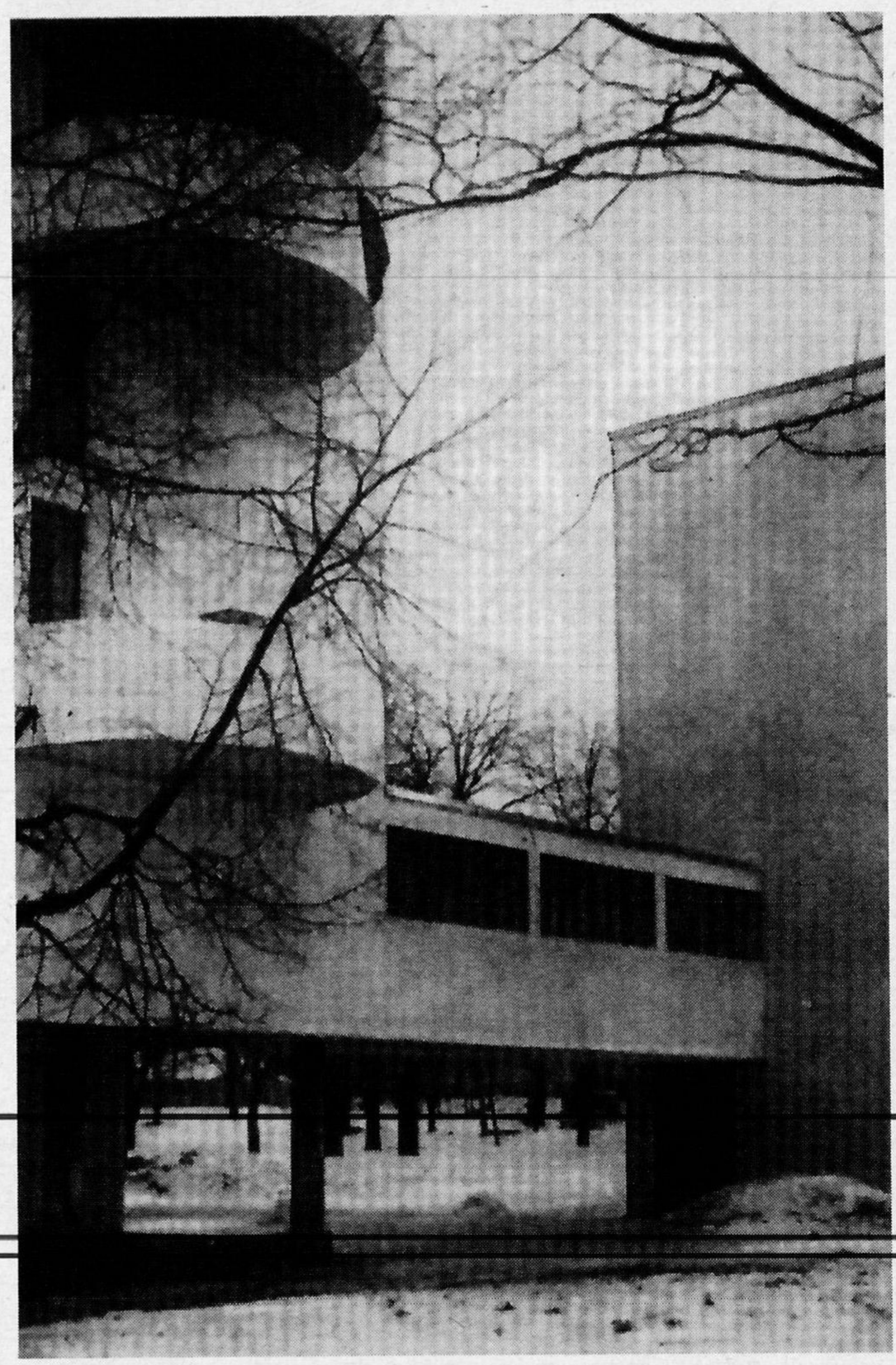
alismus und Imperialismus hingelangt sind, das urbane technisch-zivilisatorische Bauprinzip dominiert. Die Moderne lebt von der technischen Erfindung, aber die künstlerische Avantgarde hinkte immer der politisch-ökonomischen Entwicklung nach. Was die Gesellschaft an Gewalt in die materielle Produktion investiert, stimuliert und simuliert auch die kulturelle Produktion. Mit Wut, Verachtung und Vernichtungswillen reagierten im Westen wie im Osten avantgardistische Künstler auf historisch entstandene Formen, und sie tun es noch. Was ihnen indes nicht gelingt, ist die „Aufhebung" des Hiatus zwischen materieller und kultureller Produktion. Ob nun die ästhetische Qualität von Industriegütern auch das Kunstwerk bestimmen oder das Kunstschöne für die industrielle Produktion gestaltend sein solle die schöpferische Einbildungskraft der Gesellschaft bleibt den Kapitalinteressen unterworfen: Die Reproduktion dominiert die Produktion: vor allem in den repetitiven Formen des Städtebaus.

## Licht-Architektur

*Diese Weltordnung, Kosmos, dieselbige für alle Wesen, schuf weder einer der Götter noch der Menschen sondern sie war immerdar und ist und wird sein lebendiges Feuer, erglimmend nach Maßen und erlöschend nach Maßen.* (Herakleitos; nach Diels, Fragmente der Vorsokratiker, 22 B 30)

Die rote Explosion des Himmels im Sonnenuntergehen; das elektrische Grün der Wiesen vor dem Gewitter; orange Lichtflut im Herbstwald; flirrendes gleißendes Licht im Spiegel des Meeres; silbrige Silhouetten kahler Bäume bei Gegenlicht im Winter; blaue Schattentiefen im Schneefeld: *„Es ist schwierig, im Raum zu verweilen ich kann nicht lange ich selbst sein."* (Bruce Naumann)

In der Natur die andere Seite der Erfahrung der Romantik kann das menschliche Individuum „nicht lange es selbst sein". Es muß die Natur verlassen oder in ihr aufgehen. Der moderne Mensch verläßt die Natur endgültig, um sich in die Stadt als reine „techne" zu flüchten: In ihr herrscht pure Künstlichkeit und nur technoide Konstruktion. Die urbane Zivilisation und ihre Gebilde sind der Uterus der infantilen Regression und Wünsche. Eine Versöhnung von technischer Welt und Natur ist seither nicht mehr möglich; der Hiatus ist nicht aufhebbar oder zu überbrücken; darüber hinwegzutäuschen, versuchen die grün-alternativen Bewegungen. Sie verstärken nichts als den Fluchtwunsch ins Illusionäre und Phantasmatische.



*Die postmoderne romantisch-innerliche Existenz des Künstlers fürchtet sich auf ihrer Reise im Bauch des Wales; Sie fürchtet sich vor der Natur und flüchtet sich in künstliche Welten. Noch immer gilt Hegels Verdikt aus der Phänomenologie: Die Natur ist der Tod, ist dein Feind.*

Diffuse *Katastrophenängste* und pure Warenästhetik verbinden sich zu einer artifiziellen Überlebensgestik der Megalopolis: Aus militantem Kunstlicht und aus Trägerflächen der Reflektionshaut entstehen gigantische Werbeflächen, die als „Kleid" die städtischen Massen umhüllen. Die Ware Kunstlicht macht es möglich; und die ungeheure Akkumulation von Energie akkumuliert zur maßlosen Vergeudung. *Als wäre die Zivilisation in eine große Finsternis geraten, die sie mit allen Mitteln auszuleuchten trachtet.* Der elektrifizierte antike Sonnengott Helios hat den Fortschrittswahn entzündet und die Dunkelheit der Nacht dennoch nicht gebrochen.

## Ein Tempel des Lachens

Wer sich in Wien, vom Flughafen kommend, auf die Stadt zubewegt, fährt an vier, 1896 erbauten, riesigen Gastürmen vorüber. Diese industrie-archäologischen Kolosse dienen heute als Schauplätze multikultureller Ereignisse. Anna Barbara Imhof hat hier als LACH-DESIGNERIN einen TEMPEL DES LACHENS inszeniert. Im Inneren der Gasbehälter herrscht ein sechzehnfaches Echo. Sensoren nehmen die Bewegung der Menschen im Raum wahr und verwandeln sie, auch das Lach-Geräusch (think positive!) in Kunstlicht. „Je froher unsere Gedanken sind, desto mehr Licht erzeugen wir"; ... „Der Tempel, der die Ewigkeit verkörpert, existiert nicht mehr. Das Lachen ist ein Moment und existiert daher als Raum." Wohl nur im Gasometer-Lachgefängnis. Hat Homerisches Gelächter die griechischen Tempelräume konstituiert? Die unbezahlbare Dummheit von Frau Imhof will dies nahelegen.

Einmal mehr beweist sich, wie fest die Ketten sind, die den Massenmenschen an die Megamaschine fesseln und wie ungebrochen „naiv" postmoderne Künstler und verblödete Kunstadministratoren affirmativ wirken. Man müßte sie alle solange in diese Lachgefängnisse einsperren, bis ihnen das eigene Lachen vergeht. Und alles nach außen via Bildschirm übertragen.

## Der Unterschied als Phantasma der Veränderung

*Im strategischen Gesamtkonzept der Postmoderne lassen sich drei Dimensionen unterscheiden: die ästheti-*

*sche, die technologische und die politische Dimension.*

In der ästhetischen Dimension herrscht: niedrig gegen hoch; in der politischen: links gegen rechts; und in der technologischen: digital gegen analogal.

Im Museum für „modern art" in New York zeigte eine Ausstellung mit dem Titel „High and Low", daß die Moderne von diesem Gegensatz durchzogen ist.

Diese Dimensionen der „inszenierten Welt" gelten auch für die Architektur. Auffallend in dieser Dreigliederung der erscheinenden Wirklichkeit, wie in der Politik auch, ist das völlige Fehlen der Vermittlung. An ihre Stelle ist der Befehl, die Anordnung und das Arrangement getreten. Das im Zwei-Klassen-System Getrennte wird synkretistisch wieder zusammengeleimt; die Administration, unter der Herrschaft der Eliten und der politischen Klasse, die Technik als Herrschaftsinstrument und die Warenästhetik besorgen die „Aufhebung" der Unterschiede als affirmativer Schein; die „Differenz" bleibt: Die Inszenierung des Weltraumes erfolgt analog zur Entwicklung des Weltmarktes: eindimensional, unkritisch und zunehmend diktatorisch: Alles deutet darauf hin, wie sehr die Tendenzen, fast ungebrochen, sich auf universellen Totalitarismus zurichten. Im ästhetischen Bereich stehen die „Bildwerte", immer im Gefälle der verschleierten Tauschwert-Gebrauchswert-Differenz, hierarchisch geschichtet: Ganz oben das hohe, erhabene Bild: Das auratisch authentische Werk, zum Beispiel Van Gogh, ist, durch die Mühle der Tauschabstraktion gedreht wie durch einen Reißwolf, wieder zum reinen Gebrauchswert geworden, allerdings nur für die Super-Reichen. Dann folgt die lange Reihe der durch dominante Reproduktionstechniken entwerteten Originale bis zum Bodensatz, dem Kitsch.

*„Die Diktaturen von Hitler, Mussolini, Stalin und Franco förderten nicht die Kunst, sondern den Kitsch, das heißt, einen unwürdigen Sentimentalismus und niedrige Gefühle."* (Vincente Romano)

## Architektur als Verpackungsdesign

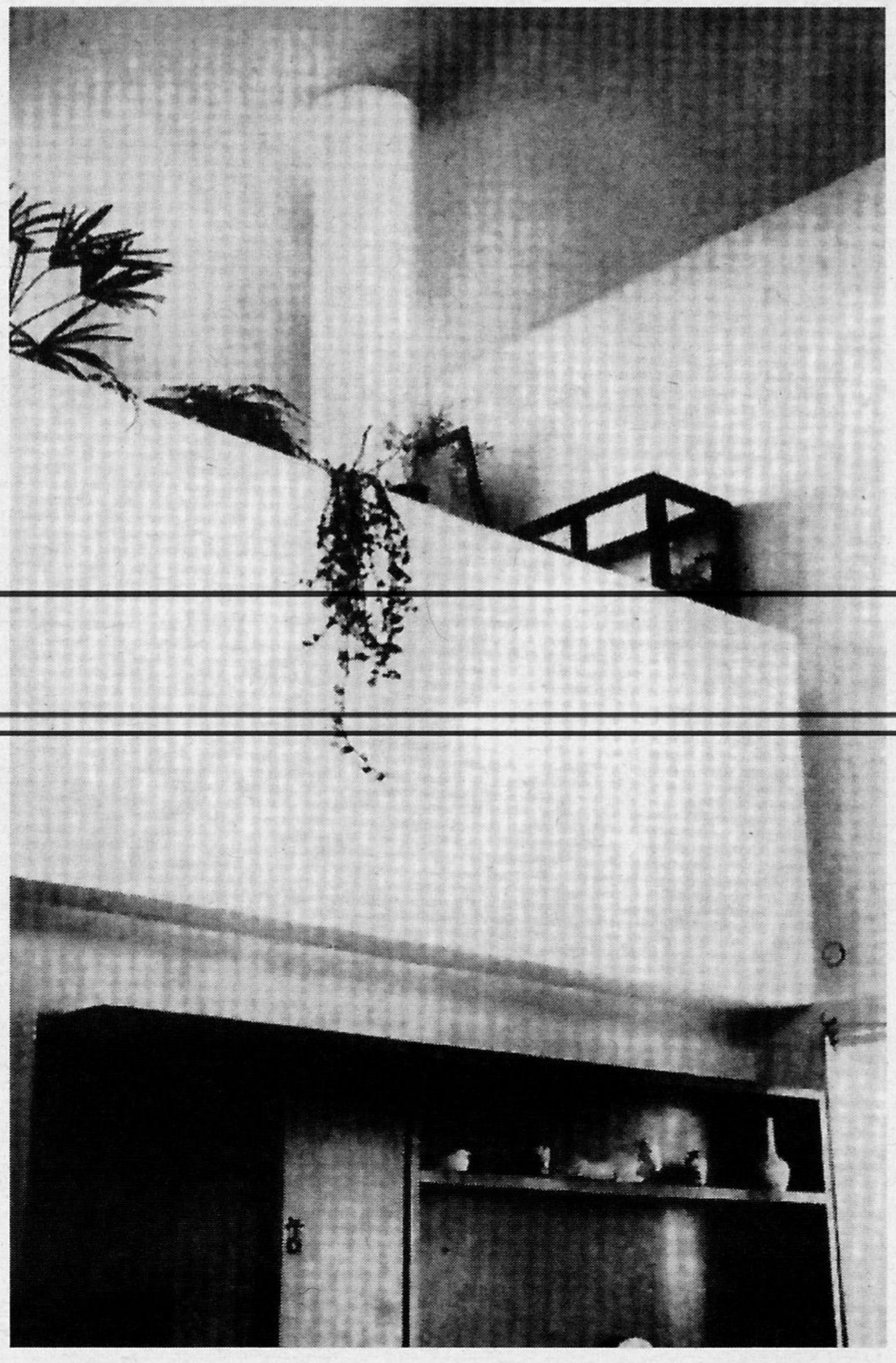
Die Ware Bau liegt in den Händen derer, die im Preiswettbewerb vorne liegen. Dies gelingt nun wiederum weltweit den Japanern. Sie werden die neuen Marktführer auf dem Weltmarkt der Bauproduktion sein. Architektur als Design ist nichts als die Hülle der Kapitalinteressen, Verpackung. Schon heute werben japanische Bauproduzenten damit, daß bei ihnen Architektenkosten nicht mehr anfallen.

Angesichts des ungeheuren Ausmaßes an Verwüstungen durch Bauproduktion, vorab im Bereich des „architekturfreien" Gewerbebaus in Ballungszentren, werden auch hier die Silhouetten des neuen Totalitarismus sichtbar.

Im Preiskampf siegt ein Routinier wie Forster weniger in England präsent als in Deutschland. In England gibt es den Beruf des Architekten ohnehin nicht mehr.

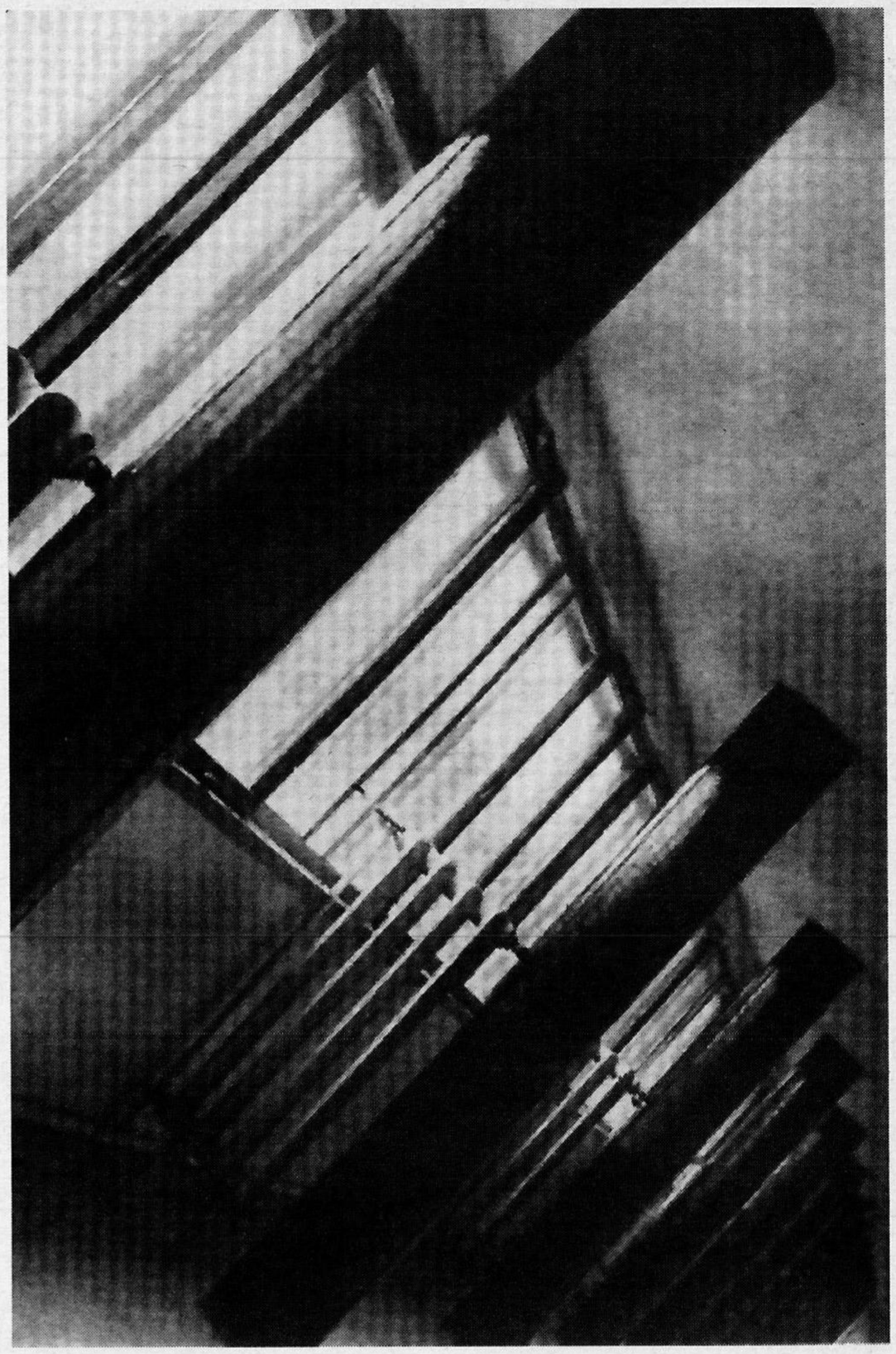
Die Zulassung an der Baubörse in *Spree-Athen*, Berlin, der größte Bauplatz Europas!, gelingt drei oder vier Architektur-Firmen. Der Rest der Architekten und Architekturmacher wird marginalisiert die noch immer schweigende Mehrheit. Bald wird es ihnen gehen wie den Druckern, Zimmerleuten, Werkzeugmachern, Kunsttischlern usw.: umschulen oder stempeln gehen. Friß oder stirb! Freilich werden Schrebergärten bleiben und viele kleine Häuslebauer, die alt-neue Klientel für grün-alternatives Architektur-Entwerfen. Vereinzelte, Singles, sitzen dann fein säuberlich nebeneinander, übereinander, untereinander aufgereiht in ihren gesunden „Privat-Lungen" und im virtuellen Cyberspace: Sie reisen via Internet durch die schlechteste aller Welten.

Die Bipolarisierung der Welt, zumal in ihren peripheren Territorien im Verhältnis zum Zentrum hegemonialer Machtkonzentration, ist ein Exportartikel vorab aus dem Territorium „protestantischer Ethik". Sie erzeugt in den Ländern der EU einerseits eine Politikverdrossenheit im Westen, andrerseits enttäuschte Erwartungen im Osten. Hinzu kommt die Gefahr der Immigration, gepaart mit der Unfähigkeit der schwachen parlamentarischen Verfassung, wirkliche Integrationspolitik zu betreiben. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands hat die neue Hegemonie der Deutschen zumal mit diesen Problemen zu kämpfen, um restaurative Tendenzen durchzusetzen, vorab bei der Errichtung eines Großreichs mit eindeutig zentralistischen Tendenzen. Warum hat Deutschland aus der Geschichte nichts gelernt? Nach der Wiedervereinigung bestand die Möglichkeit, zwei Zentren des politischen Territoriums auszubilden, und damit ein kreatives Spannungsfeld Deutschland: Bonn als Verwaltungszentrum und Berlin als repräsentative Reichsstadt. Statt dessen wird zentralisiert und zubetoniert. Der *Potsdamer Platz*, Europas größte innerstädtische Baustelle, ist ein Musterbeispiel falscher Stadtbaupolitik. Die *Architektur der neuen Ängstlichkeit* wird vom „horror vacui" besessen wie vom Spekulantengeist. Hier wird nur noch geklotzt (Massenkarambolage der *Titanics*). Am Alex-



anderplatz und in der Friedrichstraße dürfen die „Bauwerke“ der weltberühmten Architekten militärisch strammstehen. Und in den Wohncontainer-Anlagen sorgen die „Bataillone vertikaler Fließenleger“ (Buddensieg) für die immergleiche Außenhaut. Im ehemaligen Staatsratsgebäude Berlins ist ab dem 6. April die Ausstellung „Hauptstadtplanung Berlin“ zu besichtigen. ■

Dr. Peter JIRAK ist Philosoph. Er lebt in München und in Italien.



## Anmerkungen

1 Zugabe, Nebenwerk. Da alles Wesentliche in der bürgerlichen Gesellschaft verdrängt wird, hat der Parergon hier die Bedeutung des Rahmens, in dem das Verdrängte als wesentlich erscheint.

2 Vernacular: nicht der Stadt anhängende, dörflich autochtone und autonome Kultur.

3 Haus, Haushalt. Ort der Verteilung der gemeinsam erworbenen Güter und des energetisch Zentrierten, zum Beispiel des Feuers. Ort der „Verteilungsgerechtigkeit“. Dieser Ort war ursprünglich matrilinear und patrilinear; als solcher war er Teil der geheiligten Welt des Privaten, der Ort der „Intimität“. Durch die Herrschaft des Privateigentums wurde dieses Verhältnis profanisiert und pervertiert: Der kapitalistische Staatshaushalt repräsentiert allein den Reichtum der Staatsbürger. Die politische Macht ist ein Kampf um die Verteilung des von allen erarbeiteten Reichtums zugunsten der Klientel der staatsbeherrschenden Parteiung.

4 G. Thompson unterscheidet, im Sinn einer marxistischen Genealogie, civitas und societas.

5 Im wesentlichen vertreten Architekten des organischen Bauens, Bruno Taut, Hermann Finsterlin, Tendenzen, die technische Welt der organischen unterzuordnen.

6 Heute ist die Abwehrtechnik von strategischen Körpern im Weltraum soweit entwickelt, daß auf Infrarotstrahlen geleitete Raketen von Wärmeträgern, vom angegriffenen Flugzeug abgesprengt, abgelenkt werden. Der Strategie der Tarnung folgt auf dem Fuß die neue Rhetorik, wie sie bereits Adorno im Jargon der Eigentlichkeit und in der Negativen Dialektik dargestellt hat.

7 Der Unterschied von Parataxis und Syntax bezieht sich im wesentlichen auf die rhythmische Ordnung vom Körpern im Tanz oder auf die Anordnung von Teilen in einem hierarchischen Aufbau. Zuletzt hat sich Paul Valéry mit der Herkunft der Architektur aus dem Tanz beschäftigt. (Eupalinos, Paris 1927)

8 Obwohl sich in den alltäglichen Kultur- und Lebensformen die syntaktische und grammatologische Ordnung durchgesetzt hat, existieren kryptisch noch immer die parataktischen Bewegungselemente, gibt es den Rhythmus in der alles beherrschenden Welt des Takts und des Taylorismus. Alles Vermittelte ist unmittelbar.

9 Auf die copula und auf ihre *Distributionskraft* kommt es an. Die Bewegungsgesetze in der Natur und in der Gesellschaft sind an sich passiv. Ohne den gesellschaftlichen Willen zur Synthese wirken sie zwar, aber blind. Sie machen die Gesellschaft in fatalistischer Weise abhängig von Kausalität, zum Beispiel von ökonomischen Krisen. Die copula selbst muß aktiv werden. Wie die Architektur die Bewegung der Natur modifiziert, so muß gesellschaftlich kommuniziert werden.

10 Die Architektur, zumal der Städtebau, spricht die Produktionsweise einer Gesellschaft am umfassendsten aus. Alles ist Architektur: die Fabriken wie die Transport- und Verkehrswege, die Kommunikationsanlagen und die Einrichtungen der Dienstleistungen. Dieses gesamte räumliche Geflecht einer Gesellschaft muß aber vorab zeitlich-kollektiv von einer Gesellschaft erfaßt werden, um dann erst den Fachleuten treuhänderisch überantwortet zu werden.

11 Vergleiche Michel Foucaults Vorlesungen vom 21. und 28. 1. 1976 im College de France in Paris.

12 Der russische Konstruktivismus und der italienische Futurismus bekämpften einander zwar politisch, aber sie hatten eines gemeinsam: die Apotheose der Maschine. Lenin wollte von der gesamten Kultur Besitz ergreifen, die der Kapitalismus und die bürgerliche Geschichte hervorgebracht hatten: Sein Modell der Aneignung und Transformation ist das Gesamtkunstwerk. Ließe daraus sich der Sozialismus aufbauen? Trotzki indes bestritt jeglichen Zusammenhang zwischen neuem Stil und neuer Klasse (Proletariat). Lenin versuchte, nach den Ideen T. Campanellas (Città del sole), ein Monumentalprogramm zu initiieren. Große Entwürfe, vor allem von Kasimir Malewitsch, El Lissitzky, Wladimir Tatlin, Nikolai Punin und anderen beeinflußten mehr den Westen als sie in Rußland verwirklicht werden konnten. Sehr rasch unterlag der große Aufbruch der stalinschen Gleichschaltung und Bürokratisierung.

13 Das verzweifelte, ja zwanghafte Suchen nach Identität heute, ist die unmittelbare Antwort auf den Verlust des *anderen*, auf die Eliminierung der Differenz.

# Die wirtschaftliche, monetäre und politische Union

## Was bedeutet sie für Irland?

*Am 23. und 24. Juni 1995 fand im WUK (Werkstätten- und Kulturhaus, 1090 Wien, Währingerstraße 59) ein Symposium zum Thema NATION = NATIONALISMUS? statt.*

*Die Abstimmung über den EU-Beitritt Österreichs fand ziemlich genau ein Jahr vor unserem Symposium statt. Es wäre ein Anlaß, auch diesen Punkt in die Debatte über das Verhältnis von Nation und Nationalismus miteinzubeziehen.*

*Bis zu einem gewissen Grad lassen sich die Auswirkungen unseres Beitritts bereits einschätzen. Wie wird die Entwicklung innerhalb der EU und ihrer Institutionen von den BewohnerInnen eines anderen kleinen Landes gesehen? Wie wirkt sich die EU-Integration in einem Land wie Irland aus, das nun schon einige Jahre Mitglied ist?*

*Anthony Coughlan, Ökonom am Trinity College in Dublin, hat am Symposium teilgenommen. Er ist Sprecher der „National Platform", einer überparteilichen politischen Organisation, welche der EU kritisch gegenübersteht.*

*Hier ein von mir stark gekürzter und frei übersetzter Auszug aus einem seiner Artikel.*

*Anni Donninger*

*Anthony COUGHLAN*

*Eine kritische Analyse über die Vorschläge für die Konferenzeröffnung in Rom, über die wirtschaftliche, monetäre und politische Union.*

### Ein Angriff auf die Nation

Was jetzt im Zusammenhang mit der EU-Integration passiert, ist ein fundamentaler Angriff auf die nationale Demokratie und den Nationalstaat. Man kann ohne Übertreibung von einem Versuch sprechen, das demokratische Erbe der Französischen Revolution von 1789 zu zerstören, welches das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung beinhaltet.

Es ist ein Versuch, eine europäische Föderation zu etablieren, die ein übernationales Staatsgebilde ausmachen soll. Ein neuer Akteur in globalen Angelegenheiten wird ins Leben gerufen. Dieses neue Staatsgebilde würde effektiv im Interesse des „übernationalen Big Business" von den bürokratischen und finanziellen Eliten geleitet werden, welche ihre Gesetze und politischen Entscheidungen hinter geschlossenen Türen treffen. In einer solchen Union würden die einzelnen Nationalstaaten Westeuropas, insbesondere die kleineren und mittleren Staaten, in den Status von Provinzen zurückversetzt werden. Um ihre verlorene Demokratie und Unabhängigkeit zurückzuerlangen, müßten sie von vorne anfangen. „Am Ende auf dem Weg zur EU steht eine Europäische Armee und Polizeimacht." (Bundeskanzler Kohl, 1989)

„Die EU braucht eine militärische Macht in einer möglicherweise feindlich gesinnten Welt von wirtschaftlichen Habenichtsen... In zehn Jahren werden 80 Prozent der wirtschaftlichen und sozialen Entscheidungen in Brüssel getroffen werden." (Jacques Delors, 1989 und 1990)

In Irland hat die Fine Gael Partei im November ein Dokument unterzeichnet, in dem sie sich in die „Föderale Konstitution für eine Europäische Union" der Christlich-Demokratischen Parteien eingliedert. Fine Gael ist also die erste Partei Irlands, deren Politik offen auf die Zerstörung des irischen Staates setzt sowie für sein Aufgehen in einen größeren multinationalen Bundesstaat. In diesem haben eindeutig Nicht-Iren das Sagen.

### Transnationale gegen die nationale Demokratie

Der Wunsch der transnationalen Firmen besteht darin, noch mehr Druck zur Formierung einer Westeuropäischen Union auszuüben. Dadurch könnten sie sich der Kontrolle der nationalen Regierungen eher entziehen. Die Regierungen sind ja den nationalen Parlamenten und den Wählern gegenüber verantwortlich. Für diese geschäftlichen und finanziellen Interessen des „Business" bilden die Laissez-faire-Prinzipien des Vertrags von Rom den idealen Rahmen für die Profitmaximierung auf westeuropäischem Niveau, bei einer minimalen Intervention der demokratischen Kräfte, welche breitere soziale Interessen aufrechterhalten wollen.

Der Vertrag von Rom ist historisch gesehen der erste, der sich offen ausschließlich auf die Interessen des „Big Business" beruft – ohne das geringste demokratische Instrumentarium. Die Schaffung einer europäischen Wirtschafts- und Währungsunion würde die Herrschaft einer europäischen Zentralbank über das Wirtschaftsleben Westeuropas etablieren, welche den Kredit- und Geldbedarf der ganzen EU unter ihre Kontrolle bringen würde. Die nationalen Regierungen und Politiker würden somit ausgeschaltet. In Europa würde eine wirtschaftliche Herrschaft der Zentralbanker entstehen, – eine Art von Finanzfeudalunion.

Wenn dem Vertrag von Rom (der inoffiziellen EU-Konstitution) noch eine europäische Wirtschafts- und Währungsunion hinzugefügt wird, würde er fast alle traditionellen politischen Instrumente schwächen oder

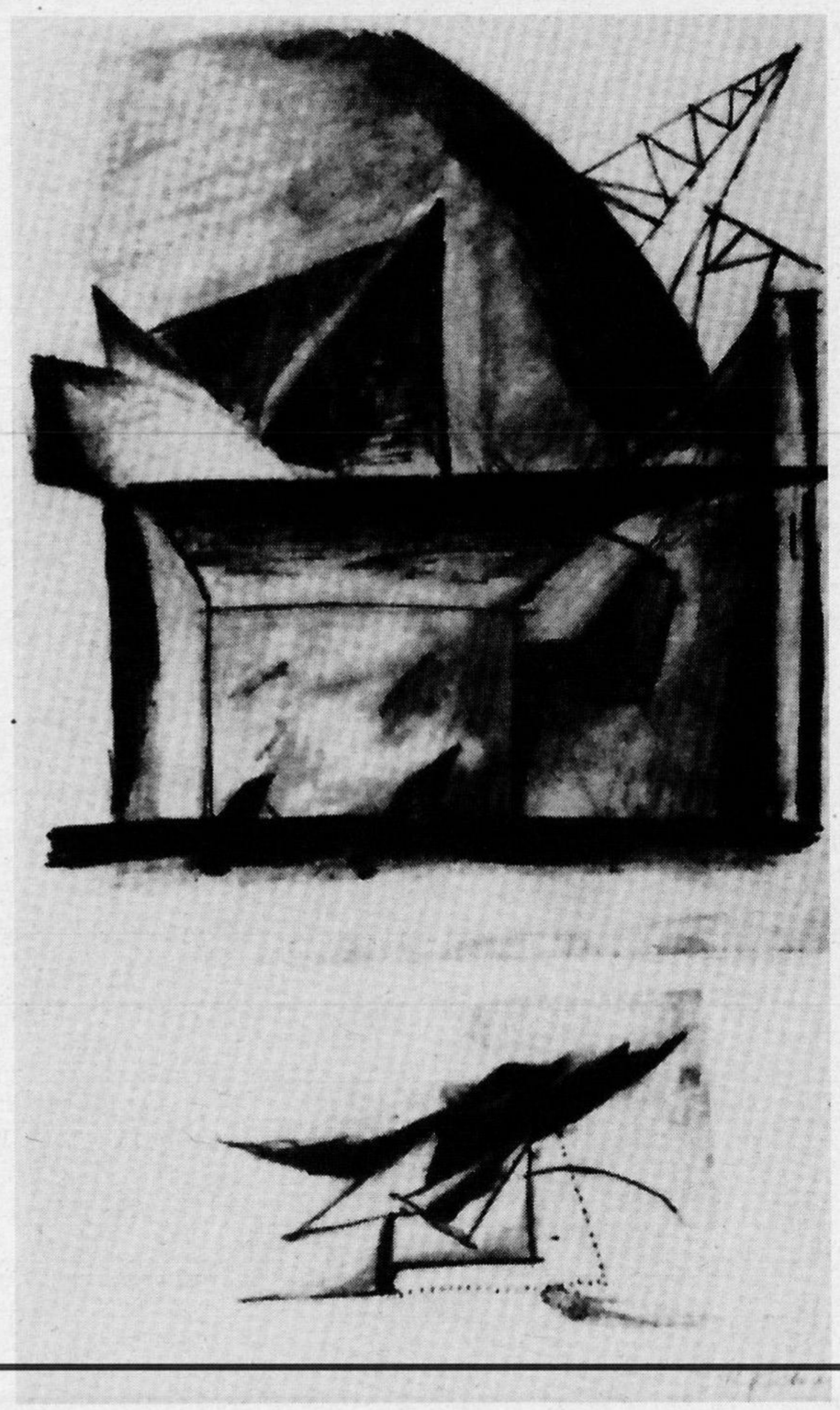
außer Kraft setzen. Gemeint sind Tarife, Quoten, Investitionen und unabhängige Verträge zum Außenhandel (um den Güteraustausch zu beeinflussen), staatliche Hilfen und der Ausbau des öffentlichen Sektors, und der Ausbau der Arbeitsplätze, die Förderung der regionalen Entwicklung, die Kontrolle der Geldreserven, die Kreditraten sowie die Möglichkeit, die Wechselkursrate der nationalen Währung zu beeinflussen.

Viele Menschen wünschen gerade eine eigenständige Regierung, um das erwähnte Instrumentarium zum Wohle der nationalen Gemeinschaft sinnvoll zu nützen.

### Der Nationalstaat als Basis der Demokratie

Der Nationalstaat hat sich historisch als der prinzipielle Mechanismus entwickelt, durch den die Menschen eine gewisse Kontrolle auf die Kapitalprofite ausüben und gesellschaftliche Investitionen durchgesetzt werden konnten. Der Nationalstaat tut dies entweder eigenständig oder in Zusammenarbeit mit anderen Völkern. Er ist die Basis für eine stabile politische Demokratie, denn nur auf nationaler Ebene kann es ausreichende Solidarität, gegenseitiges Interesse und Identifizierung geben. Es dauerte Jahrhunderte, damit sich eine solche Solidarität auf nationaler Ebene entwickeln konnte. Diese Solidarität basiert gewöhnlich auf der Existenz einer gemeinsamen Sprache, einer gemeinsamen Geschichte sowie allen möglichen Arten von gemeinsamen Institutionen und Traditionen, einer gemeinsamen Regierung etc. Jeder Bewohner verfügt somit über eine Stimme, mit der jene gewählt werden, die unsere Gesetze machen. Es ist also unmöglich zu erkennen, was die Einwohner Deutschlands, Hollands, Frankreichs etc. motivieren könnte, sich eher als Europäer denn als Deutsche etc. zu sehen, sodaß sie die ärmeren Iren, Griechen und Portugiesen finanziell unterstützen wollten. Und es ist unmöglich zu erkennen, welche Motive solche Identifikationen und Solidaritäten in der nächsten Zeit bringen könnten. Dies ist der Stein des Anstoßes, an dem das Projekt einer stabilen übernationalen EU-Föderation möglicherweise zerbrechen wird: Es fehlt an einer soliden demokratischen Basis.

Insbesondere sollten die Iren in der Lage sein, die entsprechenden demokratischen Prinzipien zu schätzen, denn während wir Mitglied des UK im 19. Jahrhundert waren, wurden wir vom Westminster-Parlament aus regiert. Damals verfügte Irland über 105 von 600 Repräsentanten. Aber das irische Volk hielt diese Regelung keineswegs für demokratisch. Die Interessen Irlands unterscheiden sich radikal von jenen der Engländer, Schotten etc., so, wie sie sich jetzt von jenen der Franzosen, Deutschen und Griechen unterscheiden. Deswegen kann die EU nicht „wirklich" demokratisiert werden, selbst wenn das EU-Parlament in eine Legislative verwandelt würde. Sogar in dieser Situation würden sich unsere Interessen bedeutend von jenen der großen Mehrheit unterscheiden. Von Irlands Standpunkt aus würde ein EU-Parlament unsere Situation im Vergleich zum 19. Jahrhundert bestimmt verschärfen. Wir verfügen nur über 15 Stimmen von 518 des EU-Parlamentes. Damals verfügten wir immerhin über 105 von 600.



*W. Fidman, Tempel „Treffpunkt der Völker", 1919. Entwurf (Fassade, Plan)*

Auch wenn das Projekt einer EU-Föderation gelingt, ist zu erwarten, daß die „nationale Frage" zu einer Schlüsselfrage der westeuropäischen Politik wird. Die Perspektive der Völker sollte nicht darin gesucht werden, sich aus der EU zurückzuziehen. Allerdings können sich die internen Spannungen und Widersprüche so steigern, daß dieses Gebilde von sich aus auseinanderbricht. In diesem Prozeß könnte Irland seine Demokratie und Unabhängigkeit gemeinsam mit anderen Ländern wieder weiterentwickeln.

Es ist wahrscheinlich, daß „große Nationen" wie Deutschland, Frankreich und England im Mittelpunkt der Interessenskonflikte stehen werden. Es wird sicher zu unvermeidlichen Reaktionen kommen, die sich gegen die EU-Supernationalisierung und Zentralisierung richten. Internationale Föderationen bzw. Staatenbünde sind größtenteils Schöpfungen des 20. Jahrhunderts. Fast alle dieser Gebilde, wie zum Beispiel die frühere UdSSR und Jugoslawien, haben jetzt instabile Grenzen und starke Unabhängigkeitsbewegungen innerhalb ihrer nationalen Einheiten. Dennoch zeichnen sich diese erwähnten Staatenbünde durch eine weit größere innere Stabilität und Demokratie aus sowie durch lang etablierte Staatsgrenzen, als es die EU jemals anstreben kann. Die gegenwärtigen Erfahrungen stellen die Zielsetzungen der EU weitgehend in Frage. Wenn aber in den nächsten Jahrzehnten die europäische Wirtschafts- und Währungsunion entstehen soll, wird die Demokratie ihrer Mitgliedsländer – insbesondere der kleineren – auf eine harte Probe gestellt. Man kann also mühelos feststellen, daß heute sogar „multinationale Einheitsstaaten" unter Druck stehen. Als Beispiele wären Schottland in Bezug auf England und das Baskenland gegenüber Spanien erwähnenswert.

### Groß oder reicher ist keineswegs besser!

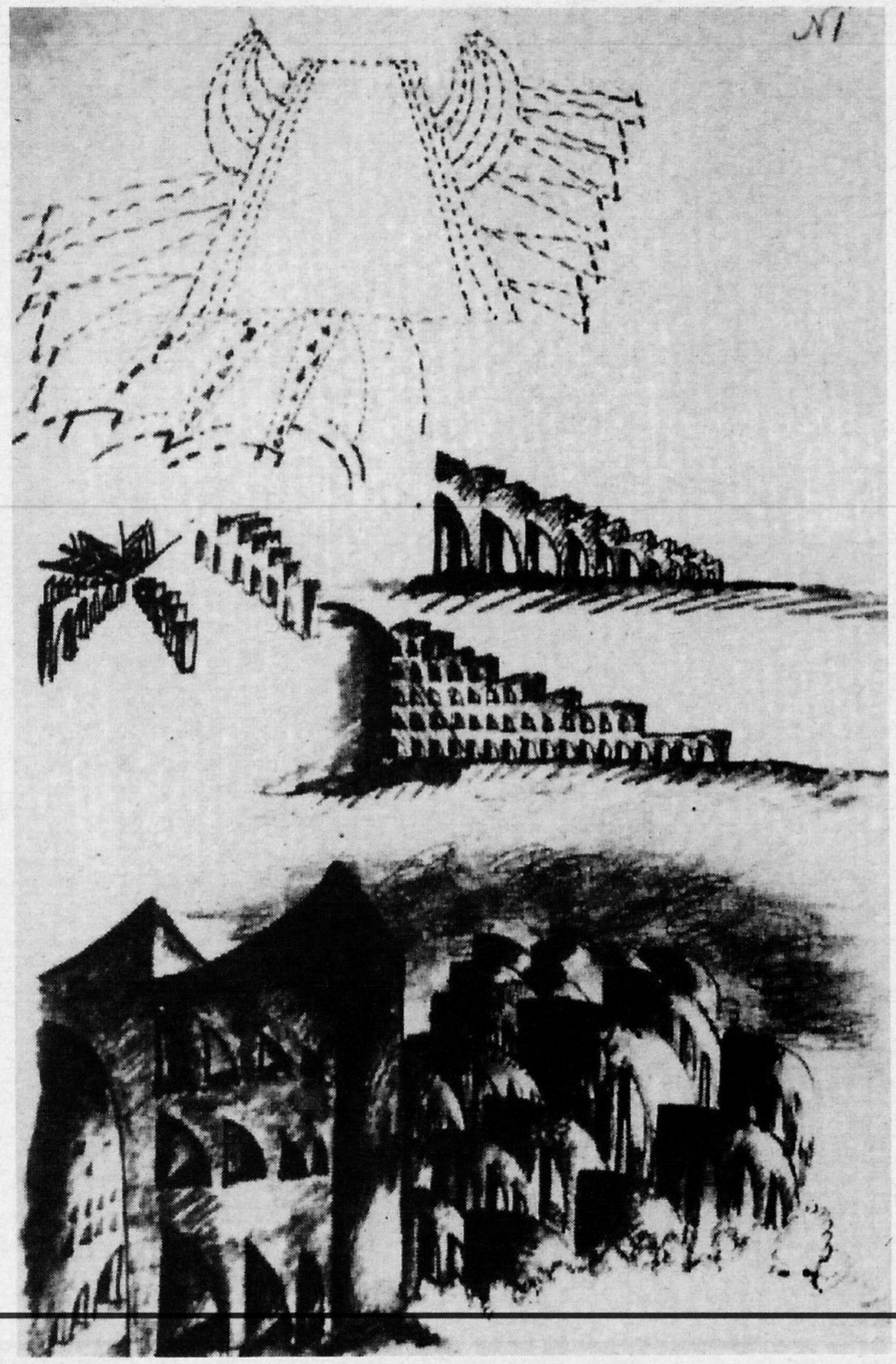
Die Mitgliedschaft in der großen Wirtschaftsgemeinschaft EU ist keine Garantie für einen wirtschaftlichen Erfolg. Man braucht sich nur die unterentwickelten Gebiete innerhalb der USA oder der UdSSR vor Augen zu halten. Amerika hat seine Nord-Dako-

tas, genauso wie Irland seine Mayos hat. Einige der reichsten Länder Europas – jene mit den höchsten Wirtschaftsraten, dem höchsten Lebensstandard und der niedrigsten Arbeitslosenquote sind Länder wie Norwegen, Finnland, Schweden, Österreich und die Schweiz. Diese haben eine durchschnittliche Arbeitslosenrate von 4 Prozent. Jene der EU macht dagegen 11 Prozent aus. Natürlich strebt das Großkapital der genannten Länder aus den bereits erwähnten Gründen ebenfalls in die EU. Aber das will nicht heißen, daß die Arbeiterbewegung dieser Länder davon einen Vorteil hat. Wir können davon ausgehen, daß die durchschnittlichen Bewohner keine Ahnung haben, was die EU für sie bedeutet.

## Die Arbeiterbewegung und die EU-Integration

Die Arbeiterbewgung und die Sozialdemokratie haben dem Druck für die EU-Integration nachgegeben. In diesen Parteien ist es Tradition geworden, die strategischen Interessen und die Politik des Großkapitals mitzutragen. In 8 von 12 Mitgliedsstaaten der EU identifiziert sich die Arbeiterklasse seit langem mit den früheren Kolonialreichen bzw. mit den traditionellen Regierungseliten.

In einem Land wie Irland dagegen, das historisch gesehen ein „underdog" war, hat die irische Arbeiterbewegung durch ihre mangelnde Position in bezug auf die nationale Frage die Verteidigung der nationalen Souveränität kampflos den Mittelklassen überlassen. Innerhalb der Arbeiterbewegung kam es zum Gegensatz zwischen einem „engstirnigen Nationalismus" und einem positiv besetzten Internationalismus. Meiner Meinung nach ist eine solche Position politischer Unsinn. Richtig verstandener Internationalismus steht für das Recht auf Selbstbestimmung und Souveränität. Man kann nicht von Internationalismus sprechen, ohne daß es Nationen „dazwischen" – „inter" – gibt. „Internationalismus" und „Nationalismus" schließen einander in diesem Sinn keineswegs aus. Würde sich die Arbeiterbewegung für die Verteidigung der nationalen Demokratie und Souveränität einsetzen – und diese Frage zu einem Schwerpunkt ihrer Politik machen – dann würde sie auch Unterstützung von Schichten bekommen, die weit über ihre traditionelle Anhängerschaft hinausgehen. Dadurch könnten die konservativen Kräfte als „anti-national" in die Defensive gebracht werden.



*W. Fidman, Tempel „Treffpunkt der Völker", 1919. Entwurf (Plan, Details)*

## Kontrolle der Transnationalen?

Viele Leute in der Arbeiterbewegung rationalisieren ihre politische Schwäche und Verwirrung über die nationale Frage und ihre opportunistische Unterstützung für die EU-Integration, indem sie argumentieren, daß das moderne Großkapital über den Nationalstaat hinausgewachsen sei und daß man große politische Einheiten wie die EU brauche, um das Großkapital zu kontrollieren. Dagegen könnte man genauso gut sagen, daß der Nationalstaat über das Großkapital hinausgewachsen ist. Das Großkapital hat normalerweise enge Verbindungen mit der Regierung jenes Staates, wo es sein „Hauptquartier" aufgeschlagen hat und wo der Großteil seiner Aktionäre sitzt.

Auch wenn europäische Firmen in Wirklichkeit transnationale sind, mit Branchen, Aktionären und Investoren in vielen Ländern, so gehen ihre „Aktionen" oft weit über Staatsgrenzen hinaus und haben in Wirklichkeit oft eher globalen als regionalen Charakter, sodaß sie sowieso nicht auf europäischer Ebene kontrolliert werden können. Will man in irgendeiner Form gegen das Großkapital vorgehen, so sind Aktionen auf nationaler und internationaler Ebene gefragt. Die internationalen Kooperationen, die hierfür notwendig sind, gehen weit über die Grenzen der EU-Länder hinaus und betreffen (fast) alle UNO-Mitgliedsstaaten.

Ein weiteres Argument der EU-Anhänger ist die angebliche Notwendigkeit einer großen Wirtschaftsmacht in Westeuropa, damit diese besser in der Lage ist, mit den USA und Japan zu konkurrieren. Dieses Ziel liegt durchaus in den Interessen des „transnationalen Big Business", welches große Erwartungen in eine Festung Europa setzt.

Dies ist die Basis eines absurden „EU-Supranationalismus" mit einer eigenen Flagge, Olympischen Spielen, einem EU-Paß etc. Die traditionell entstandene Symbolik von echten Nationalgemeinschaften wird auf diese Weise künstlich kopiert.

Es ist natürlich möglich, daß die Entwicklung von solch großen politischen Einheiten dem hellenistischen Zeitalter des Kapitalismus entspricht. Aber es ist auch sinnvoll, zu bedenken, daß die Entwicklung einer neuen kapitalistischen Supermacht zu Handels- oder zu ganz gewöhnlichen Kriegen führt. Diese neue Situation bringt je-

denfalls mehr politische Instabilität als je zuvor.

### Eine Chance für die Linke

Der Vertrag von Rom, die Verfassung der EU, ist die erste Verfassung in der Geschichte, die ausschließlich den Interessen des Großkapitals entspricht, ohne jedes demokratische Element. Seine Laissez-faire-Prinzipien machen aus ihm einen Vertrag gegen den Sozialismus. Demokraten kennzeichnen sich durch den Wunsch, soziale Kontrolle auf das Kapital auszuüben. Diese Kontrolle kann nur auf staatlicher Ebene geschehen. Das transnationale Kapital tut alles, um sie zu verhindern. Aus diesem Grund woll(t)en die Vertreter des „Big Business" der EFTA-Länder unbedingt der EU beitreten. So können sie sich der Kontrolle ihrer demokratischen und fortschrittlichen Bewegungen entziehen.

Wenn die Strategie des derzeitigen europäischen Großkapitals in einer Erosion des Nationalstaates und einer Zerstörung der demokratischen Möglichkeiten der nationalen Regierungen und Parlamente besteht, wäre es nicht die logische Folgerung, daß die Strategie der Sozialisten und der Arbeiterbewegung in der Verteidigung des Nationalstaates gegenüber dem Druck der EU-Integration bestehen müßte?

Sollte es nicht für Sozialisten aller Länder – umso mehr für Marxisten – eine wesentliche Aufgabe sein, solche Bewegungen zu initiieren? Es kann sicherlich kein besserer Weg für die europäische Linke gefunden werden, sich von ihrer derzeitigen Verwirrung und Schwäche zu erholen, als einen Kampf für die Wiederherstellung der nationalen Demokratie gegenüber der EU zu führen.

Dies stimmt sowohl für deutsche als auch für irische Sozialisten. Auf diese Weise werden sie fähig sein, ihre kapitalistischen und Regierungs-Eliten in die Defensive zu drängen, weil diese einen „Ausverkauf" ihrer jeweiligen Länder betreiben. Die Linke könnte so wieder Einfluß auf weite Teile der Bevölkerung gewinnen.

Was hält die Linke von einer solchen Strategie ab? Der Hauptgrund ist in den meisten Ländern eine traditionelle außenpolitische Zusammenarbeit mit konservativen Parteien und ihr Arrangement mit den imperialistischen herrschenden Klassen in solchen westeuropäischen Ländern, die früher Kolonialmächte waren. Für die Politiker dieser Länder, die sich von der Großmachtsphantasie ihrer Eliten anstecken ließen, bietet die EU eine Möglichkeit, an ihrem Großmachtstatus teilzuhaben. Dies erklärt, warum EU-Länder, in denen es bereits eine starke Anti-EU-orientierte Öffentlichkeit gibt – Dänemark, Griechenland und Irland – Länder ohne jede imperialistische Tradition sind.

Wenn die Linke und die Arbeiterbewegung in den EU-Staaten nicht versuchen, die Unabhängigkeit ihrer Länder zurückzugewinnen, kann man/frau sicher sein, daß andere Gruppierungen, die politisch etwas anders orientiert sind, diese Aufgabe übernehmen werden. Wir sollten uns an frühere Versuche der Einigung Europas (oder seiner Teile) erinnern, wie an das Römische Reich, an das Heilige Römische Reich sowie an die Imperien Napoleons und Hitlers: Alle diese Gebilde brachen wieder in ihre nationalen Teile auseinander. Es besteht kein Grund zu glauben, daß die EU nicht ein ähnliches Schicksal erleiden könnte.

*W. Fidman, Tempel „Treffpunkt der Völker", 1919. Entwurf (Plan und zwei Perspektiven)*

Zum Abschluß sollen noch einmal die wichtigsten Punkte einer wünschenswerten Strategie der Linken zusammengefaßt werden:

1. Anstreben einer realen europäischen Integration, welche die 34 Staaten eines „gemeinsamen europäischen Hauses" (Gorbatschow), also jener Staaten beinhaltet, die sich an der zweiten Helsinki-Konferenz beteiligt haben.

2. Organisieren eines maximalen nationalen und übernationalen Widerstands gegenüber einer weiteren Erosion der Demokratie durch die Übertragung der gesetzgebenden Macht an Brüssel, besonders in einer Wirtschafts- und Währungsunion.

3. Information über die bereits erfolgten Auswirkungen des Vertrags von Rom und des Single European Act auf die Legislative der betroffenen Länder, deren Bedeutung und Konsequenzen generell nicht richtig eingeschätzt werden.

4. Entwicklung einer neuen politischen und agitatorischen Strategie, die den Transnationalen eine soziale Kontrolle auferlegen soll, sowohl innerhalb der EU, als auch grenzüberschreitend innerhalb verschiedener internationaler Organisationen. Eine Möglichkeit dafür wäre eine übernationale Kampagne für eine internationale Handelssteuer für die transnationalen Firmen. Diese sollten auch die Kosten für die globalen Umweltschäden übernehmen. ■

Dr. Anthony COUGHLAN ist Ökonom am Trinity Collage in Dublin.

# Die Zerschlagung des Zementgiganten Aget-Iraklis

*Günther KLODNER*

*Zum Unterschied vom berühmten Filmvorbild hat ein griechisch-italienischer Wirtschaftsclan zwar nicht seine Feinde lebendig eingemauert, sonst aber fast kein Delikt ausgelassen, das nach griechischem Recht strafbar ist: Von Beamten- und Politikerbestechung, Verschwindenlassen von Gerichtsakten, schwerem Betrug bis zur Fälschung von Bilanzen findet man praktisch kein Verbrechen der modernen Wirtschaftskriminalität, dessen sich diese feinen Herren mit offensichtlicher Deckung von höchster Stelle nicht schuldig gemacht haben. Einem Bankdirektor, der offensichtlich zu viel wußte, ging es an den Kragen: Er wurde von der Terrororganisation „17. November" ermordet.*

So wie alle Geschichten, wobei es sich im vorliegenden Fall um die geradezu unvorstellbare Bereicherung durch Firmeninhaber, Banker, Politiker und deren Helfershelfer handelt, beginnt es auch hier mit einem ironisch anmutenden „Es war einmal" im Jahr 1981.

Es war einmal eine griechische Industriellenfamilie namens Tsatsi,die offensichtlich nicht genug kriegen konnte, obwohl sie das größte Zementwerk Griechenlands, eine nicht unbeträchtliche Handelsflotte und industriell genutzte Grundstücke riesigen Ausmaßes besaß. Was lag daher näher, als sich durch geschickte Tricks, bei denen die neue PASOK-Regierung unter Papandreu und die von ihr propagierte EU-Begeisterung eine zentrale Rolle spielte, zunächst bei der Regierung als Bittsteller anzubiedern, um auch etwas aus den laut damaliger Regierungspropaganda goldenen EU-Töpfen zu bekommen. Also wurden die für die Fortführung und Erneuerung vor allem des Zementwerkes notwendigen Investitionen einfach nicht durchgeführt, und durch verschiedene bilanztechnische Manipulationen wurde aus der blühenden Industrieholding plötzlich ein sogenanntes „problematisches Unternehmen", also eines jener griechischen Unternehmen, das aus wirtschaftspolitischen Gründen wegen seiner enormen Wichtigkeit durch den Staat weitergeführt werden sollte, selbstverständlich nach einer mehr als fürstlichen Entschädigung für die ehemaligen Eigentümer. Damit war nun der erste Schritt in dieser wahrhaft griechischen Tragödie gemacht.

Von Anfang an gab es freilich Stimmen, die meinten, daß es sich bei der Darstellung der finanziellen Situation des Unternehmens um einen üblen Betrug handelte, weil es ja kaum zu glauben ist, daß ein wirtschaftlich blühendes Unternehmen, das jahrelang schwarze Zahlen schrieb, faktisch von einem auf den anderen Tag konkursreif wird. Da sich die Stimmen zu einem mittleren Orkan entwickelten, war nun die PASOK-Regierung in Berücksichtigung der öffentlichen Meinung gezwungen, den ehemaligen Eigentümern mit einem Gerichtsverfahren zu drohen, falls es sich tatsächlich als wahr erweisen sollte, daß es zu Manipulationen in den Bilanzen gekommen sei. Aus der Drohung wurde schließlich Ernst. Seltsamerweise verschwanden beim Gerichtsverfahren gegen die Familie Tsatsi Teile der Gerichtsakten. Der Prozeß, der sich über längere Zeit hinzog, endete schließlich mit einem Freispruch für die Tsatsi. Wobei zahlreiche Fragen, vor allem hinsichtlich ihrer Mitschuld der Tsatsi bei der Verfertigung der katastrophalen Bilanzen, derentwegen es überhaupt zur Übernahme des Unternehmens durch den Staat kam, ungeklärt blieben.

## Die Verstaatlichung der Aget

In der nächsten Etappe, seitens des PASOK-Vorsitzenden Papandreu vollmundig als Phase der „Vergesellschaftung" der Schulden des Unternehmens bezeichnet, wurden die von den Tsatsi so sträflich und mit voller Absicht unterlassenen Investitionen nachgeholt und zugleich wurde der nächste Schritt, nämlich der Gang an die Börse mit der auf Staatskosten sanierten und deshalb für die potentiellen Käufer wieder als Paradeunternehmen firmierenden Aget-Iraklis vorbereitet.

## Die Bewertung der Aget

Selbstverständlich hatten die Tsatsi, die sich nun im Management des Unternehmens befanden, noch immer ein gewichtiges Wörtchen mitzureden, was die Bewertung des Unternehmens, den Börsengang und vor allem die Entschädigung in Form eines Aktienpaketes für ihre früheren Eigentümerrechte betraf. Damit aber die Verantwortung für den ganzen Schurkenstreich nicht an der ach so fortschrittlichen PASOK-Regierung hängen bliebe, wurde von dieser eine englische Beratungsfirma beauftragt, den Firmenwert nach einem angeblich international anerkannten Bewertungsverfahren festzustellen. Wie man jedoch aus einschlägigen Erfahrungen, etwa auch in Österreich, mit solchen „objektiven Bewertungsverfahren" weiß, sind derartige Beratungsfirmen oft der verlängerte Arm irgendwelcher Interessenten im Ausland, die dann plötzlich wie der Phönix aus der Asche auftauchen und lauthals verkünden, daß sie das Unternehmen zu dem festgestellten Preis sofort übernehmen möchten. Fast überflüssig zu erwähnen, daß dieser Preis zumeist nur einem Bruchteil des wahren Firmenwertes entspricht.

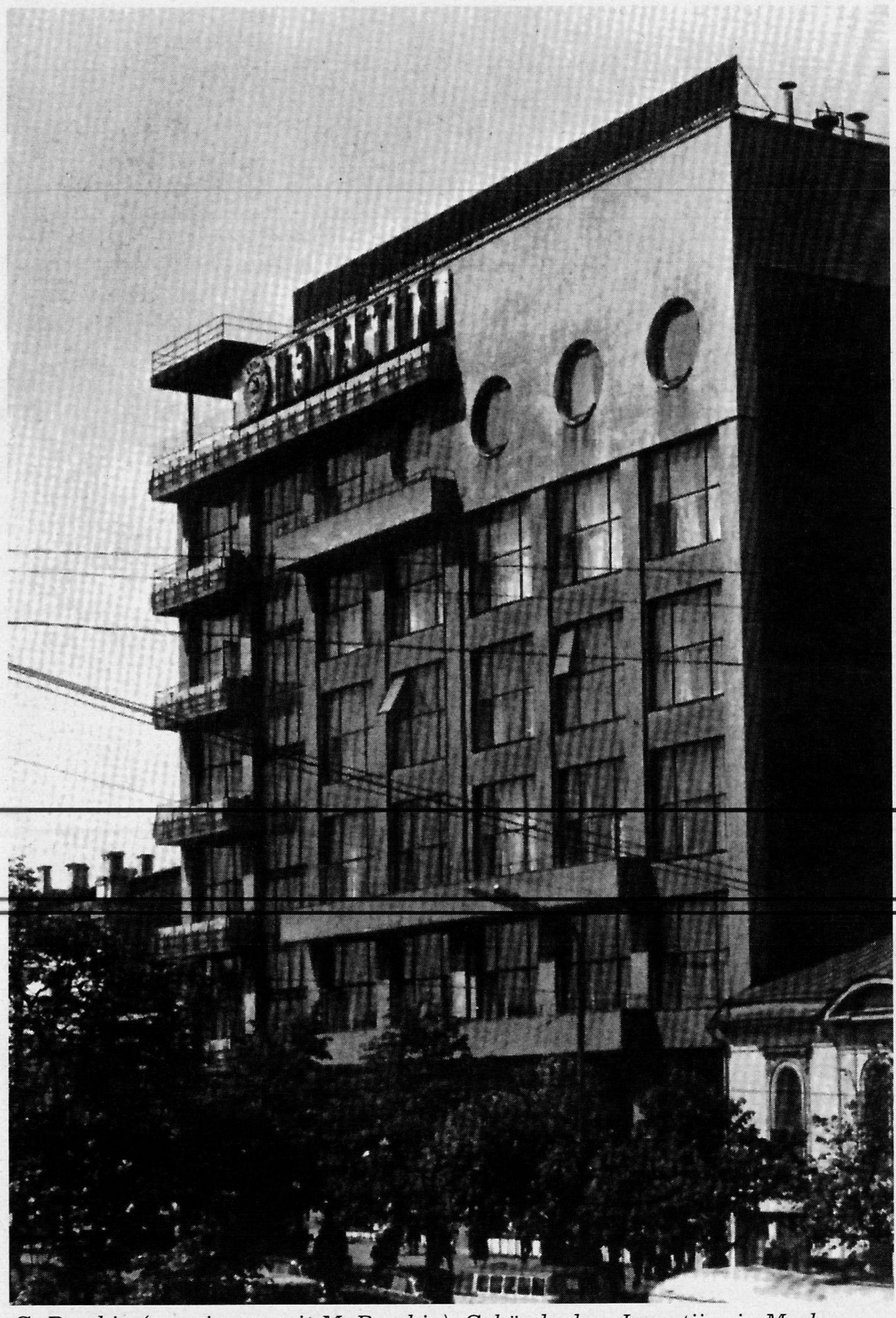
Und genau so spielte es sich auch hier ab. Das Unternehmen wurde auf abenteuerliche Weise plötzlich mit einem Betrag bewertet, der allenfalls etwa 10 bis 15 Prozent seines tatsächlichen Wertes entsprach. Dabei ist die wirtschaftliche Bedeutung der Aget-Iraklis auch von der englischen Beratungsfirma City Corp in einem Gutachten aus dem Jahr 1987 hervorgehoben worden. Wörtlich wurde dazu festgestellt: „Die Holding Aget-Iraklis ist eines der führenden Industrieunterneh-

men Griechenlands. Was das Zementwerk in Milaki betrifft, so handelt es sich hiebei um das vermutlich rentabelste Zementwerk in der ganzen Welt(!).“

Deutlicher kann man es eigentlich gar nicht mehr ausdrücken. Das Traurige dabei ist nur, daß dann dieselbe Firma, die im Auftrag der PASOK-Regierung arbeitete, die Unverfrorenheit besaß, den Firmenwert mit nur 25 bis 30 Milliarden Drachmen (etwa 1,2 bis 1,5 Milliarden Schilling) festzusetzen. Dieser Betrag entsprach unter Berücksichtigung der offiziellen Geldentwertung von etwa 91 Prozent bis zum Jahre 1992 einem Betrag von etwa 100 Milliarden Drachmen.

## Der wirtschaftliche Stellenwert der Aget für Griechenland

Auf Basis seriöser Schätzungen, von griechischen Ökonomen vorgenommen, die mit dem ganzen anrüchigen Bewertungsverfahren der City Corp nichts zu tun haben wollen, ist der Wert des Industriegiganten jedoch mit gut 300 Milliarden Drachmen anzusetzen, also einem Vielfachen des Wertes, der für die Festsetzung des Aktienpreises diente.



*G. Barchin (gemeinsam mit M. Barchin), Gebäude der »Iswestija« in Moskau, Gesamtansicht. 1925-1927*

Daß es sich hiebei keineswegs um Erfindungen irgendwelcher Ökonomen handelte, die sich nur wichtig machen wollten, ist vor allem dann ersichtlich, wenn man folgende, den Zementgiganten betreffende Daten kennt:

1. Er ist der weltweit größte Zementexporteur. Griechenland nimmt dadurch die zweite Stelle nach Japan als weltweit größtes zementexportierendes Land ein.

2. Die Aget-Iraklis verfügt über große Rohstoffvorräte, riesige industrielle Anlagen, den größten industriell genützten Hafen des Mittelmeeres mit kalorischen Kraftwerken, daneben auch noch über insgesamt 41 Tochterfirmen, unter ihnen eine Schiffahrtsgesellschaft mit etwa 15 Transportschiffen der Spitzenklasse.

3. Auf Grund ihrer marktbeherrschenden Stellung in Europa kann die Aget-Iraklis den Zement zu wesentlich günstigeren Preisen als ihre Mitkonkurrenten anbieten.

4. Eben wegen ihrer äußerst günstigen Preise beherrscht sie auch den innergriechischen Markt, da die Preise der ausländischen Mitkonkurrenten, selbstverständlich aber auch anderer griechischer Zementfirmen, die nicht so kostengünstig produzieren, nicht mithalten können.

Objektiv gesehen, ergibt sich jedoch gerade aus den erwähnten Gründen eine scharfe Konkurrenzstellung einer so vorteilhaft produzierenden Firma mit ihren aus- bzw. auch inländischen Konkurrenten. Für Griechenland ist es ein seltener Glücksfall, über eine solche Firma zu verfügen, den Multis und vor allem dem Zementkartell war sie jedoch schon immer ein Dorn im Auge.

## Der Coup mit der Cal-Nat

Als nun die Firma auf die Privatisierung und den Gang an die Börse – eben durch das erwähnte Bewertungsverfahren mit den besonders günstigen Einstiegspreisen vorbereitet wurde –, da lauerten schon die Wölfe, um durch undurchsichtige, von griechischen Helfershelfern gesteuerte Anbieterfirmen die Aktienmehrheit in ihre Hände zu bekommen. Ein seltsames Ausschreibungsverfahren wurde von der Regierung genehmigt, die Nationalbank spielte bei dem Ganzen eine mehr als anrüchige Rolle. Sie war zwar der Besitzer des größten Aktienpaketes der Aget-Iraklis, stimmte jedoch schließlich der Gründung einer Firma mit dem italienisch dominierten Multi Calcestruzi zu. Und eben diese Firma na-

mens Cal-Nat war dann schließlich der einzig verbleibende Bieter, der den Zuschlag erhielt.

Interessant dabei ist auch, daß die erwähnte Firma überhaupt nicht sämtliche Aktien aufkaufen mußte, um die Aget faktisch in ihre Hände zu bekommen. Insgesamt verfügte sie bloß über 35,3 Prozent der Aktien, dazuzurechnen sind noch 7 Prozent von Aget-Aktien, die die Cal-Nat an der Börse über Hintermänner erwarb. Als wesentlicher Faktor darf jedoch nicht übersehen werden, daß auch das Management der „neuen" Aget nun von den Verantwortlichen der Calcestruzi gestellt wurde, sodaß der italienische Multi nun über eine wahre Goldgrube verfügte, die er noch dazu zu Ausverkaufspreisen erwerben konnte.

Daß die ganze Sache zum Himmel stank, war vielen, und nicht nur linken Kritikern der euphorischen Pro-Multi-Wirtschaftspolitik eines Papandreu von Anfang an klar. Papandreu bemühte sich unermüdlich darum, vor seinen Brüsseler Freunden ja nur als Musterknabe dazustehen, auf den man sich wegen dessen bereitwilliger Privatisierung gerade der ertragreichen griechischen Industrieunternehmen verlassen konnte. In Zusammenhang mit der in Italien offensichtlich auf der Tagesordnung stehenden Bestechung von Politikern durch Industriemanager geriet auch die Calcestruzi bald in den Verdacht, in dieser Weise nicht untätig gewesen zu sein. Die Finanzpolizei, die Steuerprüfungen bei der Firma durchführte, versuchte Licht ins Dunkel zu bringen, was unter Berücksichtigung der Tatsache, daß verdächtige Konti bei den verschiedensten Banken im westeuropäischen Ausland mit Bezug zur Calcestruzi gefunden werden konnten, nicht ganz leicht war. Auch die renommierte internationale Wirtschaftsprüfungsfirma Price Waterhouse stellte in einem ihrer Prüfberichte fest, daß bei einer Londoner Bank offensichtlich der Calcestruzi zuzuordnende Konti in Höhe von dutzenden Millionen Dollar vorhanden waren, deren Zweck sich nicht eindeutig ermitteln ließ.

## Das Geständnis des Managers

Einer der in Bedrängnis geratenen Manager der Calcestruzi, Lorenzo Pantsavolta, trat schließlich die Flucht nach vorne an, um offensichtlich so seinen Kopf zu retten. In einem Interview mit der bekannten italienischen Zeitschrift »24 Ore« bekannte er freimütig, daß „natürlich" Schmiergelder an italienische und auch griechische Politiker geflossen waren. Danach konnten nun auch die griechischen Behörden nicht mehr untätig bleiben. Der Oberste Gerichtshof setzte schließlich eine Kommission ein, die die Angelegenheit untersuchen sollte.

## Die Ermordung des Nationalbankers

Die Untersuchungen betrafen vor allem auch Spitzenmanager in der griechischen Nationalbank, die in die Gründung der Cal-Nat und das anrüchige Ausschreibungsverfahren der Aget verwickelt waren. Darunter zum Beispiel auch der ehemalige Direktor der Nationalbank, Michalis Vranopoulos, der hauptsächlich beim Erwerb des 7-Prozent-Aktienpaketes durch Hintermänner der Calcestruzi eine tragende Rolle gespielt hatte. Wenn auch durch seine zwiespältigen Aussagen nichts Wesentliches zur Aufklärung des Politkrimis beigetragen wurde, so dürfte die Journalisten gegenüber geäußerte Meinung des Untersuchungsrichters, daß es sich bei Vranopoulos um eine der Schlüsselfiguren des Aget-Skandales handelt, durchaus zutreffend gewesen sein. Und daß sich vor weiteren Aussagen dieses Herrn auch andere Persönlichkeiten fürchten mußten, wurde schon nach wenigen Wochen klar, als Vranopoulos am hellichten Tag auf einer frequentierten Straße im Zentrum von Athen von zwei Maskierten erschossen wurde. Wie fast immer in solchen Fällen übernahm die Terrororganisation „17. November", der ein Naheverhältnis zum griechischen Geheimdienst nachgesagt wird, die Verantwortung für diesen Mord.

## Die Ergebnisse der Untersuchungen

Die Ergebnisse der diversen Untersuchungen im In- und Ausland waren freilich sehr dürftig. Trotz der eindeutigen Aussage des Managers L. Pantsavolta, daß auch griechische Politiker Bestechungsgelder angenommen haben, wollten die Untersuchungsbehörden keine Namen bekannt geben, obwohl Pantsavolta sogar die Konti und die darüber verfügungsberechtigten Personen bei der erwähnten Londoner Bank gegenüber den Untersuchungsbehörden angab. Tatsache ist nun, daß bei letzterer insgesamt 80 Millionen Dollar gefunden wurden, von denen sich zunächst nicht feststellen ließ, welchem Zweck sie überhaupt dienten. Die italienischen Manager der Calcestruzi lügten wie gedruckt und behaupteten nun, eine panamesische Firma namens Yammi sollte diesen Betrag zum Ankauf des 7-Prozent-Aktienpaketes der Aget treuhänderisch erhalten! Mit welchen Geldern das Paket nun tatsächlich erworben wurde, wollten diese feinen Herrn trotz der Drohung des Untersuchungsrichters mit der U-Haft nicht preisgeben.

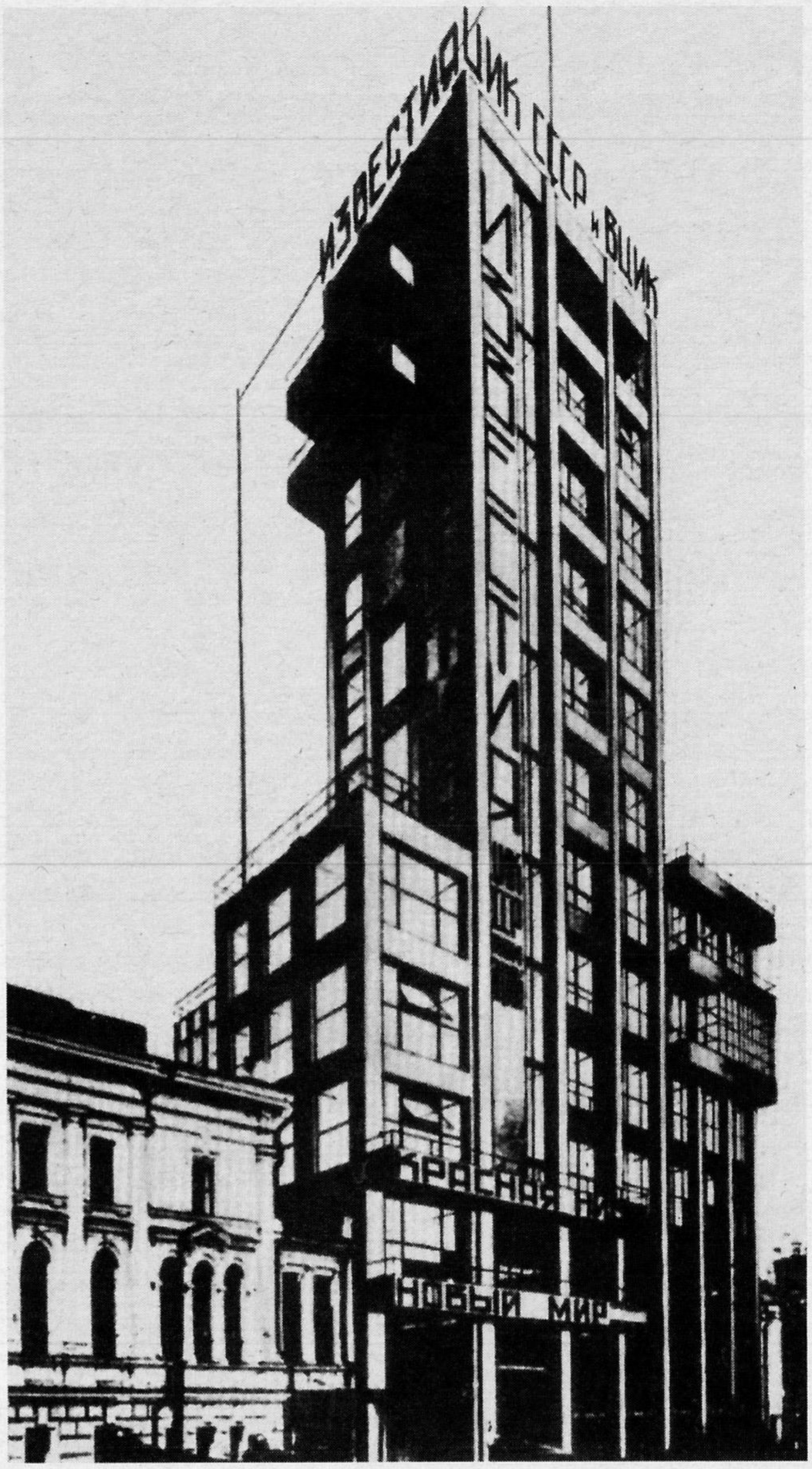
## Die Rolle der Nea Dimokratia beim Aget-Skandal

Der ehemalige Premierminister Mitsotakis, der seinen Wahlsieg 1991 vor allem dem Umstand zuschreiben konnte, daß die PASOK-Regierung wegen der Verwicklung ihres Vorsitzenden Papandreu in den Skandal rund um die Banque Crete und deren Direktor Koskotas politisch untragbar geworden war, hat bei der Privatisierung und dem Börsengang der Aget-Iraklis selbst eine zweifelhafte Rolle gespielt. So war einer seiner engsten Freunde aus dem Industriellenmilieu, Iraklis Mathiopulos, was die Überweisung der Gelder auf Konti der Londoner Bank, die Gründung der Cal-Nat und die skandalöse Bewertung des Firmenwertes durch die englische Beratungsfirma betrifft, der führende Kopf, der offensichtlich das vollste Vertrauen Mitsotakis genoß. Und die ehemalige persönliche Beraterin Mitsotakis in wirtschaftlichen Angelegenheiten, Miranta Xafa, mußte zugeben, daß sie am Tag, an dem die Angebote betreffend den Erwerb der Aget geöffnet wurden und sich herausstellte, daß nur zwei Bieter vorhanden waren, wovon der eine, die griechische Nationalbank zugunsten der Cal-Nat, auf den Erwerb der Aget verzichtete, die britische Investmentbank Morgan Stanley in einem vertraulichen Gespräch über alle Details des Coupes informiert hatte.

## Die Schlußfolgerungen der griechischen Justiz

Auf Grund eines im Mai erfolgten Interviews des griechischen Untersuchungsrichters sollten zumindest Mathiopulos und ein weiterer Manager der Cal-Nat wegen Untreue, schweren Betrugs, Bestechung etc. angeklagt werden und zwar unabhängig von einer eventuellen strafrechtlichen Anklage gegen die beiden Calcestruzi-Manager, Pantsavolta bzw. Pironi. Und die beteiligten Politiker, allen voran Mitsotakis, sollten vor ein Sondergericht des Parlamentes kommen, das dann über die weiteren Schritte zu entscheiden hätte.

Darin waren sich zunächst fast alle griechischen Parteien einig, eingedenk der ungeheuren Empörung, die in der Öffentlichkeit über den Aget-Skandal herrschte. Mittlerweile dürfte aber offensichtlich auf höchster politischer Ebene eine Vereinbarung darüber erfolgt sein, daß Mitsotakis und weitere Spitzenpolitiker der griechischen Rechten sicherlich nicht zur Verantwortung gezogen werden. Denn dieselbe PASOK, die noch vor wenigen Monaten die gnadenlose Verfolgung aller beteiligten Politiker, ungeachtet ihres Ranges und Namen, ankündigte, hat in jüngster Zeit in aller Stille den geordneten Rückzug angetreten. Im Rahmen des Parlamentsausschusses, der zur Untersuchung des Aget-Skandales gebildet wurde, haben nämlich die PASOK-Abgeordneten, die in diesem Ausschuß die Mehrheit haben, aus Gründen des „nationalen Interesses" auf eine weitere Verfolgung Mitsotakis verzichtet. Ein Vergleich mit dem seinerzeitigen Fall Papandreu wegen dessen Verwicklung in den Skandal um die Banque Crete und dessen Besitzer Koskotas drängt sich geradezu auf. Denn auch damals gab es Indizien dafür, daß Papandreu über den Zweck der diversen undurchsichtigen Zahlungen an die PASOK, nämlich einer illegalen Parteienfinanzierung auf Kosten der Steuerzahler, sehr wohl informiert war bzw. sie auch gefördert hat. Dennoch blieb Papandreu, trotz des nicht gerade günstigen Eindruckes, den seine Aussagen vor dem Sondergericht hinterlassen hatten, schließlich doch ungeschoren. Die griechische Zweiparteienwirtschaft hat sich bisher trotz aller verbalen Radikalismen noch kein Auge ausgehackt, denn beide Parteien sind viel zu sehr treue Diener ihrer Brüsseler Auftraggeber.




*G. Barchin (gemeinsam mit M. Barchin), Gebäude der »Iswestija« in Moskau, Perspektive. 1925-1927*

## Die Rolle der PASOK

Wenn der PASOK bzw. ihren Spitzenpolitikern in strafrechtlicher Hinsicht kaum etwas vorzuwerfen sein wird, so tragen sie am Ausverkauf eines der Paradeunternehmen der griechischen Industrie zumindest politische Verantwortung. Denn schließlich fiel die Übernahme der Aget-Holding in die Zeit der Regierung Papandreu I, ja Papandreu hatte immer wieder gerade im englischen und amerikanischen Raum, wo er viele Jahre lebte und daher über ausgezeichnete Kontakte zu Industriellen verfügt, in mehr als aufdringlicher Weise die Übernahme durch englische bzw. amerikanische Multis unter Ankündigung entsprechender Investitionsbegünstigungen und Steuererleichterungen gefordert. Sein ganzes Verhalten gerade auch gegenüber der EU bzw. was die Privatisierungen der griechischen Schlüsselindustrie in den vergangenen Jahren betrifft, läßt vielmehr die Schlußfolgerungen zu, daß ihm auf wirtschaftlichem Gebiet alles, was nur nach „sozialistischer Alternative" aussieht, fremd ist. Seine Wirtschaftspolitik unterscheidet sich um kein Jota von der der Konservativen. Was traurig stimmt, ist die Tatsache, daß dies viele fortschrittlich gesinnte Menschen bei den Wahlen leider vergessen und der Angstpropaganda der PASOK, nämlich entweder PASOK zu wählen oder das Chaos, sprich die Rechte oder gar einen faschistischen Putsch zu riskieren, erliegen. Was Demagogie anlangt, sind die PASOK und ihre Spitzenpolitiker sicherlich Weltmeister, die Rechten können sie da kaum schlagen.

## Schlußfolgerungen

In einem Europa, das politisch und wirtschaftlich von Brüssel bestimmt wird, kann sich nationale Industrie, und sei sie auch vom feinsten, nicht behaupten. Denn der Druck, dem da mißliebige Politiker oder Manager ausgesetzt sind, ist für die meisten nur auf kurze Zeit auszuhalten. Ganz schlaue, wie im konkreten Fall die ehemaligen Aget-Eigentümer und die erwähnten griechischen Politiker, haben sich jedoch eine andere Taktik zugelegt: Nämlich je nachdem, wie es die Situation verlangt, ihr Unternehmen entweder kraß unterzubewerten oder, soferne es um die eigene Entschädigung geht, es plötzlich wieder flott hochzubringen, um es dann im Rahmen des Börseganges in einer Art internationalem Ausverkauf zu Schleuderpreisen zu verhökern.

Wer sich über eine solche Entwicklung freuen kann, ist eigentlich auch klar: nämlich die neuen Erwerber der Aget-Iraklis, die rein zufällig auf internationaler Ebene schon bisher die ärgsten Konkurrenten der Aget-Iraklis gewesen sind. Außerdem hat es bereits massive Einsparungen beim Personal gegeben. Es darf daher geraten werden, wann die Aget-Iraklis geschlossen wird, denn das ist das eigentliche Ziel, nämlich die Ausschaltung eines lästigen Mitbewerbers auf dem riesigen Zementabsatzmarkt. ■

Dr. Günther KLODNER ist Jurist und „Griechenland-Kenner".

# Gentechnologie Pro und Kontra

*Peter MOESCHL*

*Gentechnologie heute, nach der erfolgreichen Erzeugung menschlicher Schlüsselproteine wie Insulin verbieten zu wollen, ähnelt der naiven Vorstellung, die Elektrotechnik nach der Erfindung der Glühbirne noch abschaffen zu können.*

Zweifellos hat sich nämlich mit der Gentechnologie ein ungeahnt großes Feld von bisher verschlossenen Möglichkeiten des biologischen Forschens, des Entdeckens wie des Erfindens lebender Strukturen, eröffnet. Weder die Bereiche noch das Ausmaß der möglichen Fragestellungen dieser Forschung sind derzeit auch nur annähernd ergründet.

Unabsehbar wie die Möglichkeiten dieser Forschung sind aber auch die Risiken, dessen müssen wir uns klar sein! Und dabei ist es nicht nur das Ausmaß der Risiken man vergleiche etwa die Atomtechnologie –, welches erschreckt, es ist auch eine völlig neue qualitative Dimension der Gefahren, die hier auf uns zukommt.

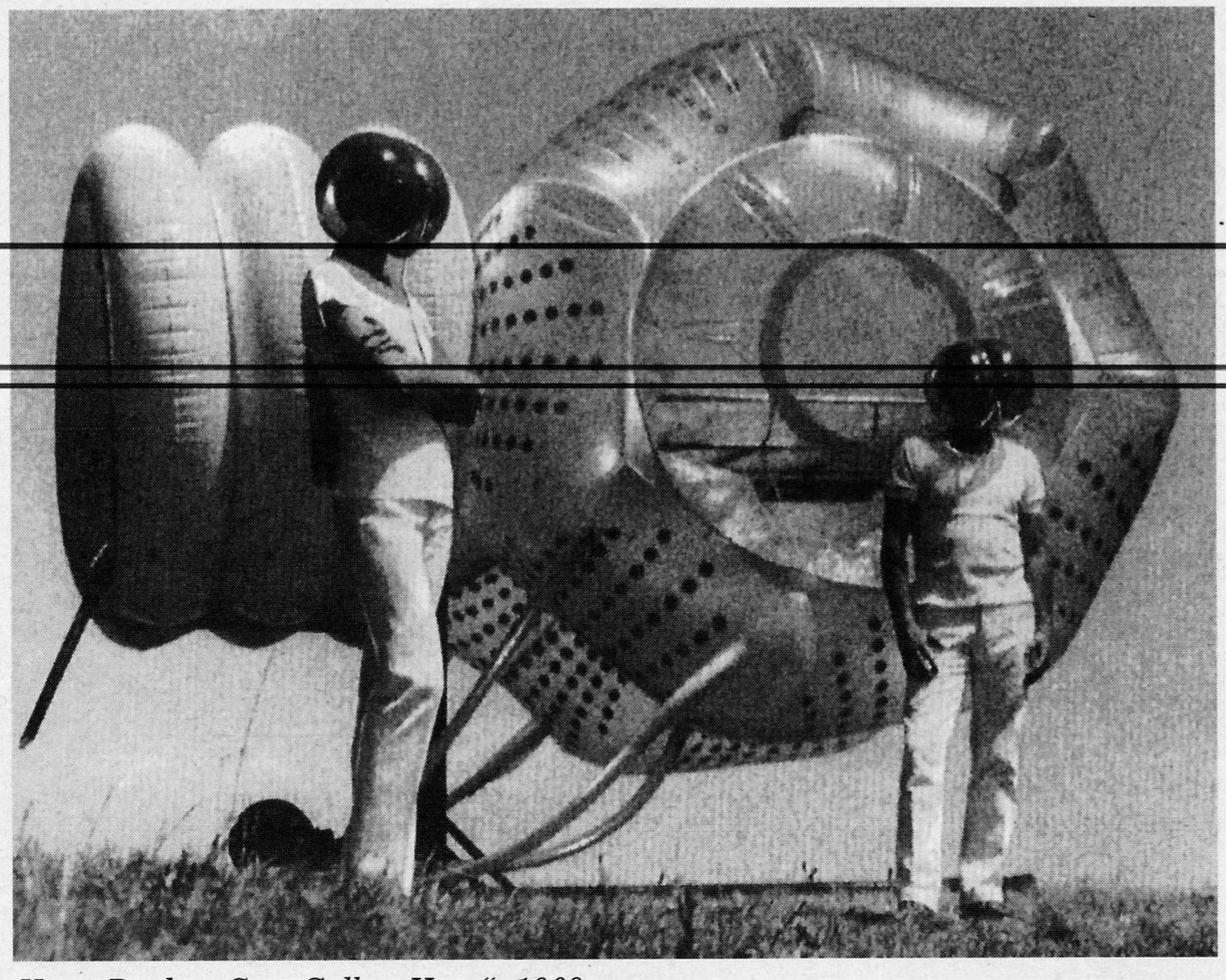
Es ist dies nicht einfach die Gefahr der Vernichtung von Leben, es handelt sich hier um eine Bedrohung der inneren Autonomie von Lebewesen um all die Gefahren der steuernden Eingriffe in den Reproduktionsapparat lebender Strukturen. Gerade über seinen Reproduktionsapparat aber definiert sich Leben, und zwar als eine permanente relationale Autonomie, die sich nicht nur im Rahmen der Fortpflanzung, sondern in jedem Moment der individuellen Existenz reflexiv auf ein Außen, aktiv, herstellen muß. Dies haben die Selbstorganisationstheorien bisher am besten erfaßt. Die qualitativ neue Dimension, in der die Gentechnik in das Leben eingreift, ist daher in einer grundlegend regulativen Funktion innerhalb des Lebensprozesses selbst zu entdecken, ist doch der Lebensprozeß gerade in bezug auf seinen genetischen Apparat nicht mehr statisch, sondern dynamisch, in einer Abfolge komplexer Regulation, Organisation und Organisationsentwicklung, anzusehen.

Da wir aber trotz all der großen Erfolge in der Praxis noch weit von einem grundlegenden Verständnis der komplexen Organisation lebender Strukturen entfernt sind, fehlt uns auch jede Basis zu einer differenzierten Kritik. Damit übersteigen aber auch alle unsere Hoffnungen, ebenso wie alle Befürchtungen, unsere Erfahrungs- wie Vorstellungswelt. Jegliche, auch noch so bemühte Kritik ist dermaßen gezwungen, sich auf das vage Gebiet der Utopie vorzuwagen und kaum begründbare Horrorszenarien phantasievoll zu konstruieren. Vice versa werden natürlich von seiten der Gentechnologiebefürworter ebensowenig begründbare Utopien einer „genetisch perfekten", heilen Welt imaginiert. Um sich in diesem utopischen Raum zurechtzufinden, wird von beiden Parteien, den Befürwortern wie den Gegnern, mit der Vorstellung biologischer Evidenz gearbeitet, das heißt, auf eine biologistische Argumentation zurückgegriffen. Die Perfektion wie die Dämonie eines „künstlichen Menschens" wird dabei immer wieder ins Treffen geführt. Sind dies aber nicht nur archaische Phantasien über eine genetische Bestimmbarkeit, eine Determinierbarkeit des Menschen, welche in ihrer eindimensionalen Rigidität nicht einmal dem Bereich der gesellschaftlichen Formung der Individuen zugesprochen werden kann?

Das heißt aber keineswegs und das ist zu betonen –, daß die heutigen Befürchtungen nicht eintreffen würden; sie könnten natürlich ebensogut wegfallen wie noch bei weitem übertroffen werden. Eine neue Form der Versklavung, eine dynamische Entlebendigung des Lebens ist vielleicht ebenso zu befürchten, wie die Erzeugung unkontrollierbaren neuen Lebens in Form von Laborviren oder ähnlichen Kunstprodukten. Wahrscheinlich läßt sich das Relevante aber derzeit nicht einmal erahnen.

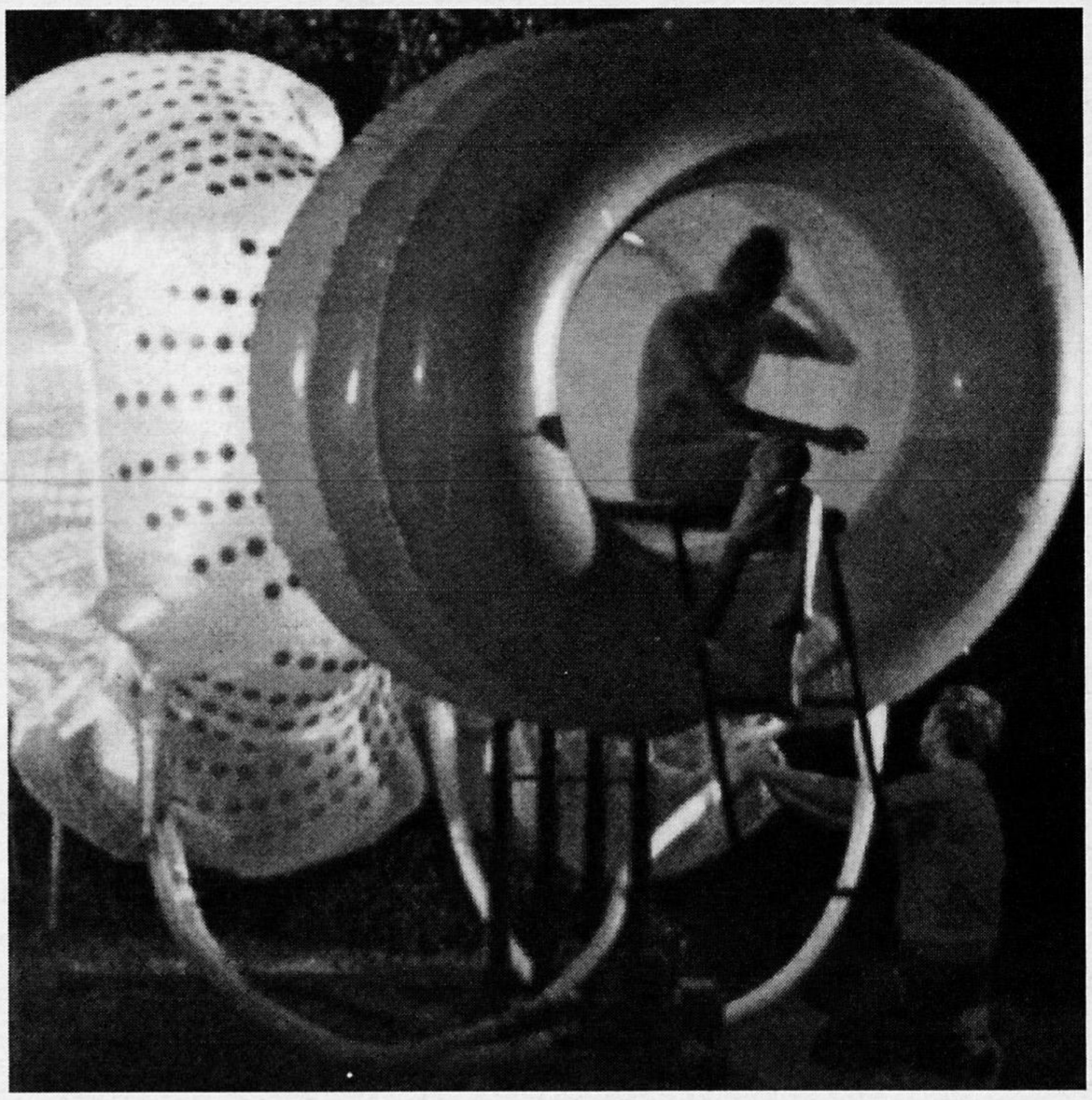
Wie auch immer, sinnvoll und das muß man sich eingestehen sind die heutigen Befürchtungen nicht. Sie können das auch nicht sein, da sie nicht, oder noch nicht, aus dem Sinngehalt einer umfassenden, einer konsistenten Theorie hergeleitet werden können.

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß der heutige Protest gegen die Gentechnologie nur deshalb, weil er nicht oder vielleicht noch nicht hinreichend rational sein kann, nicht richtig und zutreffend wäre. Ohne Risikobefürchtung zu forschen, ist mindestens ebenso wenig rational und könnte darüber



*Haus-Rucker-Co, „Gelbes Herz", 1968*

hinaus zur realen Katastrophe führen. Die von den Gentechnologiegegnern beschworenen Gefahren sind jedenfalls umso weniger von der Hand zu weisen, als die Genforschung zum überwiegenden Teil von der durch Profit motivierten Privatwirtschaft betrieben wird. Es ist daher erforderlich, die Sensibilität der Bevölkerung zu Fragen der Gentechnologie immer wieder und mit Nachdruck zu wecken, obwohl diese Sensibilität derzeit nicht durch Kritik, sondern nur durch Mißtrauen ihren Ausdruck finden kann. Ich habe daher in Unterstützung der generellen Gentechnikablehnung seitens der Feministinnen schon seit Jahren die Meinung vertreten, man müsse beim derzeitigen Stand der Dinge aus allen zureichenden, aber auch aus allen unzureichenden Gründen gegen die Genforschung Stellung beziehen. Man müsse allein schon deshalb eine breite Front machen, um der Genforschung ihren eigenen Mangel an innerer Kritik bewußt werden zu lassen.



Heute, im Zeitalter einer bereits etablierten Gentechnologie, ist darüber hinaus ein weitaus differenzierteres Vorgehen erforderlich. Als einzig gangbarer Weg einer kritischen Bewegung erscheint mir jetzt nötig, die, durch die Genforschung konkretisierten Herausforderungen auf eben dieser konkreten Ebene anzunehmen. Es ist heute dringlich geboten, fachkundig einzusteigen und innerhalb der Genforschung selbst eine kritische Position zu beziehen. Nur so wird es in der bereits angelaufenen Praxis möglich sein, die sich jeweils konkret abzeichnenden Risiken im Keime zu erkennen. Diese selbstkritische Forschung müßte unter Errichtung eines Rahmens der optimalen Sicherheit erfolgen, eines Rahmens, welcher permanent den sich ändernden Bedingungen anzupassen sein wird. Dies in unserer Gesellschaft hinreichend zu gewährleisten, wird aber gleichermaßen einer permanenten Öffentlichkeitsarbeit bedürfen.

Zweifellos nimmt das Genom eine Sonderstellung in der Regulation der Lebensvorgänge ein. Dies ist, wie erwähnt, durch seine zentrale Bedeutung im Rahmen aller, auch der permanenten intraindividuellen Reproduktionsvorgänge bedingt. Die Vorstellung, das Leben damit an einem Punkt in allen Qualitäten erkennen, festhalten und beeinflussen zu können, ist aber nichts anderes als die Mystifikation einer Zielvorstellung, wie sie für den Beginn jeder Forschung typisch ist. Diese Mystifikation beizubehalten und auch weiterhin für bare Münze zu nehmen, bedeutet Biologismus. Während man heute innerhalb der Genforschung diese Mystifikation langsam dadurch abbaut, daß man sich auf die konkreten Leistungen des Genoms als die eines „genetischen Apparates“ konzentriert, scheinen die Genforschungsgegner mit derselben Mystifikation noch immer nicht umgehen zu können. Zweifellos sind hier die Genforscher dadurch im Vorteil, daß es ihnen kaum Sorge bereitet, die noch nicht abzuschätzenden Gefahren(!) einfach zu ignorieren. Daß dies keine adäquate Handhabung der Probleme sein kann, braucht nicht eigens erwähnt zu werden.

Man kommt jedoch der Sache um keinen Schritt näher, wenn man das menschliche Genom als ein „unhinterfragbares Humanum“ ausgibt und verklärt. Eine derart kryptische Theorie der „Lebenskerne“ ist wohl der Gipfel eines biologistischen Determinismus, welcher unter dem Argument des zu schützenden Menschen nur rigide Unmenschlichkeit hervorbringen kann. Ein biologisch definiertes, unteilbares Menschliches das besagte Humanum über die Menschen zu verhängen, kann, wie wir aus der Geschichte wissen, nur einen religiösfundamentalistischen Rückschritt bedeuten. Falsche Fundamentalismen sind in dieser diffizilen gesellschaftlichen Problematik ebensowenig am Platze wie kritikloses Forschen.

Es ist aber zweifellos richtig, diese Dinge auch in einem größeren Problemfelde zu diskutieren. Eine grundsätzliche Ideologiekritik der neuzeitlichen Naturwissenschaft ist demnach sicher vonnöten. Diese sollte aber, um der vollen Tragweite gerecht werden zu können, in dem entsprechenden, kategorial umfassenden Bereich historisch angegangen werden. Hierzu sei etwa die fundamentale Bedeutung einer Analyse der Dialektik der Aufklärung erwähnt. Die Verteufelung einzelner Bereiche, wie etwa die der Genforschung, als einer „Destruktivkraft“ greift dagegen sicher zu kurz und disqualifiziert sich selbst. Dieses blindwütige theoretische Vorgehen der Genforschungsgegner entlastet die Forschung von eigener sinnvoller Kritik und leistet dem kritiklosen Forschen nur noch weiteren Vorschub.

Vorauseilende Radikalität ist nichts anderes als Flucht vor der Realität, die Angst, sich mit dieser konkret auseinandersetzen zu müssen. Dergestalt ist heute offenbar auch keine konkrete Auseinandersetzung von Seiten der Genforschungsgegner gewünscht. Diese lassen jedenfalls eine entsprechende Vorsicht, Sensibilität und praktisches Interesse für das, was wir derzeit noch nicht wissen und auch noch nicht wissen können, vermissen.

Die Realität wird inzwischen unaufhörlich von den gesellschaftlich Dominierenden, den kritiklosen Gentechnologiebefürwortern aus der Industrie, gestaltet. In ihrem fundamentalistischen Ghetto wird den Genforschungsgegnern kaum anderes übrig bleiben, als sich laufend emotional darin zu bestärken, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. ■

Univ.-Prof. Dr. Peter MOESCHL ist Chirurg und Mitherausgeber der Zeitschrift »Der Streit«.

# Nekrolog für Wolfgang Harich

## * 9. 12. 1923 Königsberg in Preußen
## † 15. 3. 1995 Berlin, Hauptstadt Deutschlands

*Reinhard PITSCH*

„Was dem einen Gift, ist dem andern Labsal. Sehr verschieden sind die Wege, die den Menschen zum Ziele führen. Der eine fährt im Omnibus-Wagen auf der Landstraße, der andere geht auf wenig betretenen Pfaden allein und zu Fuß seinem Ziele entgegen. Ich werde *meine* Zwecke erreichen – soweit ihre Erreichung von mir abhängt –, aber ich gehe, unbekümmert und rücksichtslos, nach wie vor meinen ebenso planmäßigen als meiner Natur entsprechenden Gang fort." (Ludwig Feuerbach, an Karl Riedel. Zur Berichtigung seiner Skizze, in: Gesammelte Werke Bd. 9, Bearbeiter: Schuffenhauer/Harich, Berlin 1982², S. 5)

Wolfgang Harichs Weg ist vollendet. Er ist an *seinem* Ziel angekommen. Der Mann aus dem preußischen Königsberg – das nicht mehr ist; der Philosoph und Wissenschaftler der DDR – die nicht mehr ist – er ist nicht mehr. Jahrzehntelang hat er aufrecht gekämpft, hart, manchmal verbissen. Die Zahl seiner Feinde und Gegner ist groß, die der ihn Schätzenden gering, die seiner Schüler minimal.

„... ich war ein zu junger, zu unreifer Senkrechtstarter – weil größere Begabungen als ich sich entweder in der Emigration befanden *oder aber* als Nazis nicht mehr in Betracht kamen *oder*, zumal aus meinem Jahrgang, unter der Erde lagen; was mich moralisch entlasten mag, worauf die Politik, in prekärer Situation an prekärem Ort, aber keine Rücksicht nehmen konnte und, *um des Friedens willen*, nehmen *durfte*." – (Harich am 10. 1. 1987 an mich)

Der „Senkrechtstarter" der KPD, später SED der Nachkriegszeit, begann als Theaterkritiker, Feuilletonist in renommiertesten Zeitschriften wie »Sinn und Form«, Dozent für Philosophie, Redakteur der »Deutschen Zeitschrift für Philosophie«, Lektor des Aufbau-Verlags, seine Karriere. 1956 wurde sie abrupt beendet: Nach seinem berühmten Manifest über den deutschen Weg zum Sozialismus, Demokratisierung der SED, Wiedervereinigung von links, erfolgten Inhaftierung und Prozeß.

Harich ließ sich nicht an der Sache beirren. Er erkannte, daß *rebus sic stantibus*, bei der gegebenen Weltlage, seine „Alternative" zu Ulbricht eine phantomatische gewesen wäre. An dieser Einschätzung hielt er bis zum Fall der Mauer fest; erst die offensichtliche Bankrotterklärung des Stalinismus ließ ihn wieder fragen, ob nicht vielleicht doch seine Vorschläge 1956 die bessere Alternative gewesen seien.

In langen Gesprächen im Jahr nach dem Fall der Mauer, unter anderem mit mir, gelangte Harich zur Überzeugung, von der DDR-Nostalgie, phantastischen Diskussionen über eine „Verfassung" der DDR, Wunschvorstellungen über die „Koexistenz" zweier deutscher Staaten etc. abzurücken und die neuen Tatsachen einer nüchternen marxistischen Analyse zu unterziehen. Harich begab sich also in gewissem Sinn auf seine Position von 1956 zurück und zentrierte sein Interesse auf das *Wie* der Vereinigung: Verbunden mit einem Friedensvertrag sollte Deutschland möglichst neutralisiert werden, definitive Grenzen die immer noch als völkerrechtliche Gespenster herumspukenden „Reichsgrenzen" von 1937 ersetzen, Rüstungsbeschränkungen, Garantien für die DDR-Funktionäre, kurz: Vereinigung zweier Staaten unter der Aufsicht der Siegermächte (Vertreter der Sowjetunion damals: das Mitglied der KPdSU Gorbatschow) statt „Beitritt", Einverleibung der DDR. (Die deutschlandpolitischen Positionen von 1956 bis jetzt sind dokumentiert in: Harich, *Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur nationalkommunistischen Opposition 1956 in der DDR*. Berlin, Dietz Verlag, 1993; siehe auch meine seinerzeitige Rezension in dieser Zeitschrift.)

Bereits vor seiner Verhaftung konnte Harich zwei für die marxistische Theorie wichtige Anregungen durchsetzen: Er wies Lukács auf die realistische Ontologie seines Lehrers Nicolai Hartmann und die zum Materialismus tendierende Anthropologie Arnold Gehlens hin. Beide Denker nehmen großen Platz im Spätwerk Lukács, in der Ästhetik und der Ontologie, ein. Weder Harich noch Lukács ließen sich durch die Person des üblen Nazi Gehlen von der Kenntnisnahme und Nutzung des Werks abhalten, was vielen „kritischen" oder „westlichen" Theoretikern Fläche für Angriffe bot. Für die *political correctness* der 68er war der Schluß von der Person auf das Werk zwingend.

Daß dies im Fall Gehlen ein Trugschluß war, bewies Harich. Denn Gehlens Anthropologie ist nicht Gehlens Anthropologie, sondern arisiertes Beutegut des Nazis Gehlen. Der vertriebene, einkommenslos und elend im britischen Exil gestorbene jüdische Philosoph Paul Alsberg veröffentlichte bereits 1922 in dem damals wenig zur Kenntnis genommenen *Menschheitsrätsel* all das, was Gehlen in seinem erstmals 1940 erschienenen *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* plagiierte.

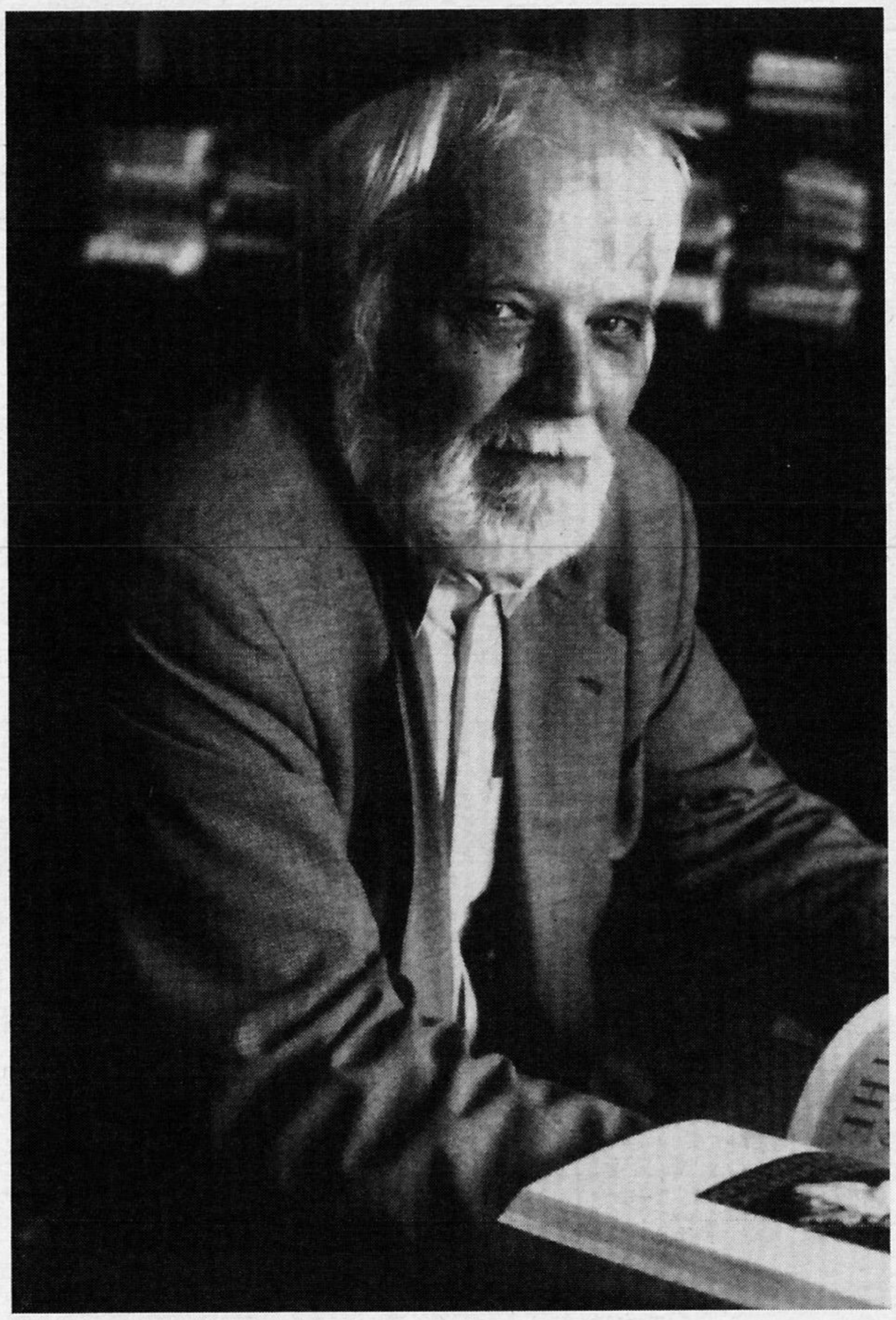
Die anthropologische Fundierung des menschlichen ästhetischen Bedürfnisses unter Verwendung des Produktionsbegriffes umriß Harich bereits 1953 (Über die Empfindung des Schönen, in: »Sinn und Form« Jg. V, 1953, S. 6) und nahm damit eine zentrale These Lukács vorweg.

Die Haftzeit bis zur Begnadigung 1964 war hart, zumeist Einzelhaft. Er erlitt einen leichten Herzinfarkt, der behandelt, ihm aber als solcher verschwiegen wurde. Nach seiner Entlassung mußte er sich einer komplizierten Herzoperation unterziehen und strenge gesundheitliche Auflagen erfüllen.

Bereits in der Haft durfte er sich philologischen Studien widmen. Nach der Entlassung erschienen *Jean Pauls Revolutionsdichtung* sowie *Jean Pauls Kritik des philosophischen Egoismus*. Beide Bücher räumen mit jahrzehnte-, ja jahrhundertelangen Legenden über den „Idylliker" und Humoristen auf. Sie erweisen die großen Romane als (bürgerlich) revolutionäre Erziehungsromane zum „ganzen Menschen" und dokumentieren Jean Pauls Absage an den subjektiven Idealismus, konkret Fichtes, den damit verbunden Solipsis-

mus und dessen stets mögliche Nutzbarkeit für a- und antisoziale Ideologeme, vor allem in der bürgerlichen Dekadenzperiode.

Ebenfalls in den sechziger Jahren war Harich Bearbeiter, de facto mit Werner Schuffenhauer zusammen Herausgeber der *Gesammelten Werke* Ludwig Feuerbachs im Akademie-Verlag, der gültigen Standardausgabe.



*Wolfgang Harich †*

An den linksradikalen Bewegungen der „Außerparlamentarischen Opposition" nahm er reges Interesse, kritisierte jedoch deren Utopismus und deren anarchistische Tendenzen 1971 in *Zur Kritik der revolutionären Ungeduld. Eine Abrechnung mit dem alten und neuen Anarchismus*, einem immer noch lesenswerten Buch.

Durch die Beschäftigung mit den Berichten des „Club of Rome" kam es schließlich zum aufsehenerregendsten Buch Harichs, *Kommunismus ohne Wachstum*. Darin wird der anti-anarchistische Impetus insofern weitergetragen, als auch dem, was Anarchismus *und* Marxismus gemeinsam ist, der Idee des Absterbens des Staates in einer Überflußgesellschaft („Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen") eine klare Absage erteilt wird. Aufgrund der beschränkten Ressourcen kann es keine Überflußgesellschaft geben. Staat wird immer zur Verteilung, zur Verwaltung des *relativen* Mangels nötig sein. Da menschliche Bedürfnisse tendenziell ins Unendliche gehen – siehe den Konsumirrsinn der Reichen und Superreichen, aber auch den der „Proleten" (Autos, Fernflüge etc.) –, muß eine staatliche Instanz auch *gegen den Willen* der so „Bedürftigen" im Sinne eines gerechten Verteilungskommunismus zuteilen.

Harich nannte diese Konzeption (selbstironisch) „ökostalinistisch". Erst nach dem Fall der Mauer hielt er das zuvor für unmöglich Gehaltene möglich: demokratischen Konsens zur Einschränkung und zur Verwaltung des Mangels – ähnlich wie die britische „Kriegsdemokratie" zur Zeit der Anti-Hitler-Koalition. Immerhin stand er der Idee eines „neuen Gesellschaftsvertrags", der in der PDS propagiert wird, sehr skeptisch gegenüber. Für Marxisten ist es nun einmal schwer, zu konzedieren, daß, wo ein Erkenntnis- (Vernunft) und ein (Klassen-)Interesse kollidierten, ersteres siegte.

Während der achtziger Jahre arbeitete er an einem großen Buch über Nicolai Hartmann, dessen realistische Schichtenontologie er als Alternative zum zunehmenden Irrationalismus der bürgerlichen Philosophie und zur dogmatischen Versteinerung und Entleerung des Schulmarxismus sah. Diese Arbeit, an der dem zunehmend Reiseunfähigen mehrere Mitarbeiter im Westen halfen, liegt als fertiges Manuskript im Nachlaß.

Immer wieder mußte Harich die Arbeit am Hartmann-Buch unterbrechen, um das Kreuz seines Alters zu tragen, den Kampf um Nietzsche. Noch einmal kam er in »Sinn und Form« zu Wort, dann wurde er abgekanzelt, beschimpft, zum Schweigen verdammt. Nur Stoph dürfte das Ärgste verhindert haben. Einladungen zu Referaten an Pariser Eliteuniversitäten und bei der französischen Partei kamen mit monatelanger Verspätung in Ostberlin an. Die Situation war kafkaesk: keine Zensur, keine Schikane. Ich wurde bei Besuchen mehrmals bis zu mehreren Stunden an den *checkpoints* angehalten, nichts wurde durchsucht, nichts wurde gefragt, dann wünschte ein Genosse Leutnant: „Gute Reise, Genosse! Und grüßen Sie Ihren Genossen!"

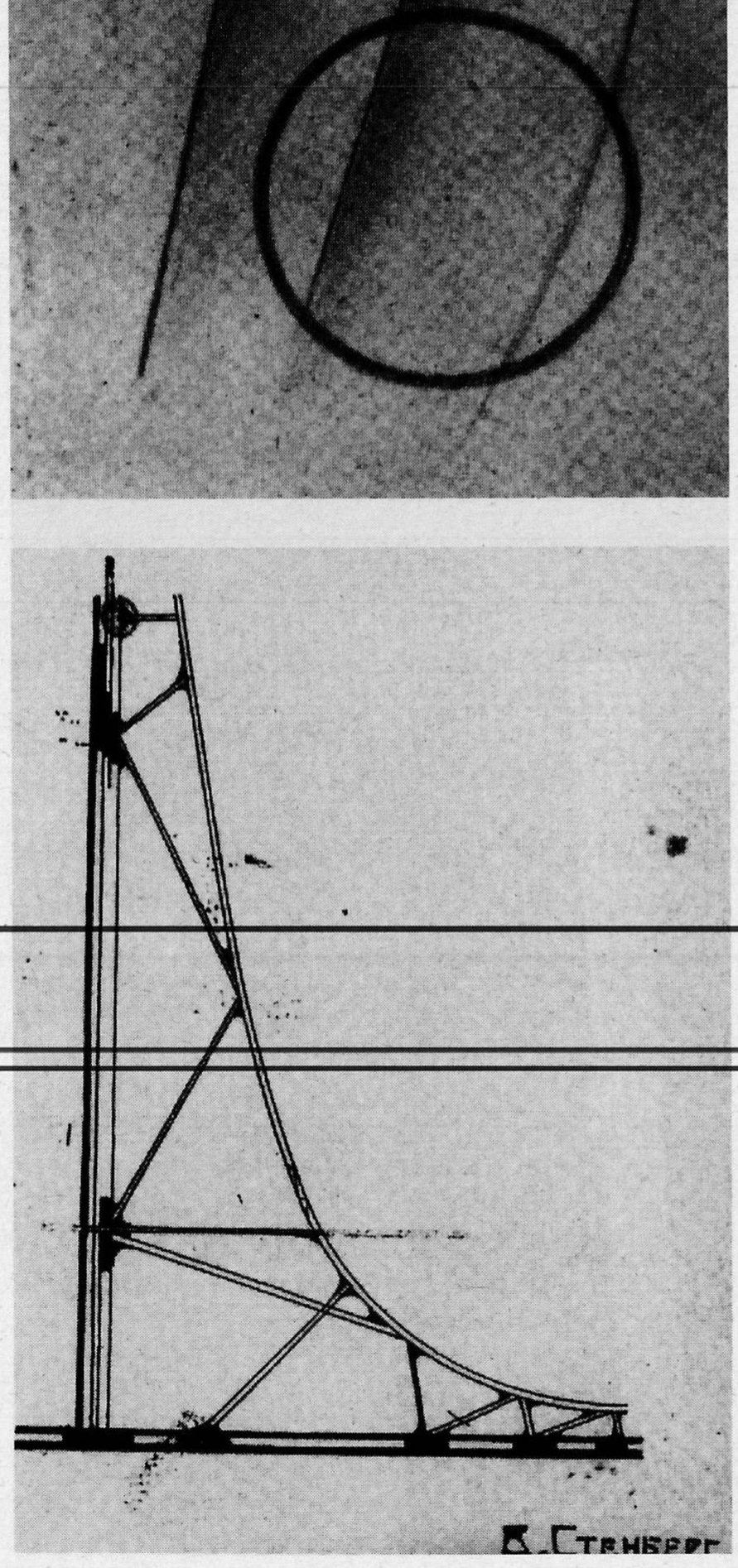
Das Buch zu Nietzsche kam noch zu seinen Lebzeiten heraus. Es ist die systematische Widerlegung aller Legenden.

An Harichs Büchern läßt sich *ex negativo* der Zeitgeist ablesen. Sie änderten sich nicht: Inhaltliche Konsequenz, stilistische Brillanz sowie philologische Exaktheit ziehen sich wie festbegründete Leuchttürme durch die Jahrzehnte. Was sich geändert hat, ist der (nicht nur deutsche) „objektive Geist", dessen Bastard, der „Zeitgeist", sowie die politische Kultur und das intellektuelle Niveau. Vom Aufbau-Verlag über Suhrkamp, Kursbuch, Rowohlt zum Dietz-Verlag des Jahres 1993, schließlich zum kleinen Kiro-Verlag in Schwedt an der Oder führt die Linie. Der mutigen Ossi-Kleinverlegerin, die das Harich subjektiv wichtigste Buch, seinen Anti-Nietzsche, zu verlegen wagte, vergaßen nicht weniger als vier Leichenredner zu danken, was hiermit nachgeholt sei. Von allen Büchern erwartete er das Erscheinen keines so ungeduldig wie dieses, ich glaube nicht, daß er es als gewichtigstes, ich weiß jedoch, daß er es als wichtigstes, nötigstes sah.

Harich erzählte gerne eine Anekdote von seinem Lehrer Nicolai Hartmann, der, naturwissenschaftlich ausgebildet, im Observatorium am Dach seines Hauses in Potsdam-Babelsberg ganze Nächte hindurch das All betrachtete. Als man ihn diskret auf die sich zuspitzende Situation gegen Ende des Krieges, den Abtransport der Juden, das Schicksal Deutschlands usw. ansprach, antwortete er: „Das ist mir alles zu konkret! Ich beschäftige mich mit jahrtausendealten Problemen." Ein Schulbeispiel für die Ideologie der bürgerlichen Philosophie, kommentierte Harich.

Ihm, dem Marxisten, war nichts zu konkret. Bereits schwer krank, nach dem Zusammenbruch der DDR, suchte er politische Wege. Er übernahm den Vorsitz der „Alternativen Enquêtekommission deutsche Zeitgeschichte" und sorgte sich auch um Kleines,

Kleinstes und Kleinlichstes. Eine Episode charakterisiert den Mann und seine Zeit: Am Ende einer Diskussion in Berlin über die rentenmäßige Diskriminierung und die Strafverfolgung der Angehörigen der ehemaligen „bewaffneten Organe“ der DDR trat ein gleichaltriger Mann auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand, die beiden zogen sich diskret zurück und redeten ein paar Minuten. Dann verabschiedeten sie sich unter intensivem Händedruck, Harich teilte seinen Begleitern die Identität des Unbekannten mit: einer seiner Stasi-Vernehmungsoffiziere von 1956.



*W. Stenberg, Graphische Darstellungdes Unterschieds von „Komposition“ und „Konstruktion“, 1920-1921*

Als Honecker in Chile starb, fand an der Begräbnisstelle der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde eine Trauerveranstaltung statt. Harich konnte aus Gesundheitsgründen nicht persönlich teilnehmen, legte aber großen Wert, ins Kondolenzbuch eingetragen zu werden.

Nach seiner Rehabilitierung durch die PDS nahm er seine dadurch wiedergewonnenen Mitgliedsrechte nicht wahr, sondern wandte sich, zunächst gegen meinen und anderer Mitarbeiter Rat, der „Kommunistischen Partei Deutschlands“ zu. In dem Maße, wie diese sich „stalinisierte“, auf der Linie von Stalin und Goßweiler, wurde er dort heimatlos, verließ die KPD schließlich, um im Herbst 1994 seine Mitgliedsrechte in der PDS und deren Kommunistischer Plattform wahrzunehmen, als deren Mitglied er starb.

Prometheus, nach Karl Marx „der vornehmste Heilige im philosophischen Kalender“, klagt, an den Kaukasus geschmiedet, der ihn besuchenden Io:

Fürwahr, nicht leicht wohl trügst du *meiner* Leiden Last,
Dem ja zu sterben vom Geschick nicht ward vergönnt.
Denn das – das würd aus Leid und Not Befreiung sein.
(Aeschylus, Der gefesselte Prometheus, VV 752 sqq., tt. Oskar Werner)

Der Unsterbliche also wünscht den Tod als Befreiung von Leid. Eine stoische Auffassung: der Tod als nicht zu fürchtende Freundesmacht des gequälten Menschen.

In derselben Ausgabe des »Spiegel«, in der in Form eines Nachrufs ein Kübel Schmutz über den Leichnam geschüttet wurde, erschien:

1. „Vor uns die Sintflut“, ein Titelartikel zum Berliner Weltklima-Gipfel;
2. zwei mehrseitige Artikel zum 100. Geburtstag Ernst Jüngers;
3. eine Dokumentation des Memorandums von Stephan Hermlin an Honecker aus dem Jahre 1972, in dem bereits damals eine „Rehabilitierung“ Nietzsches in der DDR gefordert wurde, auch damals schon unter Hinweis auf die angeblichen „Fälschungen“ des Nachlasses.

Einen schlagenderen Beweis für die Aktualität des Harichschen Werkes kann wohl niemand verlangen.

Harich litt unter diesen Verhältnissen des „neuen“ Deutschlands, *sein* Deutschland, die DDR, sah er untergehen. Der Irrationalismus, Egoismus, die Ausbeutung des Menschen feierten Triumphe. Die ökologische Bedrohung der Menschengattung nahm zu, statt daß Schritte zu ihrer Abwendung erfolgt wären. Sein Tod war ihm ein stoischer Freund. Er kam schnell, ohne langes Leid, er nahm ihn aus den Armen seiner Frau. Anne hatte sich in langen Jahren aufopfernd um ihn gekümmert, ihrer dankend zu erwähnen ist Pflicht.

Am Leichnam des alten Genossen, Freundes und Lehrers bleibt als Trost jenes Licht, das der vom Verstorbenen so geliebte Dichter Jean Paul im 23. Zykel der 4. Jobelperiode des *Titan* beschrieb:

Die Seele des alten Mannes ragte wie die Sonne bei der ringförmigen Finsternis über den dunklen Körper, der sie mit seiner Moder-Erde überdecken wollte, mit dem ganzen Rande leuchtend hinaus.

Die Seele, der Geist Harichs werden weiterleuchten, allen, die gegen die – vorerst – gesiegt habende Sache der kapitalistischen Götter weiter ankämpfen.

Ihm ist die Erde leicht!

Uns aber bleibt zum Schluß, womit er selbst vor 40 Jahren seine Grabrede für Paul Rilla (»Sinn und Form«, Jg. 7, 1955, H. 1) beschloß:

Das Vermächtnis seines Lebens, seiner Haltung erfüllen, heißt – an die Arbeit gehen, nicht sich schonen, niemals selbstzufrieden sein, für das Gute kämpfen und auf den Sieg des Guten vertrauen. ■

Dr. Reinhard PITSCH ist Philosoph.

# Leidenschaftlich gelebt – leidenschaftlich gestorben

*Julius MENDE*

*Borneman, ein Pionier der Sexualpolitik in Österreich, hat auch seinen Tod inszeniert.*

Als Wissenschafter war er umstritten, als Freund der Frauenbewegung war er umstritten, und als einer, der seine „Privatgeschichten", mit wievielen Frauen er geschlafen hat etc., öffentlich machte, war er erst recht umstritten. Seine Gefechte mit ehemaligen Geliebtinnen über die Frage des sexuellen Kindesmißbrauchs haben ihn für viele lächerlich gemacht (vgl. Perner-Borneman-Disput in der »Stimme der Frau«). Er hat sich an die Sozialdemokratie angebiedert, sich eine Staatsrente ertrotzt und seine Aufklärungsserien in den unmöglichsten Zeitungen (»Neue Revue«) veröffentlicht. Letzteres mit der „Ausrede", daß die Leserbriefe für seine sexualwissenschaftlichen Studien so wichtig seien. Mit seiner Selbstgefälligkeit hätte er beinahe die von ihm selbst gegründete Gesellschaft für Sexualforschung ruiniert. All das hat ihm viel Kritik eingebracht; seine brilliante aber auch präzise Redegabe hat die KritikerInnen noch mehr verärgert als sein bildungsmäßiger Hintergrund, den er mit vielen Größen der österreichischen Emigration teilt.

In die österreichische Wissenschaftsriege ist er nie wirklich aufgenommen worden. So ein bunter Hund hatte in diesem langweiligen Milieu keinen Platz – obwohl er Hochschullehrer war und reichlich, größtenteils für diese Szene sicher ausreichend seriös, publiziert hat. Bestseller wie „Das Patriarchat" machten ihn erst recht verdächtig. Was kann ein Mensch, der in der englischen und amerikanischen Emigration Krimis schrieb, Filmscripts verfaßte, Rundfunkstationen leitete, bei Geza Roheim Analyse machte, mit Orson Welles filmte und schließlich – nach Deutschland und später nach Österreich zurückgekehrt – hinter kleinen Kindern her war, um ihnen sexuelle Witze und Sprüche abzulauschen, schon wert sein? Die vielen angedeuteten wissenschaftlichen und künstlerischen „Seitensprünge" kann man in seiner eitlen Selbstbiographie vergnügt nachlesen und auch genauere Angaben erhalten über Orte und Zeiten – wer weiß, wie zuverlässig? Schließlich hatte sich Borneman in den sechziger Jahren endlich selbst als Sexualwissenschafter definiert. In Österreich gab es eine solche Disziplin zu dieser Zeit nicht, und bis heute kann man die Leute an einer Hand abzählen, die in diesem Metier relevant publiziert haben. Bornemans Bedeutung für die Sexualwissenschaft gilt für Deutschland nicht weniger. Selbstverständlich hatten sich die Psychoanalytiker auch schon bis zu diesem Zeitpunkt mit der sexuellen Frage befaßt.

Aber die analytische Verknüpfung des Sexuallebens mit der politischen Ökonomie im marxschen Sinne war seit den Versuchen Reichs in den dreißiger Jahren nicht mehr vorgekommen; weshalb diese Zunft ihm die psychoanalytische Kompetenz absprach. Er saß konsequent zwischen allen Sesseln. „Das Patriarchat", das allgemein als sein Hauptwerk gilt und von ihm selbst als Liebesdienst an der Frauenbewegung gedacht war – eben als politische Ökonomie der Geschichte des Geschlechterverhältnisses –, trug ihm bei den Historikern Kritik ein. Zum einen lehnte er sich bewußt ziemlich ungeniert an das Werk Engels „Über den Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" an, das eine Grundlage für die Schematisierung von Geschichtsepochen von der Urgesellschaft bis zum Kapitalismus im historischen Materialismus war.

Diese Epochengliederung ist heute kaum mehr haltbar, wenngleich sie immer nur als Gedankenmodell und nicht als Realgeschichtsschreibung gedacht war. Zum anderen betrieb er wilde Psychoanalyse rückwärtsgewandt in die Geschichte hinein, in seiner „genialen Großzügigkeit" aber durchaus den kulturhistorischen Theorien und Abhandlungen Freuds vergleichbar – zudem ähnlich unterhaltsam dargereicht. Für sein „Hauptwerk" hatte Borneman seine Latein- und Griechischkenntnisse aufgeboten, um köstliche antike Texte zum Beispiel über die Knabenliebe zu übersetzen – und zwar in ein deftiges Sexualdeutsch, das der Sache gerecht wird. Was es da an Hymnen auf die Glutäen, die Arschbacken der griechischen Jünglinge, zu lesen gab, war mindestens so interessant wie der Versuch, in einem historischen Längsschnitt für den Mittelmeerraum die Ablösung des Mutterrechts bzw. matristischer Kulturen, wie sie Borneman nennt, durch patriarchalische zu beschreiben – stets gestützt auf relativ fundierte Beschreibungen der politischen, ökonomischen und sozialen Verhältnisse der jeweiligen Kulturen, zum Beispiel der Athener und der Spartaner. Daß es bei einem solchen Wurf im Detail manchmal daneben gehen kann, ist nicht verwunderlich.

Hauptverdienst dieser umfassenden Arbeit ist eben der Versuch, eine differenzierte Basis-Überbaudialektik bezüglich des sexuellen Lebens einer Kultur zu entfalten – ganz im Sinne von Marx die Lebens- und Liebesverhältnisse einer Gesellschaft zu studieren. So war Borneman auch für viele Kritiker (hinsichtlich der durchgehenden Haltbarkeit der Matriarchatsthese) durchaus anregend für die eigene Arbeit der Geschichtswissenschaft, diese damals ausgesprochen vorwärtsweisende sozialgeschichtliche Herangehensweise zu übernehmen. Freilich ist für mich gar nicht ausgemacht, was denn sein Hauptwerk war. Vielleicht war seine umfassende Sammlung erotischer Kindersprüche interessanter und fundierter, sein mehrbändiges Lexikon der Liebe bedeutsamer und das Wörterbuch der Erotik anregender.

Bis zu seinem Selbstmord hat er auf sich und seine Arbeit – die ja in Österreich kaum gefördert wurde – aufmerksam gemacht. Wie er stets in seinem Leben um eine bewußte Lebensführung bemüht war, bei allen Wahnsinnigkeiten, die man ihm nachsagen kann, so hat er sich auch bewußt umgebracht und uns auch noch ein anregendes Rezept hinterlassen, wie man selbstbestimmt, wenn Alter und Krankheit es ratsam erscheinen lassen, geht. ■

# Die gute alte Zeit

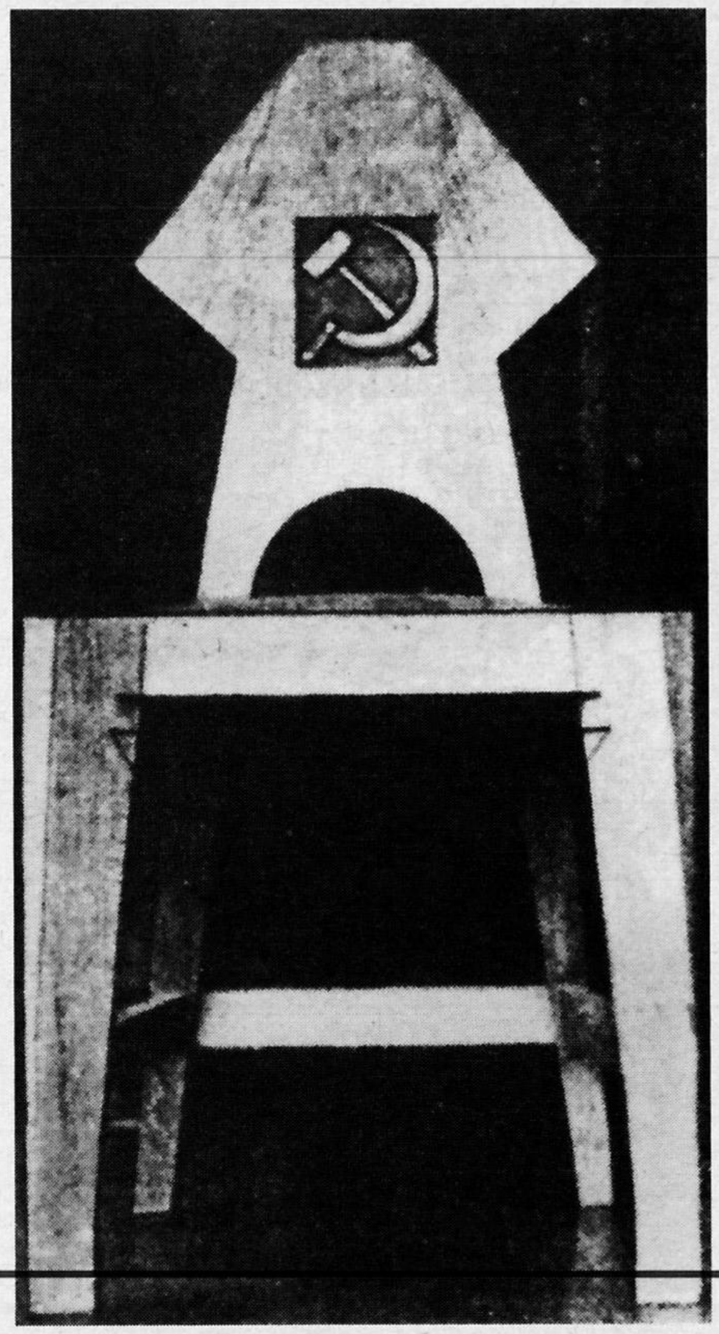
*Leo MACHÉ-SUNIZA*

*Ich habe mit Interesse den Artikel meines Freundes von „Memorial" Fritz Keller gelesen. Ich glaube, daß es gut war, diesen Artikel in der Zeitschrift »Weg und Ziel« zu veröffentlichen. Der Verfasser ist Mitglied der SOAL (Sozialistische Alternative), einer Organisation der Vierten Internationale, die in Opposition zu den kommunistischen Parteien steht.*

Sein Artikel ist aber sehr kommunistenfreundlich. Nachdem die kommunistische Partei von 250.000 Stimmen in den fünfziger Jahren auf 11.000 Stimmen bei den letzten Wahlen geschrumpft ist, scheint es notwendig, neue Wege zu gehen.

Bei der Lektüre des Artikels sind mir meine eigenen Erlebnisse wieder in Erinnerung gekommen. Mein Vater, Ljew Borissowitsch Suniza, russischer Berufsrevolutionär seit 1905, hat mich zu einem konsequenten Marxisten erzogen, und so bin ich 1946, nachdem ich aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft heimgekehrt bin, der Kommunistischen Partei beigetreten. Allerdings wurde mein Vater im April 1935 in Moskau vom NKWD verhaftet, er gehörte damals zur Leitung der Leninschule der Komintern. Im September 1937 wurde meine Mutter Anna Maché, seit 1918 Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, in Moskau verhaftet,– und wurde im September 1940 an der damaligen Grenzstation Njegoreloje vom NKWD an die Gestapo übergeben. Sie war ein menschliches Wrack, konnte nicht sprechen. Mir wurde anschließend, nach der Verhaftung meiner Mutter, die Aufenthaltsbewilligung in der UdSSR nicht verlängert, und so mußte ich das Land verlassen. Ich war tschechoslowakischer Staatsbürger, hatte aber keine Verwandten in der ČSR, das austrofaschistische Österreich gefiel mir nicht, und, jung wie ich war, entschloß ich mich, nach Frankreich und anschließend nach Spanien zu gehen, und hatte daher eine Fahrkarte nach Paris in der Tasche. Ich kam Ende Februar 1938 in Wien an und wollte hier ein paar Tage bei meinen Verwandten verbringen und anschließend gleich weiterfahren. Auf Grund der Informationslage in der UdSSR war ich überzeugt, daß Hitler in den nächsten Tagen in Österreich einmarschieren läßt. Mein Onkel Vitus Haslik „überzeugte" mich aber, daß die Engländer nie zulassen würden, daß die Deutsche Wehrmacht Österreich besetzt. Außerdem war meine Fahrkarte zwei Monate gültig, und er meinte, daß im Mai die Verhältnisse in der Fremde für mich günstiger sein würden als im März. Der Stiefvater von Vitus Haslik, Julius Kellner, begann mit mir ein Gespräch über die „Einheitsfront", und führte mich dann zu einem Hutmacher in der Klosterneuburgerstraße, der mich streng konspirativ behandelte. So blieb ich vorerst in Wien. Bald danach marschierten die deutschen Truppen in Österreich ein, die Grenzen wurden gesperrt und am 22. März 1938 wurde ich verhaftet und kam in Schubhaft. Ende Mai wurde ich mit zwei weiteren Ausgewiesenen von zwei Kieberern an die Grenze der ČSR gebracht. Auf alle diese Tatsachen muß ich hinweisen, damit das weitere verständlich wird.

Ende Mai 1946 aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, ging ich zu einem alten Freund meiner Mutter, zum Genossen Jakl Franz, der damals Kulturreferent im Werk Engerthstraße der Siemens-Schuckertwerke AG war, einem Betrieb, der auf Grund des Potsdamer Abkommens von den Sowjets verwaltet wurde. Die Kulturreferenten und die Personalchefs in den USIA-Betrieben, also den nach dem Potsdamer Abkommen in sowjetischem Eigentum sich befindenden Betriebe, waren Vertreter des ZK der KPÖ. Jakl Franz fragte mich, ob ich bereit wäre, bei Siemens-Schuckert als russischer Dolmetsch zu arbeiten, was ich bejahte. Dann fragte er den Genossen Friedl Fürnberg, der meine beiden Elternteile und ihre Geschichte kannte. Friedl sagte zu und ich begann am 3. Juni 1946 bei Siemens zu arbeiten. Ich hatte natürlich engen Kontakt zu vielen Siemensianern, die wußten, daß ich Mitglied der KPÖ war, und sie erzählten mir, was ihnen an der KPÖ, an der Partei, der ich angehörte, nicht gefiel. Bei einer Mitgliederversammlung 1948 oder 1949 brachte ich diese Argumente zur Sprache. Und ich erhielt dafür von der Stadtleitung eine Verwarnung. Ich empfand dies als ungerecht und rekurierte. Dann wurden Kommissionen aus Parteimitgliedern gebildet und jedes Mal entschieden sie zu meinen Gunsten. Bis 1953. 1953 wurde eine Mitgliederversammlung einberufen, zu der von der Stadtleitung die Genossen Alois Peter und Albert Hirsch kamen. Ich sah den Genossen Hirsch zum ersten Mal, aber es schien mir, daß er mein „Verhandlungspartner" 1938 in dem Hutgeschäft in der Klosterneuburgerstraße gewesen sein könnte. Die beiden Genossen teilten der Versammlung mit, daß die Stadtleitung beschlossen habe, mich aus der Partei auszuschließen. Alois Peter meinte, das ZK habe Beweise, daß ich amerikanischer Spion sei. In der schriftlichen Begründung hieß es dann, mein Verhalten 1938 sei unklar gewesen. Aber es hatte niemand mit mir darüber gesprochen. Daher meine am Beginn dieses Artikels angegebene Be-



*Winogradow, Möbel für Bauernhäuser, Stuhl, 1924*

schreibung, wie sich das Jahr 1938 bei mir abspielte. Nach dem Ausschluß sprach ich mit einem Genossen, und er meinte, ich solle mir nichts daraus machen, der Genosse Hirsch schließe nur gescheite Genossen aus. Da fiel mir eine Begebenheit bei der Hausdurchsuchung nach der Verhaftung meiner Mutter ein. Natürlich sahen die beiden NKWD-Offiziere auch mein Zeugnis – ich hatte als Vorzugsschüler maturiert. Und einer von ihnen meinte, wieso die Kinder der „Feinde des Volkes" alle so gute Zeugnisse haben. Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ist das die Ursache für den Niedergang im Osten?

1956 traten zuerst der Genosse Martin Grünberg, damals Sekretär der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft, und etwas später der Parteisekretär, ich glaube des 20. Bezirkes, Ruzicka, an mich heran, ob ich nicht wieder der Partei beitreten wolle, man werde meinen damaligen Ausschluß „vergessen", meine Zugehörigkeit zur Partei sei durch den Ausschluß nicht unterbrochen. Ich akzeptierte.

Parallel dazu hat sich folgendes begeben. Ich hatte Ende 1948 die Tochter von Susanne Benesch, der ersten österreichischen Kommunistin, die im Konzentrationslager Ravensbrück gestorben ist, geheiratet. Ihre Wohnung wurde ihrem ehemaligen Gatten zugesprochen. Wir hatten also keine Wohnung. Den Sommer über lebten wir in der Wohnung des Chauffeurs des Genossen Erwin Scharf, der im Sommer in seiner Sommerwohnung lebte. Meine Frau ging ins ZK. Ihr wurde von einem Sekretär empfohlen, ich solle parallel der SPÖ beitreten, was ich nicht machte.

Mein russischer Generaldirektor war damals Alexander Sergejewitsch Olejnikow, ein interessanter Mann. Er wurde als junger Bursch aus dem Dorf zur Marine einberufen. Im Bürgerkrieg kämpfte er bei Archangelsk gegen die Engländer, und es war ihm daher ein Personalchef unsympatisch, der als Österreicher in der englischen Armee gedient hatte. Während der Kollektivierung war er einer der dwadcatipjatityssjatschnikow, eines der 25.000 Parteimitglieder, die den Bauern helfen sollten, Kollektivwirtschaften zu organisieren. Als ich erwähnte, daß ich mit meinem Vater im Sommer 1933 (das Jahr des großen Hungers im Dorf) in einer deutschen Kollektivwirtschaft war, änderte sich plötzlich sein Verhältnis zu mir, der allen gegenüber Verschlossene wurde mein Freund.

Er interessierte sich zu diesem Zeitpunkt für meine Wohnungssituation, und ich erklärte ihm alles. Er riet mir, unter keinen Umständen der SPÖ beizutreten. Ich erzählte ihm daraufhin, daß wir im Gebiet 5 des 2. Bezirks eine Parteiversammlung gehabt hatten, bei der berichtet wurde, daß ein Genosse gleichzeitig bei der SPÖ ist. Der Bezirksobmann meinte dann, man dürfe ihn unter keinen Umständen ausschließen, sondern müsse sich um ihn kümmern. Olejnikow meinte: „Etot spektakl spezialno dlja tebja ustroili" (Dieses Spektakel haben sie extra für dich veranstaltet). Dann gab er mir folgenden Ratschlag. Ich solle zum Betriebsratsobmann der Arbeiter Jilg gehen, der auch Bezirksrat war und ihm sagen, daß er, der Generaldirektor, ihn bitte, mir zu helfen, eine Wohnung zu bekommen. Er selbst schnitt diese Frage auch mit Jilg und mit dem Hauptbuchhalter Gatscha an. Jilg meinte im Gespräch mit mir, die KPÖ erhalte auch Wohnungen, und er könne mir nichts versprechen. Bald darauf erhielt ich eine Wohnung in der Wehlistraße. Das war ein Neubau, in dem alle Wohnungen bereits belegt waren, mit Ausnahme der einen. Neben mir wohnte ein Kieberer von der Staatspolizei. Ein paar Wochen später kam der damalige Personalchef zum Generaldirektor und verlangte von ihm, er möge mich entlassen, da ich zwei Parteibücher in der Tasche habe. Der Generaldirektor feuerte den Personalchef.

Einige Zeit später, ich glaube es war noch 1949, kam das Mitglied des Polbüros, Genosse Hexmann, zum Generaldirektor. Als er hinausging, fragte mich Olejnikow, ob ich diesen Typen kenne und sagte, er habe behauptet, ich sei amerikanischer Spion. Der Generaldirektor fragte ihn, ob ich Mitglied der KPÖ sei, was Hexmann bejahte. Darauf Olejnikow: „Ihr haltet ihn in der Partei, und von uns verlangt ihr, daß wir ihn abbauen. Unlogisch."

Hier muß ich noch einiges hinzufügen. Die österreichische Direktion von Siemens wollte nicht die russische Art der Verwaltung übernehmen. Die dachten, die Besetzung werde nicht lange dauern, und warum sollte man jetzt umstellen, und dann noch einmal. Und sie diskutierten fleißig mit dem Generaldirektor. Dieser kam bald zur Überzeugung, daß die Siemens-Verwaltung logischer aufgebaut war als die sowjetische Industriebetriebsverwaltung. Olejnikow gehörte noch zu jener Generation, die sich an die Parolen Lenins erinnerte: Kontrolle und Rechnungsführung, der kapitalistische Konzern ist intern perfekt organisiert, nur am Markt herrscht Anarchie der Produktion, man müsse bei den kapitalistischen Konzernen industrielle Organisation lernen. „Lernt bei den Deutschen. Sie haben die beste Art der Rechnungsführung für den Betrieb." Und jetzt predigten ihm Vertreter eines solchen Betriebs, wie man ihn führen solle. Natürlich konnte er nichts unternehmen. Straff war die Organisationsform der sowjetischen Industrie. So beauftragte er seinen Dolmetscher und späteren Assistenten Maché damit, wahrscheinlich nach Absprache mit einigen leitenden Herren der Elektroverwaltung, die Siemens-Organisation gründlichst zu studieren. Daher konnten mich die Hirschs auch nicht aus dem Betrieb herausbekommen weder zur Kommandantur nach Mauer noch zur Varta nach Liesing.

Die Siemens-Organisation war für mich sehr interessant. Der Buchhalter des Betriebes unterstand nicht der Direktion, sondern war Kontrollorgan der Zentrale über die finanzielle, kommerzielle und produktionsmäßige Tätigkeit des Betriebes. Kontrolle, wie Lenin sie forderte. Vom Gewinn gehörte nichts dem Betrieb. Daher waren die Betriebe nicht an Preissteigerungen interessiert. Gefördert wurden Kostensenkungen, das war eine Hebung der Arbeitsproduktivität.

Als sich nach Abschluß des Staatsvertrages bei der Übergabe der Betriebe an österreichische Stellen der damalige Generaldirektor Djatschkow von mir verabschiedete, sagte er: „Njikakich otloshenij" (Keine Ablagerungen). Das waren die Worte, mit denen sich Chruschtschow knapp davor von Tito verabschiedet hatte. Da ging mir ein Licht auf. Das waren gar nicht Auseinandersetzungen zwischen der österreichischen Partei und den Russen um den Maché, das waren Auseinandersetzungen zwischen zwei Gruppen von Russen, der lokalen Verwaltung und dem KGB; nur als Vertreter des Standpunkts des KGB trat der österreichische Kommunist, Mitglied des Polbüros des ZK, Genosse Friedrich Hexmann auf.

Friedl Fürnberg verwarf auf einem ZK-Plenum die Frage, warum alles mitgemacht wurde, als „rein akademisch". Denn „es hätte uns weit zurückgeworfen, wenn wir versucht hätten, einen anderen Weg zu gehen".

Das war die Partei in den Jahren 1945 bis 1955. ■

Leo MACHÉ-SUNIZA ist ehemaliger Übersetzer und Journalist.

# Von der Perestroika zur Jelzinschtschina

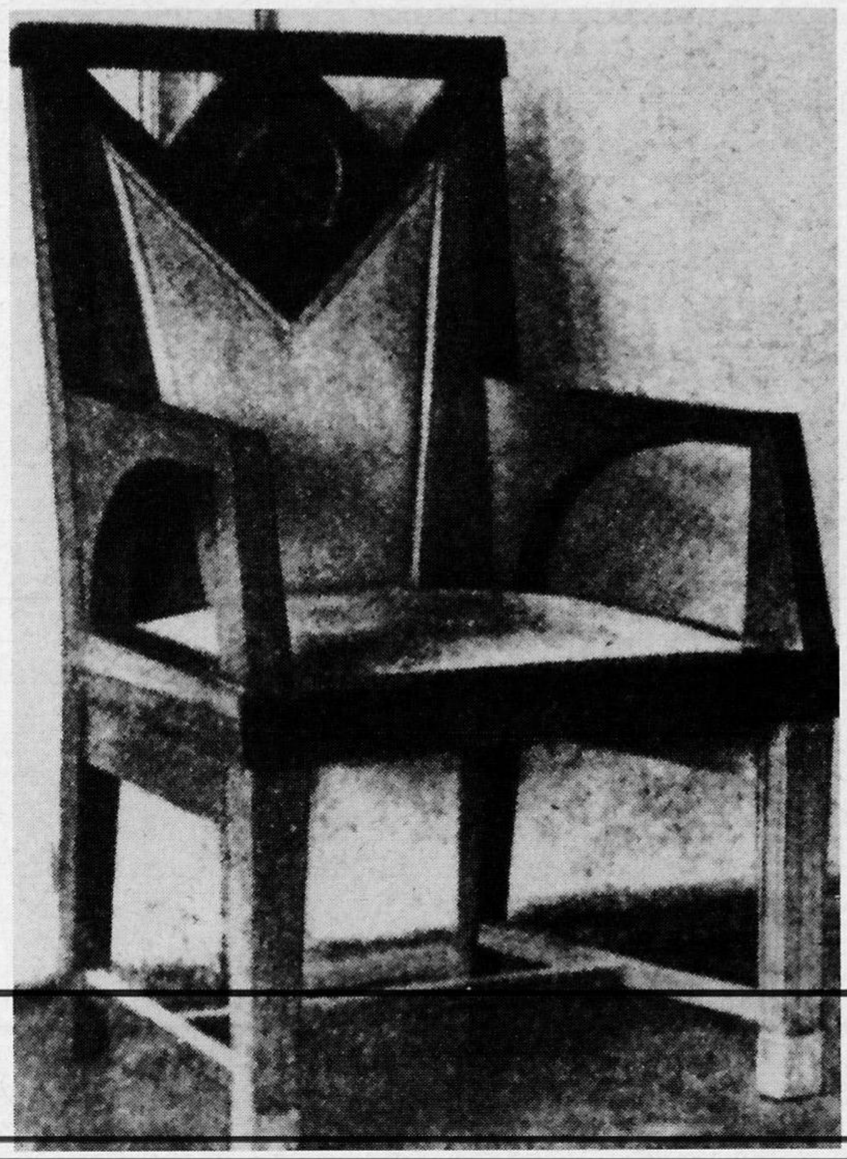
*Werner Pirker, Die Rache der Sowjets. Politisches System im postkommunistischen Rußland, mit einem Exkurs von Alexander Penkin, Edition Brennpunkt Osteuropa, Promedia-Verlag, Wien 1994, 216 Seiten, 265 Schilling.*

Die Erfüllung des Titels, also „Die Rache der Sowjets", gehört zu dem noch nicht durch die Geschichte geschriebenen, aber in ihr als Ausweg aus der Katastrophe Rußlands angelegten Kapitel. Im Wort „Sowjet" schwingen immer wieder die klassendemokratischen Ursprünge der UdSSR und ihre nie völlig erloschenen Verheißungen, aber auch die Militanz der Arbeiter- und Bauernsache mit. Und ihr Wiederauferstehen könnte dem Chaos und dem Wirtschaftsruin, dem mafiosen Parasitentum und der kapitalistischen Restauration ein Ende bereiten. In dieser Richtung kann die hier zu besprechende Schrift weitergedacht werden.

Werner Pirker, ehemals Korrespondent der kommunistischen Wiener »Volksstimme« in Moskau, hat hier eine Darstellung vorgelegt, die nicht nur von einer präzisen und fundierten Kenntnis der Zusammenhänge zeugt, sondern die durchgehend mit Formulierungen belebt wird, aus denen Funken der erfaßten Dialektik des Prozesses sprühen. Der erste Teil „Die Zerstörung der Sowjetunion" setzt mit Gorbatschows Wahl zum Generalsekretär der KPdSU 1985 ein und endet mit dem von diesem verlesenen Verbotsdekret der KPdSU Ende August 1991. Diesem Teil folgt ein 20seitiger Exkurs des russischen Ökonomen A. Penkin, der in knappen Zügen die Wirtschaftsentwicklung der UdSSR/Rußlands seit 1985 wiedergibt. Der zweite Teil hat „Das neue Rußland" nach dem August 1991 zum Gegenstand und reicht zeitlich bis zur Situation Anfang 1994.

Pirker zeichnet die verschiedenen Phasen der Perestroika, ihre Ausgangskonstellation und ihre Metamorphosen, ihre ideologischen Camouflagen und die Halt- und Treulosigkeit ihres Führungspersonals, ihre prokapitalistische Wendung und die schließliche Öffnung zur kapitalistischen Restauration, die Zerstörung der Sowjetunion und der Sowjetgesellschaft und die Durchsetzung der „Jelzinschtschina", also jener Form neurussischer Selbstherrschaft, die die Analogie zum Bonapartismus, freilich jenem des abenteuernden Neffen des großen Kaisers, nahelegt.

Kernprozeß und damit auch Leitfaden der Entwicklung ist die Zersetzung des schon 1985 durch Züge der Deformation gekennzeichneten gesellschaftlichen Eigentums, seiner Entmachtung und seines Raubs. Und wo träfe P. J. Proudhons sarkastische Anklage „Eigentum ist Diebstahl" mehr zu als in der Gesellschaft der Neurussen! Pirker setzt deshalb über eines seiner Kapitel gerade dieses Motto. Zu diesem Komplex liegen inzwischen schon einige Untersuchungen vor. Pirker bleibt aber nicht dabei stehen, sondern zeigt, wie aus der Zersetzung des Staats- und Gesellschaftseigentums Interessen entspringen, sich entsprechende sozialökonomische Subjekte formieren und schließlich die ihnen gemäßen politischen Parteien auf die Bühne treten. Dem entspricht die faktische Privatisierung und Aneignung des Staates, die dann im bonpartistischen Regime Jelzins kulminiert. Die andere Seite dieses Prozesses ist die Überwältigung der Volksmassen, der Kräfte der Arbeit durch Versprechungen, Lügen, die Zerschlagung der Vertretungskörperschaften, eben der Sowjets, die Ignorierung ihrer Optionen, wie im Falle des Votums für den Erhalt der Sowjetunion, die – auch physische – Liquidierung



*Winogradow, Möbel für Bauernhäuser, Sessel, 1924*

der von ihnen gewählten Abgeordneten des Obersten Sowjets und damit die Aufhebung jenes unabdingbaren Minimums an staatlichem Rückhalt für ihre soziale Sicherheit usw.

Genau dies ist aber die Klassenanalyse der Zersetzung des Sozialismus und der kapitalistischen Restauration in Rußland. Mit Gewinn hat der Verfasser Marxens „Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte" von 1852, wo dieser die Überwältigung der französischen Gesellschaft in einer Situation des Klassenkräftegleichgewichts durch den Militärstiefel klassisch analysiert hatte, nicht nur gelesen, sondern er versucht auch immer wieder, die methodischen Ansätze zu nutzen und zwar mit einer Verve und einem dialektischen Einfühlungs- und Erfassungsvermögen, die das große Vorbild mit Zustimmung quittieren könnte. Sicher ist noch viel zu tun, um die Entfaltung des Antagonismus von Arbeit und Parasitentum im Zerfallsprozeß der Sowjetgesellschaft gerade im Blick auf die Lehren für neue Sozialismusansätze weiter zu präzisieren. Auf jeden Fall eröffnet aber das Verständnis dieses Grundgegensatzes in der vorliegenden Form wieder den Zugang zu jenen sozialen und politischen Kräften, denen die Sympathie und die Solidarität des Sozialisten zu gelten hätte. Damit bricht er wohl auch mit der gerade in der westlichen Linken verbreiteten Ideologie, wonach aus dem Gegensatz von Staat und Gesellschaft, inklusive der Schimäre Zivilgesellschaft, der Schlüssel für eine progressive Analyse und Perspektive entwickelt werden könne, was sich dann als die Errichtung der demokratischen, pluralistischen bourgeoisen Gesellschaft zu realisieren hat.

Als kommunistischer Korrespondent hatte Pirker Zugang zu Bereichen, die seinen bürgerlichen Kollegen noch geraume Zeit verschlossen waren, nämlich zu

den verschiedenen Ebenen und Institutionen der KPdSU. Dies ermöglichte es, zumindest im nachhinein, die Pulsschläge des Patienten richtig zu deuten und ein Gespür für die inneren Triebkräfte zu entwickeln, was auch von Vorteil für die Darstellung der politischen Kräfte im heutigen Rußland ist. Vor allem befähigt dies zu einer zumindest einleuchtenden Erklärung fortwirkender Grundlinien der russischen und sowjetrussischen Geschichte, etwa des Etatismus, des Patriotismus und Nationalismus, des Mythos von der russischen Staatlichkeit usw.

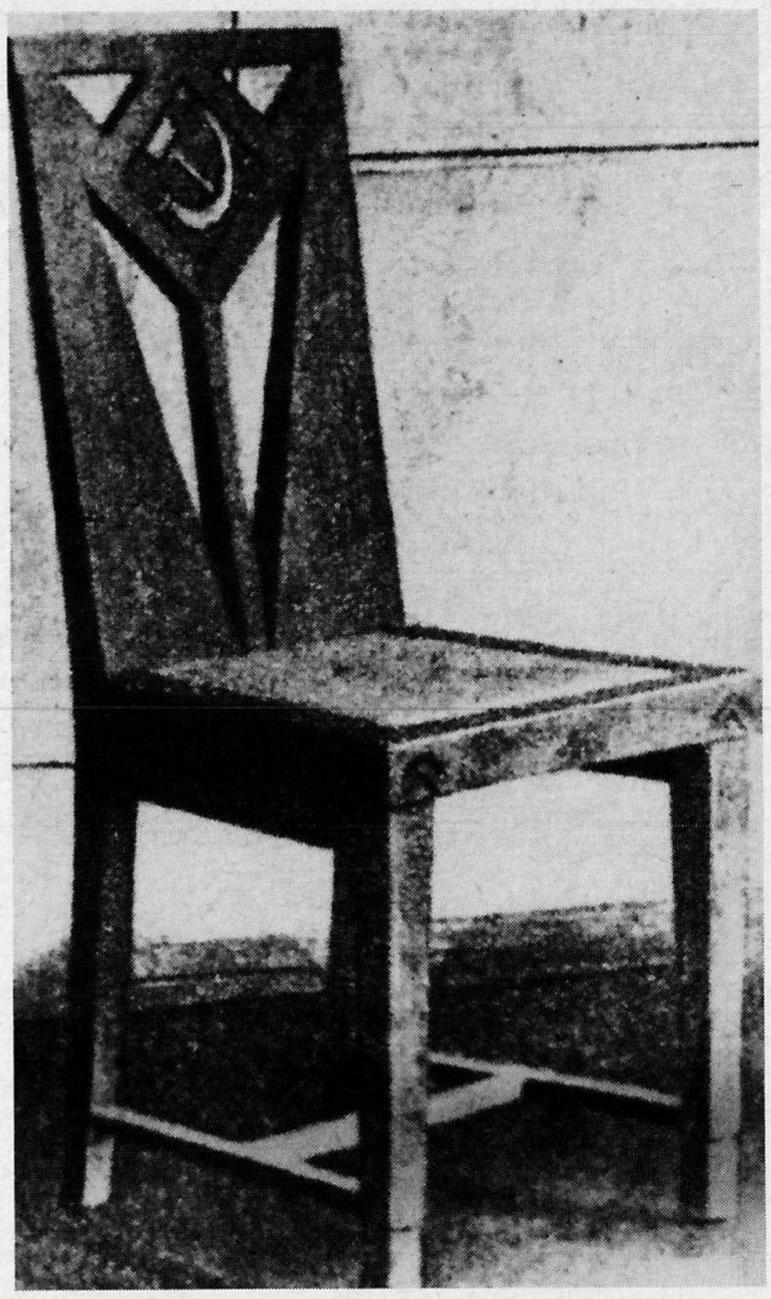
In den Schlußabschnitten analysiert Pirker die Situation, wie sie sich nach der Liquidierung des Obersten Sowjets durch die Jelzin-Leute im Oktober 1993 und nach den Duma-Wahlen vom Dezember 1993 mit ihren Überraschungseffekten herausgebildet hat. Seine Aufmerksamkeit gilt vor allem den Gruppierungen der sozialistisch-kommunistischen Linken. Nach der Lektüre versteht man besser, welche Motive hinter Jelzins Tschetschenien-Abenteuer standen und weshalb die Regierungen der „westlichen Demokratien" sich nachhaltiger Kritik an Jelzins Krieg in Grosny enthalten hatten. Sie kamen nicht umhin, der bonapartistischen Diktatur zu ihrer Machterhaltung diese Art nationalistischer Befriedigung des angeschlagenen russischen Ego zuzubilligen. Das war der Aufpreis für eine neurussische Selbstherrschaft, die als Schutzschild der IWF-geförderten Privatisierungsorgien und als Bollwerk gegen den Nationalbolschewismus ante portas zu fungieren hat. Und solange sie diese Rolle spielt oder diese nur ihr zugetraut wird, wird auch die Zurückstufung der prowestlichen Radikalreformer à la Gaidar, also der eigentlichen Liberalen und „Demokraten" – eine bei den enteigneten Volksmassen Rußlands verhaßte Kategorie – in Kauf genommen. Pirker vermutet sogar, daß sich die „Jelzinschtschina" im Zuge einer solchen Entwicklung der Liberalen entledigen müßte, um den „patriotisch-etatistischen" Schwenk vollziehen zu können, der erforderlich wäre, um der Strategie der Kommunisten das Wasser abzugraben. Denn gerade ein solcher Schwenk wird von der Kommunistischen Partei der Russischen Föderation (KPRF) unter ihrem Vorsitzenden Gennadin Sjuganow, zu dessen nationalpatriotischem Konzept Pirker ansonsten ein eher distanziertes und kritisches Verhältnis hat, heute als erster Schritt zur Bekämpfung der Katastrophe Rußlands angesteuert.

Man muß bei den Parteien und politischen Formationen des sozialistisch-kommunistischen Spektrums in Rußland – von Pirker einprägsam und kenntnisreich vorgestellt – beachten, daß sie als Reaktion auf den Bankrott des Gorbatschowismus entstanden sind, dessen Rolle von ihrer Mehrheit als Politik des nationalen und sozialen Verrats verstanden wird. Dies unterscheidet sie von den postkommunistischen Parteien der meisten nichtsowjetischen früheren RGW-Staaten, deren Führungen 1989/90 als progorbatschowistische Reformströmungen unter Nachhilfe und Steuerung Moskaus an die Spitze gekommen waren. Entsprechend waren und sind sie bemüht, den Sozialdemokratisierungsprozeß ihrer Parteien – meist gegen eine spröde, aber politisch (noch) sprachlose Parteibasis – voranzutreiben. Im Unterschied zu ihnen bilden die sozialistisch-kommunistischen Parteien Rußlands ein anderes Profil und andere Sozialismusvorstellungen aus, die sich stärker an den positiven Zügen des alten Realsozialismus orientieren. Bisher wird dieser Prozeß in der deutschen Linken kaum, oder wenn, dann durch die Optik irgendwelcher zweifelhafter Spezialisten wahrgenommen.

Werner Pirker schließt seinen Text mit einem Kommentar zu den Programmthesen der KPRF, die relativ exakte Etappenbestimmungen des Weges der Rückkehr zur Sowjetunion und auf den Weg des Sozialismus enthalten. Vor allem aber geht es darum, wie die drohende Katastrophe bekämpft werden kann. Vor dem Oktober 1917 als Realität stand Lenins Schrift „Die drohende Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll". Der Oktober löste dann gerade diese Aufgabe, während er in der Folge die weiterreichenden Visionen verfehlte. In Pirkers Sicht ist die „Jelzinschtschina" die letzte Existenzform seiner Entartung. Und sie stellt aufs neue die Frage der „Bekämpfung der drohenden Katastrophe". (S. 215)

Von den ihm bekannten Publikationen zum Thema ist für den Rezensenten das Buch Werner Pirkers die fesselndste, treffendste und überzeugendste Darstellung. Vielleicht wäre dem Verfasser der „ganz große Wurf" gelungen, wenn er den mitunter beißenden Sarkasmus zu zügeln in der Lage gewesen wäre und er zum Blickwinkel der trotzkistischen und modernitätsorientierten marxistischen Linken Rußlands bzw. zu deren Einseitigkeiten etwas mehr kritische Distanz hätte bewahren können.

**Heinz Jung**



*Winogradow, Möbel für Bauernhäuser, Stuhl, 1924*

# Warm und kalt

*Helmuth Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. es 1884, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 1994, 300 Seiten, 178 Schilling.*

Der Autor, in den Niederlanden lehrender Literaturwissenschaftler, gehört zu den nicht eben zahlreichen Kennern der anhaltenden Amerikanisierung alteuropäischer Lebenswelten. Vor einem Vierteljahrhundert hat er eine profunde Studie über Verhaltensmodelle des „Weißen Sozialismus", das heißt über die Anfänge des fordistischen Zeitalters in Deutschland

vorgelegt. Mit seiner jüngsten Veröffentlichung über „Verhaltenslehren der Kälte“ präsentiert er neuerlich eine lesens- und zumal diskussionswerte literatursoziologische Bestandsaufnahme intellektueller Reaktionsweisen auf die Überwältigungen durch den Prozeß rapider Modernisierung. „In Augenblicken sozialer Desorganisation“, so eröffnet Lethen seine Habitus-Studie, „in denen die Gehäuse der Tradition zerfallen und Moral an Überzeugungskraft einbüßt, werden Verhaltenslehren gebraucht, die Eigenes und Fremdes, Innen und Außen unterscheiden helfen. Sie ermöglichen, Vertrauenszonen von Gebieten des Mißtrauens abzugrenzen und Identität zu bestimmen“. (S. 7) Wer wollte ernstlich leugnen, daß hier eine Problemlage und ein Folgeschema gezeichnet ist, das seinen Erkenntniswert nur für die soziale Dynamik in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg hätte. Was Lethen unternommen hat, ist eine exemplarische Analyse bis heute virulenter Verhaltensmodelle unter dem Druck der Moderne und ihrer notorischen Umbrüche und Verwerfungen.

Lethen plaziert seine Studien zur Typologie von Verhaltenslehren der Distanz bzw. von Maskeraden intellektueller Kälte in den Kontext jüngster Debatten über die Unzumutbarkeiten einer stereotyp gewordenen Kultur der „Aufrichtigkeit und Gesinnungsethik“, einer „Ideologie der unentfremdeten Leiblichkeit“ und einer medienständigen Dauerjeremiade „über den Verlust einer authentischen Gemeinschaft“ (S. 8). Vor dem Horizont und gewissermaßen in Anknüpfung an Publikationen wie die von Grawert-May, „Die Sucht mit sich selbst identisch zu sein“ (1992), und Cora Stephans „Der Betroffenheitskult. Eine politische Sittengeschichte“ (1993), führt Lethen in ein Reich von Verhaltensmodellen und Lebensstrategien, die sich nachgerade wie ein Hohngelächter auf alle Philosophien der Unmittelbarkeit ausnehmen und in denen programmatisch das Vermittelte, dezidiert das Künstliche des interpersonalen Verkehrs betont und favorisiert wird. Es geht Lethen um nichts weniger als die Durchmusterung von Habitus-Varianten auf ihre zivilisationsgesellschaftliche Eignung hin. Folgerichtig setzt der Autor in den zwanziger Jahren an, und zwar an dem Punkt, wo sich in der intellektuellen Öffentlichkeit diejenigen Stimmen zu Wort melden und häufen, die die verquaste expressionistische Betroffenheitsmanier als vormodern und zivilisationsfeindlich aufs Korn nehmen. Der Schlüsselautor ist Helmut Plessner, der 1924 seine polemische Schrift „Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus“ vorgelegt hatte, worin ausdrücklich für das „Recht auf Maske und Distanz“ geworben, worin systematisch die Lebenskunst der Entfremdung gegen den Gemeinschaftskult der falschen Wärme ausgespielt wird. (Es sei daran erinnert, daß im Zuge der „Westernization“ der europäischen, namentlich der deutschen und österreichischen Sozialwissenschaften Plessners Sozialanthropologie neuerlich Karriere gemacht hat).

Lethen setzt seine Studie an mit einer sodann untersuchungsleitenden Differenzierung: Schuldkultur und Schamkultur. Um diese nachdenkenswerte Unterscheidung anschaulich werden zu lassen, wird zum Auftakt ein Erzählbericht von Manès Sperber referiert. Er bezieht sich auf ein symptomatisches Ereignis Anfang November 1918 auf dem Wiener Nordbahnhof, bei dem eine bis dato höchst autoritative Person, ein Offizier, durch Herunterreißen der kaiserlichen Kokarden in einem einzigen Augenblick demontiert, weil entblößt wird. Ein schamkulturelles Drama, das sich öffentlich abspielt, im Unterschied zu schuldkulturellen Szenarien, die meist inter-personal, in abgedichteten Räumen der Intimität von Beziehungen oder im Beichtstuhl, hier freilich geregelt, ausagiert werden. Schuldkultur ist im Lichte der Plessnerschen Verhaltenslehre nun eher dem vormodernen, Schamkultur eher dem modernen, zeitgemäßen Habitus angemessen. Das Ganze entfaltet sich im Grunde in einer Scylla-und-Charybdis-Situation: dort die schuldkulturelle „Tyrannei der Intimität“ (Richard Sennett), hier der schamkulturelle „Alp der öffentlichen Peinlichkeit“.

Lethen führt nun in seiner Studie eine kritische Revue von Kunstfiguren aus der neusachlichen Literatur der zwanziger Jahre vor, die um das – habitusgeschichtlich gesehen – jesuitische Grundmuster der „kalten persona“ (die Übersetzung von persona lautet bekanntlich Maske bzw. Rolle) zentriert sind. Das heißt, vorgestellt werden (Über-)Lebensstrategien der sozialen Distanz, Modelle für den gesellschaftlichen Verkehr, die Zirkulation, deren Sphäre im Zuge der jüngsten Modernisierungsschübe hin zum postfordistischen Kapitalismus an Bedeutung allemal und ganz erheblich zugenommen hat. Der Reiz der Analysen von Angeboten zur Modernisierung des Verhaltens in Richtung auf Mobilitäts- und Krisenflexibilität liegt darin, daß Lethen, der Sache nach durchaus legitim, die Verhaltenslehren und Kunstfiguren der Kälte gegen den Strich des Links-Rechts-Schemas bürstet. Was immer auch sonst, dies der bemerkens- und reflexionswerte Befund, Ernst Jünger und Carl Schmitt auf der einen, Walter Benjamin und Bertolt Brecht auf der anderen Seite unterscheiden mag, gemeinsam ist ihnen die schroffe Ablehnung aller alter und neuer Gefühls-Expressionismen, die ätzende Kritik an jeglicher Art von Betroffenheitskult, der Spott über Ausdrucksphilosophien und Kulturen der Wärme durch Unmittelbarkeit. (Man denke an Brechts ausdrucksasketische Anweisungen für die Schauspielkunst!) Über politische Lager hinweg wird Übereinstimmung an zwei Nervpunkten sichtbar: Erstens, Verhaltenslehren spontaneistischer Unmittelbarkeit sind bedenkliche Rückfälle ins mythische Raunen; zweitens, aus der unmittelbaren Interpersonalität läßt sich kein Begriff des Politischen gewinnen, da dieser von Grund auf an gesellschaftliche Öffentlichkeit gebunden ist. Es ist im übrigen Robert Musil gewesen, der über zwanzig Jahre hinweg und ohne einen Schluß, das heißt, eine Problemlösung zu finden, im „Mann ohne Eigenschaften“ die Modelle der Wärme und der Kälte sublim und subtil durchexerziert hat.

Lethens Studien münden schließlich in die soziale Figur des „Radar-Typs“ ein, der so recht erst nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA und Westeuropa sich ausbreitet. Mit der Rekonstruktion von David Riesmans nach wie vor lesenswerter Publikation „The Lonely Crowd“ (1950, deutsch: „Die einsame Masse, 1958) erreicht die Lethensche Gedankenführung das Ufer der Gegenwartsmoderne einer „Outfit- und Erlebnisgesellschaft“, worin gleichsam eine temperierte, veralltäglichte und nichtintellektuelle Variante der Ver-

haltenslehre der „kalten persona“ sich kundtut. Eine Welt der Zirkulation, die ihr Maß nicht in Schuld und Reue, sondern in Versagen und Scham gefunden habe, deren Personal nicht vom Kreiselkompaß der inneren Orientierung und des Gewissens, sondern von den Antennen und Signalen des Erfolges sich bewegen läßt. Allenthalben auch eine Version der Entzifferung des vielzerredeten Individualismus. Nachdenkenswert auch Lethens Schlußgedanken: „Der psychische Hintergrund des neuen Typs („Radar“ – F. K.) ist von diffuser Angst grundiert; sie nährt Alarmbereitschaft und hält das ruhelose Beobachten in Gang. Demagogie kann sie in Panik stürzen.“ Eine bestürzende Überlegung zum Krisenpotential der „Outfit- und Erlebnisgesellschaft“. Der Autor selbst mag sich nicht entscheiden. So wie Ulrich Beck in seiner vielzitierten Studie „Die Erfindung des Politischen“ (1993), flottiert Lethen in der Sphäre des „sowohl als auch“: „Dieses Buch plädiert für eine Mischkultur“ (S. 140), für einen temperierten, der Moderne adäquaten Habitus, der sich zwischen Nähe und Kälte hindurchlanciert. Die Vagheit reflektiert das gesellschaftliche Problem der Entfremdung. Bis zur Einsicht Adornos, daß es kein richtiges Leben im falschen geben könne, und daß deshalb politisches Handeln stets einen Salto mortale erzwinge, ist es nur ein Schritt.

**Friedhelm Kröll**

# Mensch – Gesellschaft – Selbstorganisation

*John Erpenbeck, Wollen und Werden. Ein psychologisch-philosophischer Essay über Willensfreiheit, Freiheitswillen und Selbstorganisation, Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1993, 232 Seiten, 453 Schilling.*

*Herbert Hörz, Selbstorganisation sozialer Systeme. Ein Verhaltensmodell zum Freiheitsgewinn. LIT-Verlag, Münster und Hamburg 1994, 322 Seiten, 381 Schilling.*

Die jüngste von der Physik ausgehende Umwälzung des wissenschaftlichen Weltverständnisses nach Relativitätstheorie und Quantenmechanik resultiert aus den Forschungen zur Selbstorganisation der Materie (einschließlich der Chaosforschung). Durch sie wird das, was geschieht, weder vorhersehbarer noch beherrschbarer. Aber es wird einsichtig, warum das so ist. Die Welt wird verständlicher. Sie zeigt sich auch in dem, was die Wissenschaft über sie sagt als unsicher und riskant, als chancenhaltig und zukunftsoffen, während die Wissenschaft zeigt, wie man damit zurechtkommen kann. Alle herkömmlichen Auffassungen über die Determiniertheit oder Finalität des Geschehens wie alle Gegenargumentationen bedürfen auf neuer Grundlage der kritischen Prüfung und Revision. In diesen Kontext gehören die beiden vorliegenden Bücher.

Erpenbeck und Hörz stellen sich mit materialistisch und dialektisch profiliertem Denken der Frage, was aus den Forschungen zur Selbstorganisation der Materie für Menschenbild und Gesellschaftsauffassung folgt. Dabei geht es nicht um die Übertragung spezieller Theorien aus Physik und Chemie, in denen die Selbstorganisationsforschung schon weiter fortgeschritten ist als in anderen Wissenschaften, zum Beispiel in Biologie, Psychologie oder gar den Geistes- und Sozialwissenschaften, auf Mensch und Gesellschaft. Vielmehr geht es um gewisse allgemeine Gesichtspunkte der Selbstorganisationsforschung, die Phänomene im Menschen und in der Gesellschaft neu ins Blickfeld rücken und begreifen lassen.

Die Autoren sind durch langjährige Zusammenarbeit am Ende 1991 abgewickelten Zentralinstitut für Philosophie der DDR-Wissenschaftsakademie verbundene Wissenschaftsphilosophen. Kontinuität und Weiterentwicklung ihres Denkens, vor allem auf den Problemfeldern des dialektischen Determinismus und philosophischer Entwicklungstheorie, in der Zuwendung zu aktuellen wissenschaftsphilosophischen Problemen und der Reflektion dessen, was seit dem Ende der achtziger Jahre in Deutschland und Europa geschehen ist, kennzeichnen ihre Bücher. Nicht nur die wesentliche Bezugnahme auf die Begriffe der Freiheit und der Selbstorganisation verbinden sie, sondern vor allem auch ihr Engagement für das Überleben der Menschheit und ihr Vorankommen in freier Selbstbestimmung, Demokratie und sozialer Gerechtigkeit. Vielfältige Verflechtungen von Naturwissenschaft, Wissenschaft vom Menschen, Philosophie, Politik und Zeitgeschehen lassen beide Bücher zur anspruchsvollen und inspirierenden Lektüre für rege Geister werden. Mathematisch-physikalische Kenntnisse werden nicht vorausgesetzt. Was Selbstorganisation ist, wird allgemeinverständlich dargelegt.

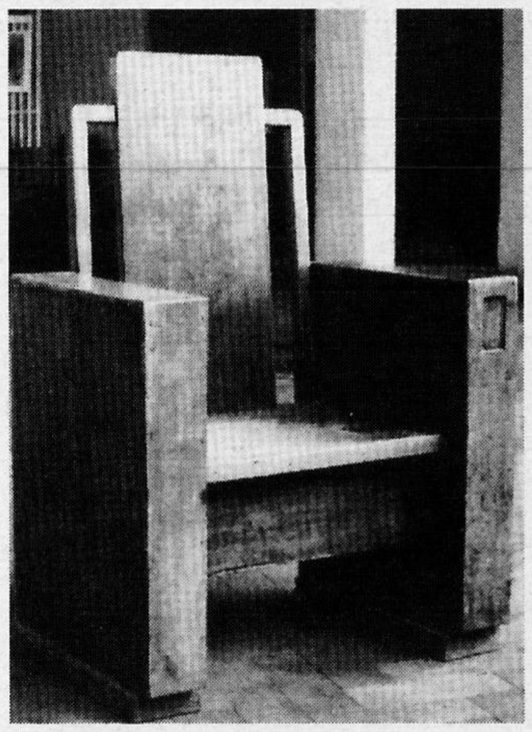
Erpenbeck verzichtet mit der literarischen Form des Essays auch sonst weitgehend auf Fachausdrücke sowie andere äußere Zeichen akademischer Gelehrsamkeit. Dafür gibt er Auskunft, was ihn aufgrund seiner Forschungen zu philosophischen Fragen der Psychologie und seiner Lebenserfahrungen in der DDR wie nach deren Ende zum und beim Schreiben über Willen und Willensfreiheit bewegte. Auf wissenschaftlichen Anspruch verzichtet er aber keineswegs, im Gegenteil: Er plädiert überzeugungskräftig für eine Rehabilitation des Wollens in Psychologie und Philosophie und schlägt eine neue Lösung des alten Problems der Willensfreiheit vor.

*Winogradow, Möbel für Bauernhäuser, Stuhl, 1924*

Während der Voluntarismus in der gesellschaftlichen Praxis katastrophale Folgen zeitigte, so konstatiert der Autor, sei die Kategorie des Willens in der Theorie fast verlorengegangen. Ihm ging deren Unverzichtbarkeit bei seinen Forschungen zur Motivationsproblematik auf (vgl. J. Erpenbeck, Motivation. Ihre Psychologie und Philosophie, Berlin 1984). Es sei notwendig, diese Kategorie in die Psychologie und Philosophie zurückzuholen. Dieses Erfordernis wird in einer detaillierten Analyse der Willensphänomene demonstriert. Sie führt zu der begründeten Vermutung, daß Willensfreiheit auf Vorgänge der Selbstorganisation im Hirngeschehen beruht. Die moderne Konzeption von der Selbstorganisation der Materie wird mit Immanuel Kants Begriff von der Freiheit als „Vermögen, einen Zustand von selbst anzufangen" verknüpft, um dem Verständnis von Willensfreiheit näherzukommen, ohne auf Übernatürliches und Immaterielles zurückzugreifen.

Ein weites Problemfeld wird durchmessen, um diese Konzeption zu fundieren. Dazu gehört, daß die Geschichte der Willensproblematik seit dem Altertum skizziert wird. Bei der von der Frage nach der Willensfreiheit nicht zu trennenden Determinismusproblematik betrachtet der Autor die Konzeptionen des mechanischen und des dialektischen Determinismus, wobei er letzteren zu einem selbstorganisativen Determinismus weiterführt. Mit der Diskussion von Ergebnissen und Problemen der Hirnforschung untermauert er seine materialistische Hypothese der Willensfreiheit. Bis zu einer Würdigung Eduard Bernsteins und der Darlegung von Zusammenhängen zwischen Willensproblematik und demokratischem Sozialismus reichen die Gedankengänge Erpenbecks.

Mit der Willensproblematik bezieht er sich primär auf die im sozialen Beziehungsgefüge agierenden und reagierenden menschlichen Individuen. Hörz lenkt den Blick auf die sozialen Systeme als Ganze in ihrer Entwicklung, die durch das Wirken der Individuen unter vorgefundenen Bedingungen gestaltet werden. Er stellt ein Erklärungsdefizit für die grundlegenden sozialen Veränderungen in unserer Zeit fest und bestimmt daraus sein Anliegen. Es besteht



*Sessel für einen Klub, Zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts*

darin, die Idee der Selbstorganisation auf soziale Systeme anzuwenden, um das Erklärungsdefizit dadurch zumindest teilweise beheben zu helfen. Dabei baut er auf seinen jahrzehntelangen Forschungen zu philosophischen Problemen der Entwicklung von Wissenschaft und Technik, zum dialektischen Determinismus und zur philosophischen Entwicklungstheorie auf, die im vorliegenden Buch auch resümiert werden. Der Text ist systematisch aufgebaut und knapp, präzise und verständlich formuliert.

Der Leser gewinnt Einblick in den Stand der Selbstorganisationsforschung in verschiedenen Wissenschaftsgebieten, speziell in Positionen und Probleme bei der Untersuchung der Selbstorganisation von sozialen Systemen. Er lernt allgemeine philosophische Prinzipien selbstorganisierender Systeme in Natur und Gesellschaft kennen und ihre Spezifizierung für selbstorganisierende soziale Systeme. Das Geschehen in diesen betrachtet der Autor als Vorgänge der Fremdorganisation, so durch die herrschende Kapitaldiktatur und die zusammengebrochene frühsozialistische Staatsdiktatur, und durch Selbstorganisation, die sich demokratisch vollzieht und zum Freiheitsgewinn der Persönlichkeit tendiert.

Fundiert werden die Erwägungen zur Selbstorganisation sozialer Strukturen und Prozesse durch eine philosophisch-anthropologische Konzeption des menschlichen Verhaltens in sozialen Systemen mit moralisch-ethnischen und politisch-politologischen Konsequenzen. Sie basieren auf der von Marx herrührenden Auffassung, daß das allgemeine Wesen des Menschen darin besteht, stets Ensemble der konkret-historischen gesellschaftlichen Verhältnisse in individueller Ausprägung als Einheit von natürlichen und gesellschaftlichen, materiellen und ideellen, rationalen und emotionalen, bewußten und un- bzw. unterbewußten Faktoren zu sein. Als Grundeigenschaften menschlichen Verhaltens, die sich aus der notwendigen Organisation der Befriedigung materieller und kultureller Bedürfnisse ergeben und die Selbstreproduktion und Selbsterhaltung der menschlichen Gattung bestimmen, hebt der Autor Neid und Liebe hervor. Der Freiheitsgewinn der Persönlichkeit als Ausdruck umfassenderer Selbstorganisation sozialer Systeme verlange die Wahrnehmung individueller Verantwortung als Pflicht zur Beförderung der Humanität und eine Methodologie und Ethik der Kooperation.

Gelegentlich wird darüber diskutiert, ob von der DDR-Philosophie etwas bleibt und was. Dabei dürfte es reichlich spekulativ sein, das rückblickende Gedenken zukünftiger Philosophiehistoriker vorwegnehmen zu wollen. Viel mehr dürfte zur Antwort in der Gegenwart beitragen, aus dem philosophischen Potential heraus, das sich in der DDR entwickelt hat, entgegen widrigen Umständen öffentliche Stellungnahmen in den aktuellen Diskurs einzubringen, das heißt, weiterzuarbeiten. Daß dies möglich ist, haben Erpenbeck und Hörz durch ihre Bücher gezeigt. In der Präsenz zeigt sich das Bleiben.

**Rolf Löther**

## LESERBRIEF

# Selbstkritik!

*Leserbrief zur Einleitung von Julius Mende in »Weg und Ziel« 2/1995*

Lieber Julius Mende,

in der Einleitung machst Du es Dir etwas zu leicht! „Einige Leser haben sich erschreckt..." ist nicht nur eine überhebliche Formulierung, sie ist auch falsch. Für mich kann ich sagen, daß nicht Schrecken über Fritz Kellers (bekannte) Auffassungen mich bewogen hat, gegen diese Form der Veröffentlichung zu protestieren, sondern Erstaunen über die Instinktlosigkeit der Redaktion, den Beitrag ohne Vorspann zu publizieren.

Es hätte wohl jetzt eher zur „Zier" gereicht, nicht „einige Leser" als erschreckt zu charakterisieren, sondern die nicht schlechteste Tugend der Selbstkritik zu üben.

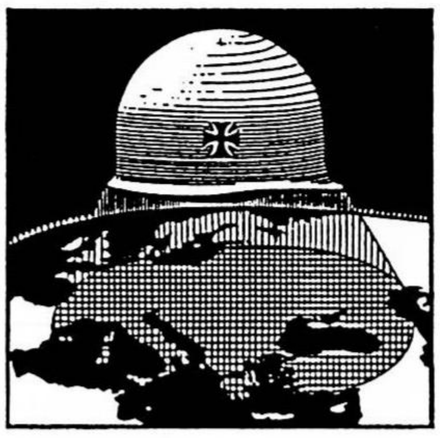
Mit Gruß

**Heinz Zaslawski, Wien**

**isw** sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V

Analysen, Dokumentationen Fakten & Argumente

**KERNEUROPA - Keim zur Weltmacht**



ISW REPORT NR. 23

isw-report Nr. 23

**Kerneuropa - Keim zur Weltmacht**

Europastrategien des deutschen Kapitals von 1840 bis 1945

1995: Krieg wieder ein Mittel der Politik

Im Windschatten der Abrüstung: Die neue Rüstungsdynamik im vereinigten Deutschland

Kern-Macht und die Neuordnung Europas

(5,- DM plus Versand)

**isw-reports erscheinen vierteljährlich**
DM 5,- plus Versand (Abo DM 30,- /Jahr)

**Bestellungen, Prospekte, Infos bei isw e.V., Georg-Wopfner-Str. 46, 80939 München, Telefon und Fax 089-323 17 80**



**AKAZ**

*beiträge* zur Religions- und Staatskritik Nr. 7

von Thomas Geisen zur richtigen Kritik an der Religion

*von Heinz Gross* zum totalitären Gesellschaftsbild der Sannyasins

*von Franz Helmut Richter* zu dem Initiator einer grundlegenden Religionskritik Ludwig Feuerbach

*von Gottfried Mergner* zu dem fast vergessenen interkulturellen Pädagogen Ernest Joyhy

*von Ulrich Klemm* zum anarchistischen Gemeinschaftsprinzip

*von Freerk Huisken* zum Rechtsextremismus

von Zapapres zu den Chiapas

*von Gerald Grüneklee* zur Fragwürdigkeit von Wahlen

DM 15,– + P & V

Birkenfeldstr. 13

D - 54497 Morbach



**INDABA**

**Das Magazin für das Südliche Afrika viermal jährlich**

**INDABA** informiert aus erster Hand über den Abbau der Rassendiskriminierung in Südafrika und die Schaffung von Frieden und Demokratie im Südlichen Afrika. **INDABA** ist spezialisiert auf Entwicklungen in der Arbeitswelt, Familie und Gesellschaft sowie Kultur.

Ja, das interessiert mich:

Ich möchte:

❒ INDABA abonnieren (öS 150,- jährlich)

❒ ein Gratis-Probeheft

Name, Adresse:

An das
Dokumentations- und Kooperationszentrum
***Südliches Afrika***
(1061 Wien, Postfach 146)



**Volksstimme** *spezial* **50 JAHRE DANACH**

**Was feiern wir eigentlich in diesem Frühjahr 1995? Feiern wir den 50. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus oder das Ende des Krieges? Feiern wir den Geburtstag der Zweiten Republik oder bereits ihr Abschiedsfest? Und wie schaut der Start in die nächsten 50 Jahre aus? Darüber diskutierten am eckigen Tisch der *Volksstimme*-Redaktion Univ.-Prof. Emmerich Talos, der Schriftsteller Erwin Riess, Hakan Gürses, Redakteur der Zeitschrift „Stimme der Minderheiten" und KPÖ-Bundesvorsitzender Walter Baier.**

**Ich bestelle die *VOLKSSTIMME*, die linke Wochenzeitung zur rechten Zeit:**

| | | | |
|---|---|---|---|
| ☐ | **4 Nummern gratis zum Kennenlernen** | **öS** | **0,–** |
| ☐ | StudentInnenabo (Inskriptionsbestätigung bitte mitschicken) | öS | 500,– |
| ☐ | Abonnement mit halbjährlicher Zahlung | öS | 480,– |
| ☐ | Abonnement mit jährlicher Zahlung | öS | 960,– |
| ☐ | Solidaritätsabo | öS | 2.000,– |
| ☐ | Volksstimme-spezial „50 Jahre danach" | öS | 10,– |

**Name** _____

**Adresse, PLZ, Ort** _____

**Telefon** _____

**Datum/Unterschrift** _____

**Abo Hotline: 0222/523 87 30**

**Das Abo verlängert sich, wenn es nicht einen Monat vor Ablauf gekündigt wird, um ein weiteres Jahr.**
**Kupon ausschneiden und an: Volksstimme, Kaiserstraße 67/1/DG, 1070 Wien schicken**

# Volksstimme

## Prater Jesuitenwiese

# FEST

## 2./3. Sept 95

Programm auf drei Bühnen,
Flying Pickets und Irrwisch-Feuerzauber,
Sportfest mit BMX-Bewerb, umfangreiches Kinderprogramm, Internationale Organisationen zu Gast, Solidaritätsdorf, Frauenzentrum, Linkes Wort,
Präsentation Bewegung Rotes Wien und vieles mehr!

Neues Gewinnspiel:
Mit der Eintrittskarte nach Kuba (14 Tage Flug, Unterkunft) oder an die Wolga (1 Woche Schiffsreise, Vollpension). Zahlreiche kleinere Preise beim neuen Partnersuch-Spiel – aber jedenfalls einen Drink für alle, die fündig werden.

Kartenvorverkauf:
KPÖ Wien, 214 45 50-18, Chr. Maringer,
Zentralbuchhandlung, 1., Schulerstr. 1-3


## »Weg und Ziel« – Abo

Hiermit bestelle ich

- ○ ein Jahresabonnement von »Weg und Ziel« 5 Hefte 200,- öS (Ausland 35 DEM).
- ○ ein »Weg und Ziel«–Probeheft.

Name und Anschrift:

Unterschrift

»Weg und Ziel« Trattnerhof 2/14, 1010 Wien, Tel.: 0222/ 533 60 23


P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1020 Wien